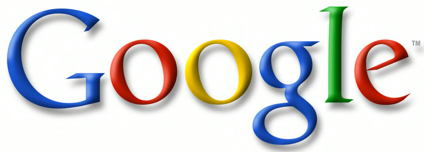


Neuphilologi... Mitteilungen

Uusfilologinen Yhdistys

Library of
Princeton University.



Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

DOPPELNUMMER.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

15/1—15/3 | Acht Nummern jährlich. Preis 4 Fmk. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. W. Söderhjelm) zu senden. | 1902

Die neueren Sprachen und die wissenschaftliche Literatur.

In der europäischen Kulturarbeit machen sich zwei Ströme bemerkbar, die gewissermassen in entgegengesetzter Richtung laufen: einerseits wird mehr und mehr eine geistige Annäherung zwischen den Nationen angestrebt, andererseits ist jedes einzelne Volk bemüht, seine Selbständigkeit zu behaupten und will auch in der Wissenschaft eine gewisse Eigenart entwickeln. Ganz selbstverständlich ist dieses Bemühen bei den grossen Kulturvölkern, die auf dem kulturellen wie auf anderen Gebieten an uralte Traditionen anknüpfen können, und natürlich ist es auch, dass sich jedes Mitglied dieser Völker seiner eigenen Sprache in der wissenschaftlichen Produktion bedient, da ja jede grosse Kultursprache von den Lesern solcher Werke verstanden werden muss. Etwas anders liegt die Sache bei solchen Nationen, deren Sprachen fast jedem ausländischen Fachmanne ein vollständiges Arcanum sind. Es stellt sich ihnen die Frage: welches ist vorzuziehen, durch die Produktion in der eigenen Sprache einen Beitrag zu der einheimischen Literatur zu liefern — sei es auch mit Aufopferung der Möglichkeit, von Fachkundigen gelesen und beurteilt zu werden — oder den nationalen Ehrgeiz bei Seite zu lassen und in einer allen verständigen Sprache zu schreiben?

Hierüber herrschen auch bei uns ziemlich auseinander gehende Ansichten. Ich rede jetzt nicht von denen, welche

aus reinen Bequemlichkeitsgründen die einheimischen Sprachen vorziehen, denn hier sind keine „Ansichten“ im Spiel, sondern nur praktische Gesichtspunkte. Es giebt aber eine teoretische Tendenz, die darauf ausgeht, alles was überhaupt literarisch erzeugt wird, in die Form der eigenen Sprache zu kleiden, damit die heimatliche Literatur bereichert werden solle. Ich glaube jedenfalls, dass diese Tendenz sich weniger bei denjenigen geltend macht, welche bei uns in schwedischer Sprache schreiben. Aber sie bekam einen mächtigen Anstoss besonders durch die Bestrebungen für die finnische Sprache, ihre Anwendbarkeit und Anwendung auf allen Gebieten; man wollte eine nationale wissenschaftliche Literatur schaffen neben derjenigen, die auf künstlerischem Boden emporzuspriessen begonnen hatte, und man sah in der sprachlichen Tracht das wichtigste Mittel und die beste Garantie für einen solchen nationalen Charakter der wissenschaftlichen Produktion. Vielleicht hat diese Richtung im Verlauf der Zeit etwas von ihrer Schärfe eingebüsst; immerhin haben wir, ausser den Arbeiten von allgemeinerem wissenschaftlichem Interesse, welche ihre sprachliche Form der aufkeimenden nationalen Begeisterung verdanken, stets wieder von Zeit zu Zeit Dissertationen und andere wissenschaftliche Veröffentlichungen zu verzeichnen, deren Inhalt einen grösseren und internationaleren Leserkreis voraussetzt als sie durch ihre Sprache finden können.

Sei es fern von mir die Bedeutung einer auf alle Gebiete der menschlichen Kenntnis sich erstreckenden Literatur für das nationale Leben eines Volkes zu verleugnen. Will man einmal der Bildung überall Eingang bereiten, muss es natürlich auch eine literarische Vermittelung dieser Bildung geben und dazu ist als äussere Form nur die Sprache, die in den weitesten Kreisen verstanden wird, geeignet. Es scheint mir aber, als ob man den guten Grundsatz in zweierlei Hinsicht missverstehe, wenn man reine Spezialuntersuchungen zu dieser die nationale Bildung befördernden Literaturkategorie zählt.

Erstens vergisst man, dass der Wert solcher Bildungsvermittler ein gar minimaler ist und es immer in einem kleinen Lande sein muss, wo sich für Spezialuntersuchungen, besonders auf weniger zugänglichen Gebieten, nur ein sehr kleines Publikum findet. Und welches ist unter solchen Umständen der Wert dieser Abhandlungen für die nationale Literatur? Ein rein teoretischer und idealer — im abstraktesten Sinne des Wortes. Zweitens übersieht man, was man verliert, wenn dem Prinzipe in dieser Weise gehuldigt wird: den Zusammenhang mit der übrigen wissenschaftlichen Fachliteratur, die Möglichkeit in der Forschung ein Wort mitzusprechen und, in sehr vielen Fällen, die Möglichkeit eine kompetente Beurteilung seiner Arbeit zu erlangen — was freilich zuweilen für den betreffenden Autor recht glücklich sein kann. — Ich vergesse nicht, dass die Aufarbeitung einer wissenschaftlichen Terminologie in einer jungen Sprache von Bedeutung ist, aber diese Seite der Sache ist doch technischer Art und der Zweck kann erreicht werden, ohne dass man genötigt wäre ihm die Resultate von Einzeluntersuchungen von allgemeinem wissenschaftlichem Interesse zu opfern.

Eine wissenschaftliche Literatur, die für alle Schichten des Volks Bedeutung bekommen kann, wird in anderer Weise begründet werden müssen. Das erste und einfachste Mittel ist natürlich die Popularisierung der Wissenschaft in der Volkssprache. Aber in höherem Sinne entsteht eine national-wissenschaftliche Literatur natürlich dadurch, dass Verhältnisse des eigenen Landes zum Gegenstand der Forschungen gemacht werden, wobei auf sie vielleicht ganz besondere, durch die Art derselben hervorgerufene Methoden angewandt werden können, wie in der jetzigen folkloristischen Forschung bei uns. Was diese Erforschung einheimischer Gegenstände betrifft, so hat man sich im Allgemeinen gewöhnt, die einheimische Sprache als selbstverständlich für derartige Untersuchungen zu betrachten, und diese Ansicht kann mit triftigen Gründen verteidigt werden, besonders auch damit, dass alle Fachleute in engerem Sinne

die betreffende Sprache kennen. Indessen müssen, scheint mir, auch hier Unterschiede gemacht werden. Es wird in der Tat Niemanden ausser Finland interessieren, z. B. eine Abhandlung über die finnischen Landstrassen zu lesen; andere ökonomische und politische Gegenstände der finnischen Geschichte, welche auch für schwedische Forscher nützlich sein mögen, wird man doch nicht deswegen verlangen können in schwedischer Sprache dargestellt zu sehen, wenn einmal die Muttersprache des Autors die finnische ist. Auch hier finden sich jedoch oft Stoffe von weiterer Bedeutung, die es sich ohne Zweifel verlohnen würde in einer fremden Sprache vorzulegen [1]). Gehen wir aber einen Schritt weiter, so stossen wir auf einheimische Forschungsgebiete, die ein ganz entschiedenes Interesse auch von Seiten ausserfinländischer Leser beanspruchen dürfen. Ich meine die finnisch-ugrische Linguistik und die Kalevala-Studien. Wenn auch hier, wie natürlich, Einzeluntersuchungen öfter in finnischer Sprache erscheinen, so ist es doch von grosser Wichtigkeit, dass von Zeit zu Zeit die Ergebnisse in einem internationalen Idiom zusammengefasst werden. Dies haben auch die verdienstlichen Leiter dieser Studien eingesehen und für den Zweck eine besondere Zeitschrift gegründet, die „Finnisch-Ugrischen Forschungen". Es ist nur zu wünschen, dass auch grössere Werke auf diesen Gebieten, wie z. B. über den Kanteletar und die Kalevala, auch dem ausländischen Publikum zugänglich gemacht werden.

Einen grösseren Leserkreis als die Veröffentlichungen in finnischer können selbstverständlich diejenigen in schwedischer Sprache beanspruchen. Doch gilt von ihnen im Allgemeinen auch das oben Gesagte; es wird z. B. die französische Literaturgeschichte ebensowenig berühren, wenn man ein dickes Buch über Prosper Mérimée in finnischer Sprache veröffentlicht wie wenn man über

---

[1]) Geschehen ist das z. B. mit J. R. Danielsons grossem Werke „Die nordische Frage".

Senancour oder Villiers de l'Isle-Adam schwedische Dissertationen schreibt. Weder die eine noch die anderen zählen in der Forschung mit, und es kann einen beliebigen Tag ein Franzose oder ein Deutscher kommen und dieselben Resultate aufs Neue vorlegen, ohne dass man ihm den geringsten Vorwurf daraus berechtigt zu machen ist, dass alles dies schon längst im Druck vorliegt.

Praktische Gründe werden oft gegen die Veröffentlichung in fremder Sprache angeführt. Man beherrscht selbst nicht die Sprache, man will nicht übersetzen lassen, weil dann der persönliche Charakter des Stils verloren geht, oder man kann es nicht, weil es zu teuer wird u. A. Einige Geltung haben diese Rücksichten allerdings, aber keine so grosse, dass sie gegen die wissenschaftlichen Gründe die Oberhand behalten können. Freilich, wenn man selbst seine Arbeit nur als eine für sich und seinen Professor gemachte Gelehrsamkeitsprobe ansieht und auf die weitere Kritik, auf das Mitspielen in dem wissenschaftlichen Orchester u. s. w. verzichtet, dann ist nichts zu sagen. Vielleicht betrachten auch einige alles dies als eine Nebensache und die Lösung des betreffenden Problems als das wichtigste, mag es denn geschehen in welcher Form es will, wenn nur das persönliche Bedürfnis seine Ansichten zu formulieren und seinen Forschungen Gestalt zu verleihen befriedigt ist. Wir, die wir in einem abgelegenen Lande für das Gedeihen der modernen Sprachen sowol als philologisch-wissenschaftliche Disziplin wie auch als praktisches Bildungsmittel und Vereinigungsband zwischen uns und der westeuropäischen Kultur arbeiten, wir können diesen Standpunkt nicht als richtig bezeichnen, sondern müssen, meine ich, darauf bestehen, dass die wissenschaftiche Forschung, soweit sie sich auf Gegenstände richtet, welche von allgemeinem Interesse sind oder gar die Verhältnisse fremder Länder berühren, in eminentem Grade als international auch für uns gelten soll und dass wir daher, wenn wir an der Arbeit teilnehmen wollen, uns solcher Mittel bedienen müssen, die uns erlauben es zu tun.

Man wendet auch ein, dass wenn eine Arbeit gut gelingt, neue Gesichtspunkte bietet u. s. w., es sich leicht machen wird, dieselbe zu übersetzen oder wenigstens davon ein Referat in einer ausländischen Zeitschrift zu geben. Dies geschieht vielleicht auf einigen Gebieten, z. B. den naturwissenschaftlichen, in grösserem oder geringerem Umfange. So weit ich mich aber erinnere, ist es auf mir näher liegenden Arbeitsgebieten nie geschehen, dass z. B. eine hier als Doktordissertation veröffentlichte Untersuchung später im Auslande in irgend welcher Form gedruckt worden wäre.

Auf das Recht der Muttersprache auch in der wissenschaftlichen Literatur einen Platz zu behaupten, obgleich sie nicht von der grossen Mehrzahl der Fachleute verstanden wird, besteht man auch anderswo als bei uns. Besonders ist das, glaube ich, in Russland der Fall. Man bemüht sich dort seine Sprache zu einem Kulturidiom zu erheben und an die Seite der andern Kultursprachen zu stellen. Was man aber bis jetzt erlangt hat, ist, dass der grösste Teil der wissenschaftlichen Produktion in russischer Sprache den westeuropäischen Fachleuten unbekannt ist. Man muss sich fragen: entsteht nicht hierdurch eine in allen Hinsichten und für Alle schädliche Isolierung? In Skandinavien sind beinahe ähnliche Verhältnisse vorhanden, ja sogar in Publikationen, welche modern-linguistische Gegenstände berühren, bedient man sich der nordischen Sprachen. Nun ist es wol so, dass diese ohne Zweifel weitaus mehr gelesen und verstanden werden als sowol finnisch wie russisch, aber doch nicht genug um z. B. bei den Romanisten in Europa die Kenntnis einer schwedisch-romanistischen Abhandlung voraussetzen zu lassen, so wie man es mit einer deutschen, französischen, englischen oder italienischen tun muss. Geschweige denn, dass auf anderen Gebieten die schönsten Forschungen der Nordländer den Fachleuten unbekannt bleiben. Ich nenne beispielsweise die grossartige Geschichte der Weltliteratur von Henrik Schück, die schon durch die jetzt erschienenen ersten Bände

sich als in ihrer Art ganz allein dastehend erweist, die aber meines Wissens von der ausländischen Kritik bis jetzt nicht einmal erwähnt worden ist. Solche Bücher müssten jedenfalls übersetzt werden.

Die Frage, die ich hier mit Bezug auf die heimatlichen Verhältnisse aufgeworfen habe, würde leicht zu allen möglichen Erwägungen hinüberführen, weitere Gedanken über Isolierung resp. Zusammenarbeiten hervorrufen, möglicherweise auch pessimistische Einwände aufsteigen lassen, die sich auf Tatsachen solcher Art stützen könnten, dass in Frankreich recht oft die Forschung anderer Nationen, besonders der deutschen, immerhin nicht die gebührende Aufmerksamkeit erlangt, u. s. w. Das Alles zu erörtern würde aber zu weit führen und nicht in diese Blätter gehören.

Ich schliesse mit etwas Statistik.

Beim Durchgehen der Rektoratsberichte für die sieben Triennien 1878—1899, wozu noch unveröffentlichte Angaben von 1899—1901 kommen, hat es sich herausgestellt, dass das Verhältnis zwischen den an unserer Universität veröffentlichten Dissertationen mit Stoffen nicht ausschliesslich finländischer oder schwedischer Natur und denjenigen, welche in fremder Sprachen geschrieben sind, sich folgendermassen gestaltet [1]):

1878—1881	— 26	Abh.	— 3	fremdspr.	— c.	11	%
1881—1884	— 31	„	— 7	„	— „	23	„
1884—1887	— 32	„	— 7	„	— „	22	„
1887—1890	— 40	„	— 17	„	— „	42,5	„
1890—1893	— 33	„	— 18	„	— „	55	„
1893—1896	— 27	„	— 10	„	— „	37	„
1896—1899	— 38	„	— 24	„	— „	63	„
1899—1901	— 34	„	— 20	„	— „	59	„

[1]) Ich habe dabei ziemlich sorgfältig die Arbeiten auf dem Gebiete der nordischen Geschichte, der finnisch-ugrischen oder nordischen Sprachforschung, des skandinavischen Rechts, der lokalen naturwissenschaftlichen Forschung ausgeschlossen, bemerke aber, dass man auch hier eine fremde Sprache (deutsch) zuweilen angewandt hat.

Es zeigt sich also, dass die Prozentzahl der fremdsprachlichen Abhandlungen in ziemlich konstantem Steigen begriffen ist, was ja als eine erfreuliche Tatsache betrachtet werden muss. Was die verschiedenen Gebiete betrifft, so ist es schwer einen Vergleich anzustellen. Doch scheint es als ob die Mediziner in weiterem Umfange als andere sich der Muttersprache bedienten [1]).

Indem ich den Wunsch auszusprechen mir erlaube, dass die Zahl der in irgend einer internationalen Sprache bei uns veröffentlichten rein wissenschaftlichen Arbeiten sich in baldiger Zukunft mit den überhaupt veröffentlichten decke, möchte ich auch darauf aufmerksam machen, dass in einigen von den bisherigen Abhandlungen die fremde Sprache in einer Weise behandelt wurde, die die Lektüre der betreffenden Schrift einem fremden Leser nicht viel leichter macht, als wenn sie in der einheimischen Sprache erschienen wäre. „Tamen est laudanda voluntas". *W. Söderhjelm.*

Besprechungen.

*Uppsatser i Romansk filologi tillägnade Professor **P. A. Geijer** på hans sextioårsdag den 9 april 1901. Uppsala 1901. Almqvist & Wiksells boktryckeri-A.-B. 302 S. gr. 8⁰.*

In den letzten Jahren hat sich — besonders scheint dies auf neuphilologischem Gebiete der Fall zu sein — die Sitte immer mehr ausgebreitet, dass man, um einem geliebten Lehrer seinen Dank darzubringen, an einem denkwürdigen Tage seines Lebens ihm eine wissenschaftliche Gabe überreicht. Dieser hübschen Gewohnheit sind auch die Upsalienser Romanisten gefolgt, indem sie am 9. April des verflossenen Jahres dem Leiter ihrer Studien Professor P. A. Geijer mit einem stattlichen Bande romanistischer Aufsätze huldigten. Dieser Band weist wieder darauf hin, mit welchem Eifer die betreffenden Studien in Schweden betrieben werden, und sein Inhalt zeugt genügendermassen davon, dass dieser Eifer mit umfassenden Kenntnissen und grosser Gründlichkeit verbunden ist. Wenn dies dem Lehrer zu ebenso grosser Ehre gereicht wie den Schülern, so muss sich doch jener stolz und

[1]) Indessen sind die Veröffentlichungen der Finnl. Gesellschaft der Ärzte mit einem französischen Resumé versehen.

glücklich fühlen Samen ausgesät zu haben, aus welchen die Anerkennung aufwächst dass, wie in der Vorrede gesagt ist, „die Zeit, während deren Sie die romanistischen Sprachstudien an der Universität Upsala geleitet haben, für diese Studien bisher die glücklichste und bedeutungsvollste gewesen ist“. „In welchem Grade“, wird hinzugefügt, „dieses auf Ihrem warmen Eifer für die Wissenschaft und Ihrem persönlichen Interesse für die Studierenden beruht hat, davon können Ihre Schüler das wahrhaftigste Zeugnis ablegen“.

Die Vorrede ist von nicht weniger als 89 Schülern und Kollegen unterzeichnet. Wissenschaftlich haben sich an dem Bande sechzehn Verfasser beteiligt. Ich verzeichne hier unten die Aufsätze, halte mich aber nur bei denjenigen besonders auf, welche den Leserkreis dieses Blattes vorwiegend interessieren können.

— S. 1. *Carl Wahlund,* De Hel. Birgitta tillskrifna femton bönerna efter ett unikt franskt manuskript i National-Biblioteket i Paris utgifna. — Nebst den nach einer einzigen, bisher ungedruckten Handschrift veröffentlichten fünfzehn Gebeten der heil. Birgitta, „Les quinze Oroisons saincte Brigide“ druckt prof. W. den lat. Text und das erste Gebet parallel nach vier verschiedenen frz. Ausgaben, 1683, 1743, 1805 und 1893; hinzugefügt hat er ein Verzeichnis von 20 solchen Ausgaben. Nach einer uns zugegangenen Mitteilung des Verf:s hat ihn der Direktor der Bibl. Nat. darauf aufmerksam gemacht, dass im Musée Condé in Chantilly noch eine (gotische) Ausgabe, ohne Druckort und Datum, vorhanden ist. — Die Veröffentlichung hat, neben dem philologischen Interesse, vorwiegend ein patriotisches, da man eben in diesen Zeiten eine immer grössere Aufmerksamkeit der berühmten, aber allmählich so ziemlich vergessenen schwedischen Heiligen in ihrem Heimatlande zuzuwenden begonnen hat.

— S. 25. *C. Svedelius.* Was charakterisiert die Satzanalyse des Französischen am meisten?

Der Verf. nimmt hier wieder ein Thema auf, das er in seiner im J. 1897 erschienenen Dissertation „L'analyse du langage appliquée à la langue française“ in einer eingehenden Weise erörterte. Er stellte dort höchst selbständige und scharfsinnige systematische Gesichtspunkte für die Satzanalyse auf, indem er, wie so mancher andere, das traditionelle System der Syntax verurteilte und statt dessen beim Zerteilen der Aussage die Idee als den einzigen berechtigten Ausgangspunkt bezeichnete. Für ihn existieren zweierlei Aussagen, die eine die den „Prozess“, die andere, die die „Relation“ aussagt: „der Vogel fliegt“ = d. V. fliegt jetzt, oder = d. V. ist ein fliegendes Tier. Der Prozess bezieht sich einerseits auf einen „terminus a quo“, andererseits auf einen „terminus ad quem“. Der erstere fällt oft zusammen mit dem was man gewöhnlich Subjekt nennt, der zweite enthält aber viel mehr als was unter dem Namen Objekt Platz findet, denn er enthält auch die präpositionalen Verbindungen, welche den

Begriff modifizieren u. s. w. Wie sich nun diese in allen möglichen verschiedenen Fällen zu dem Prozess verhalten, und der Prozess zu den Komplementen, die wieder eine neue Kategorie bilden, das wird in der Dissertation ausgeführt, die neben diesen allgemeinen Gesichtspunkten sich dann eingehender mit der rein formalen Analyse beschäftigt und dabei speziell auf das Neufranzösische Bezug nimmt. Ich benutze die Gelegenheit um hier ausdrücklich den Wert dieses Buches für alle die, welche über die sprachlichen Vorgänge zu denken lieben, hervorzuheben und es besonders denjenigen von unsern Sprachlehrern zu empfehlen, die sich bei der grammatikalischen Analyse, welcher Sprache es auch sei, von dem gewöhnlichen syntaktischen Schema unbefriedigt gefühlt haben. Freilich, ein praktisches, in der Schule anwendbares System ist das Svedelius'sche nicht, wenigstens nicht so lange seine Terminologie nicht vereinfacht worden ist; aber es enthält eine Menge von neuen, freien und vernünftigen Gesichtspunkten und dadurch auch eine Anleitung zur Erklärung der sprachlichen Tatsachen, die ein geschickter Lehrer vielfach auch in seinem Unterricht nutzbar machen kann. Nichts ist gewiss dankbarer als die inneren Vorgänge zu analysieren, auf welchen die lebendige Sprache fusst, und auch wenn die offizielle Grammatik keine andere Form der Analyse zulässt als die traditionelle formale, so wird es dem Lehrer — ich denke besonders in der Muttersprache — leicht sein nebenbei den Stoff in ganz anderer Weise zu beleben. Es wird ohne Zweifel lange dauern bis wir zu einem System gelangen, das sich auch in der Schulgrammatik verwenden lässt; so viel man auch in der letzten Zeit um eine Reform der Syntax beflissen war, so ist wenigstens bis heute kein bedeutenderer Gewinn für die Praxis daraus hervorgegangen. Svedelius bezweckt es auch nicht; ihm ist es genug das charakteristische Prinzip aufzusuchen und dieses Prinzip dann in einem logischen System durchzuführen. Und er hat Recht. Zunächst muss es sich ja überall darum handeln, die wissenschaftlichen Grundlagen festzustellen, und diejenigen, auf denen das jetzige Grammatiksystem ruht, haben sich seit Jahrhunderten so fest eingewurzelt, dass ehe es gelingt sie ganz auszugraben, das was an die Stelle gesetzt werden soll, allseitig geprüft und langer Erwägung unterzogen sein muss. — In seinem jetzt vorliegenden Aufsatze will Svedelius zeigen, wie eine syntaktische Kategorie im traditionellen Sinne, die des „régime indirect", die sich nur in der französischen Grammatik findet und die Satzanalyse dieser Sprache am meisten kennzeichnet, auch für andere Sprachen angenommen werden kann, wenn man nur die Verhältnisse von dem richtigen Standpunkte aus betrachtet. Er will, m. a. W., an einem besonderen Beispiele beweisen, dass sich sein System auf alle Sprachen [1]) anwenden lässt, auch in Fällen wo sie auseinander zu gehen scheinen. Ich kann hier nicht auf Einzelheiten eingehen — was auch nicht ganz

[1]) Er meint wol die ganze Zeit nur höher entwickelte Sprachen.

leicht wäre — bemerke nur, dass das Thema dem Verf. Anlass giebt über die Transitivität des Verbums und die Wortfolge in sehr ansprechender Weise zu verhandeln, nachher einiges was er in seinem Buche behauptet hat, jetzt anders darzulegen, seine Ideen zu präzisieren und zu wiederholen, teilweise um sie gegen die Kritik zu verteidigen, u. s. w. Seine Ausführungen können nicht umhin zu überzeugen, dass er sich auf einem sehr richtigen Wege befindet, wenn man ihm vielleicht auch nicht in den besonderen grammatikalischen Ausführungen immer folgen kann.

— S. 57. *Åke W:son Munthe,* Bemerkungen zu Baists Schrift Longimanus und Manilargo. — Behandelt ein Kapitel aus der Kompositionslehre des Spanischen.

— S. 73. *S. F. Eurén,* Rousseau et le Misanthrope de Molière. — Einige Bemerkungen über die Kritik, die Rousseau in seinem berühmten Brief an d'Alembert „sur les spectacles" an der Person des Alceste übt und die nach dem Verf. aus einer Identifikation seines eigenen Ich mit dem Misanthrope hervorgegangen ist.

— S. 83. *Em. Walberg,* Sur *blou, bloi* en ancien français. — Interessante Bemerkungen über die Etymologie dieser beiden Wörter (die W. beide auf lat. *blavu* < germ. *blâw* zurückführt, in welchem Falle *bloi* nur eine dialektale Form von *blou* wäre) und besonders über ihre verschiedenen Bedeutungen im Altfranzösischen, wo sie eine lange semasiologische Reihe von „glänzend", „klar", oder vielmehr „bleich", bis zu „blau" und „schwarz" einerseits und „gelb" und „weiss" andererseits durchgemacht haben, bis sie sich differenziert und vereinfacht haben, so dass *blou* vorzugsweise „blond" bedeutete. Doch wirken nicht alle die angeführten Beispiele der verschiedenen Bedeutungen überzeugend.

— S. 99. *G. Sundström,* Sur l'extension dialectale de subjonctif dans les propositions comparatives du vieux français. — Es handelt sich um den Konjunktiv von dem Typus *Dieu est plus puissant que ne soit le diable* und um die Frage, ob dieser Konjunktiv, den man bisher im östlichen und nord-östlichen Gebiete des Afrz. angetroffen hat, in der Tat sich auf diese Gebiete beschränkt. Verf. hat einige nichtöstliche Texte auf die Erscheinung hin untersucht und in den betreffenden Fällen immer hier den Indikativ angewandt gefunden. Es wäre, wie er sagt, höchst interessant, wenn man eine solche syntaktisch-dialektale Unterscheidung machen könnte, jedoch scheint es als ob keine Sicherheit erlangt werden könne, bevor man alle die zugänglichen Texte — besonders auch Prosatexte, was der Verf. nicht allzu nötig findet — durchmustert hat.

— S. 127. *Kerstin Hård af Segerstad,* Sur l'âge et l'auteur du fragment de Bruxelles, Gormund et Isembard. — Die kleine, etwas ungelenk abgefasste und z. B. in Bezug auf die Sprache des Textes wenig vollständige Untersuchung (fataler Druckfehler ist *le rime* zweimal nach einander!) macht glaublich, dass das eigentümliche in Achtsilbnern

geschriebene epische Fragment am frühesten gegen Ende des XIV:ten Jhdts geschrieben worden ist. Offenbar eine Seminararbeit, die durch das positive Resultat ihren Platz in der Sammlung behauptet.

— S. 141. *Fr. Wulff,* Petrarcas första redaktion af canz. *Che debb'io far?* Handschr. Mitteilungen und chronologische Erwägungen.

— S. 151. *Gustaf Lené,* Om ett fall af bisats i hufvudsatsanvändning i romanska språk. — Dieser Aufsatz behandelt zuerst einleitungsweise die elliptischen Satzfügungen und andere damit im Zusammenhang stehende Erscheinungen, welchen schon von Seiten der Syntaktiker die gebührende Aufmerksamkeit zu Teil geworden ist. *(Quand je pense que ... — Si je pouvais l'aider! — Qu'il vienne!* etc.) und beschäftigt sich dann eingehender mit den Fällen, wo ein Kausalsatz in Hauptsatzanwendung erscheint, d. h. wo *puisque* oder zuweilen *quand* einen solchen freistehenden Satz einleitet, wie: *Ne me parle pas de cet homme! — Puisque tu ne le connais pas!* oder: *Nous sommes en avance. — Là, quand je te disais que nous avions le temps ...* Verf. hebt hervor, dass es unrichtig ist den letzteren Satz so zu erklären, wie z. B. ein Kommentator es tut, nämlich dass hier eine Ellipse des Hauptsatzes *j'avais bien raison* vorläge. In diesen Sätzen kann von keiner Ellipse die Rede sein. Sie enthalten weder eine Ursache, noch eine Erklärung, sondern nur ein stärkeres Hervorheben des Satzinhaltes; man könnte im Schwedischen „ju“, „då ju“ (im Deutschen „ja“, „da ja“) für denselben Zweck gebrauchen. Die Entstehung solcher isolierten Sätze ist ja von vornherein ziemlich klar, der Verf. beleuchtet jedoch die Erscheinung in lehrreicher Weise, indem er Beispiele des allmählichen Überganges vom Nebensatz- zum Hauptsatzgebrauche giebt. Was nun besonders *quand* betrifft, das übrigens nur mit dem Verbum *dire* (vereinzelt *expliquer*) in diesem Sinne verbunden wird und also nicht den weiten Gebrauch von *puisque* hat, so meint L., dass seine Anwendung in den betreffenden Fällen sich nicht aus der temporalen Bedeutung dieser Konjunktion erklären lässt, sondern aus einer kausalen Bedeutung, die wol im modernen Frz. nicht vorkommt, aber dagegen sehr häufig im Afrz. ist. Aus dieser Tatsache aber, verglichen mit dem Umstande, dass die *quand*-Sätze in Hauptsatzanwendung erst in neuerer Zeit in der Literatur erscheinen, schliesst der Verf., dass dieser letzte Gebrauch längere Zeit hindurch in der gesprochenen Sprache vorhanden gewesen ist, sich aber in der geschriebenen erst dann zeigt, wo sich diese mehr als früher an die tägliche Rede anzuschliessen begonnen hat. — Zum Schluss bespricht Verf. ähnliche Erscheinungen im Spanischen und Italienischen.

— S. 173. *Anna Ahlström,* Remarques sur l'arrêté ministeriel du 31 juillet 1900 relatif à la simplification de la syntaxe française. — In diesem nicht sehr viel sagenden Aufsatze verteidigt die Verfasserin den frz. Minister gegen die Angriffe von Bru-

neière, Lapaille, Rodhe etc. und beleuchtet die Berechtigung des bekannten Erlasses mit einigen sprachhistorischen Notizen und Citaten aus der älteren und neueren Literatur.

S. 187. *Augusta Ljungqvist,* Mirèio, provençalsk dikt af Federi Mistral. Första sången öfversatt till svenska. — Recht fliessende, reimlose Übersetzung des ersten Gesangs, mit parallelem Abdruck des Originals.

— S. 225. *P. A. Lange,* Über den Einfluss des Französischen auf die deutsche Sprache im 17. u. 18. Jahrhundert. — Verf. giebt, zum Teil nach den bekannten Zusammenstellungen von Brandstäter, ein skizzenhaftes Bild der zahlreichen franz. Bestandteile im älteren Deutsch. Das wertvollste in diesem kleinen Aufsatze, der auch keineswegs als vollständig gelten will, ist die Kritik die an vielen von den gewöhnlich als Gallicismen angesehenen Redensarten geübt wird und die zu dem Resultate führt, dass mehrere sehr wol als echt deutsche angenommen werden können. Die Idée der Arbeit ist gut und verdient sicherlich in ihrem ganzen Umfange ausgeführt zu werden.

— S. 241. *Isak Collijn,* Sur la vie de sainte Marie-Madeleine. — Bemerkungen über die verschiedenen Bestandteile, welche in dieses Heiligenleben zusammenfliessen, und Hervorhebung einiger Probleme die es dem Forscher stellt.

— S. 250. *Erik Staaff, Desver et rêver.* Essai étymologique. — Der schon rühmlichst bekannte Uppsalienser Phonetiker beschäftigt sich hier mit zwei Wörtern, deren Ursprung den Gelehrten viel Mühe gemacht hat. Dr. Staaff nimmt eine alte, später völlig verworfene Erklärung wieder auf und räsonniert so: ***desver*** kommt von lat. ***disviare,*** das wieder vielleicht durch Präfixtausch das kl. lat. ***deviare*** ersetzt hat; nfr. ***dêvoyer*** würde eine Doppelform sein, die aus der analogischen Einwirkung der stammbetonten Konjugationsformen ***desvéo*** (später ***desvei***) hervorgegangen sei, während ***desver*** die phonetisch richtige Entwickelung darstelle, ***desveare*** > ***desveär*** > ***desvär*** > ***desver.*** Diese Contraction *eä* > *ä* > *e* ist wol nur belegt in Wörtern, wo sie von viel späterem Datum ist, aber sie kommt dem Verf. sehr wahrscheinlich vor. Dass sich neben der reguliären Form eine analogische ausgebildet hat, ist leicht erklärlich. — ***Rêver*** würde eine Zusammensetzung ***re-exviare*** darstellen; die Bedeutung habe nichts Auffallendes, denn ***resver*** bedeutet im Afrz. „courir çà et là". — Diese Ausführungen sind fein, originell und ansprechend; ob die Einwände, die sich hie und da von selbst bieten, so leicht zurückgewiesen werden können wie der Verf. es meint, mag dahingestellt bleiben.

— S. 264. *K. F. Sundén,* Quelques remarques sur la délimitation de la syntaxe. — Dieser höchst interessante Aufsatz führt uns wieder auf das Gebiet der Syntax zurück. Sein Hauptzweck und Hauptverdienst ist die gründliche Kritik, die der Verf. an Ries' bekanntem Buche „Was ist Syntax?" übt. Zwar ist dieses Buch nicht überall mit

demselben Enthusiasmus aufgenommen worden -- O. Behaghel, der bedeutendste germanistische Syntaktiker unserer Tage, erhob im Einzelnen sehr starke Einsprache, vgl. Literaturblatt 1894, 353 ff. — aber Sundén hat jedenfalls recht, wenn er sagt, dass das Ries'sche System bisher nicht ordentlich in seinem Zusammenhang untersucht worden ist. Für diejenigen, welche dieses System nicht kennen, will ich hier einiges aus Ries' eigener Rekapitulation anführen: „Die wissenschaftliche Syntax lehrt nicht, wie die Worte zusammenzufügen sind, sondern wie sie sich zusammenfügen. Syntax ist nicht Bedeutungslehre der Wortarten und Wortformen; denn der Gegensatz von Syntax ist nicht Formenlehre, sondern Wortlehre. Der Formenlehre steht nicht die Syntax zur Seite, sondern die Bedeutungslehre; in Formenlehre und Bedeutungslehre zerfällt sowol die Wortlehre wie die Syntax . . . Der dritte Teil der Grammatik (Syntax) behandelt die Verbindung der Worte zu neuen Einheiten oder die Wortfügung. Sein Gegenstand sind die Wortgefüge; *alle* Wortgefüge und nicht nur die Sätze; *nichts als* die Wortgefüge und nicht auch die Wortarten und Wortformen". Daher sollen die Formenlehre und die Syntax so getrennt werden, dass die Wortlehre 1. die Lehre von den Formen der Worte und 2. die Lehre von der Bedeutung der Worte, ihrer Arten und Formen — die Syntax analog damit 1. die Lehre von den Formen der syntaktischen Gebilde und 2. die Lehre von der Bedeutung der syntaktischen Gebilde behandeln soll. Daneben aber gestattet Ries eine alternative Einteilung, in Formenlehre und Bedeutungslehre. So wie er aber diese Begriffe fasst, stimmt in Wahrheit die zweite Einteilung so ziemlich mit der ersten überein.

Dr. Sundén zeigt im Einzelnen, wie schwankend die Grenzen sind, die Ries zieht, wie unbestimmbar sein Begriff der „syntaktischen Bedeutung", wie unklar daher die Gebiete seiner Idealgrammatik, und wie er sich mit sich selbst in stetem Widerspruch befindet. Sein System leidet an dem Fehler, dass er eine scharfe Unterscheidung zwischen Form und Bedeutung machen will, während eine solche sich nicht machen lässt. Die Einteilung der Grammatik muss sich, meint S., nach dem Bau der Sprache richten. Die Sprache besteht aus Materien *(matériaux)* und Formen. Die ersteren sind aber zweierlei Art, physische (die Laute) und psychische (die Bedeutungen), daher die Dreiteilung der Grammatik in Phonologie, Semologie und Morphologie. Dadurch vermeidet man die Mischung von Form und Bedeutung. Syntax aber nennt man unter diesen Umständen am liebsten das Studium, das sich mit der *Bildung des Wortgefüges* („l'étude de la formation des combinaisons de mots") beschäftigt. Dadurch ist das Gebiet der Syntax entschieden abgegrenzt, und sie bildet also einen Teil der Morphologie. Sie hat zu untersuchen, welche Wortarten sich mit einander kombinieren lassen, unter welchen flexivischen Verhältnissen es geschieht — hierher gehört z. B. Übereinstimmung in Numerus und Genus —, ob ein Wortgefüge mit einem andern in Verbindung treten kann, ob diese neue Verbindung wieder eine

andere an sich ziehen kann, welchen Platz die „Morpheme“ im Verhältnis zu einander einnehmen u. dergl. mehr. — Die Grundlinien dieses Systems sind nicht ganz neu; sie wurden schon früher von verschiedenen Forschern aufgezogen, besonders von Noreen und Sweet, jedoch hat der letztere die Semologie mit dem Namen Syntax bezeichnet.

Die Ausführungen des Verfassers sind scharfsinnig und belehrend und weisen entschieden gegen eine klarere und für praktische Zwecke besser verwendbare Lösung des Problems hin als die Theorie von Ries, welche, wie die Erfahrung schon zeigt (vgl. Neuphil. Mitteil. $^{15}/_{1}$—$^{15}/_{3}$ 1900, S. 12 ff.), sich in der Praxis recht unbequem ausnimmt. Hoffentlich wird sich die Diskussion über diese wichtige Frage immer weiter ausspinnen, bis man zu einem einfachen und verständigen System kommt, mag dann die „Syntax“ bezeichnen was sie will, denn um Namen handelt es sich ja nicht, nur um Übereinstimmung der grammatikalischen Unterscheidungen mit denen, die in der Sprache selbst liegen. — Dr. Sundén würde ohne Zweifel den nordischen Pädagogen, besonders den Lehrern der Muttersprache, einen Dienst erweisen, wenn er seine Aufstellungen in schwedischer Sprache veröffentlichen wollte.

— S. 291. *H. O. Östberg,* Sur les pronoms possessifs au singulier dans le vieux français et le vieux provençal. — Im Lateinischen standen Formen wie *tos, sos, tom, som* neben *tuus, suus, tuum, suum;* das ist eine Tatsache und sie hängt nicht von der Betonung ab, die älteren Monumente zeigen, dass eine syntaktische Differenzierung noch nicht stattgefunden hatte (beweist das aber so viel?). Nach diesen Formen bildeten sich dann analogisch nicht nur die fem. Formen *ta, sa, tam, sam* u. s. w., sondern auch die Formen der ersten Person *mon* etc. (denn *meus* findet sich nicht einsilbig und *meon* > *mon* ist phonetisch unmöglich). Die afrz. Formen *tuen, suen* gehen auf betontes *tom, som* zurück, in welchen der Vokal vor dem labialen Konsonanten offen wurde. Von *tuum, suum* können diese Formen nicht stammen, denn *m* konnte nicht nach einem Diphthong erhalten bleiben und *uu* konnte nicht *ue* werden. *Mien* kann auch nicht von *meum* kommen, *Deum* > *Dieu* und die Formen der anderen rom. Sprachen widersprechen dieser Annahme ganz bestimmt; man muss daher eine analogische Einwirkung von *tuen, suen* annehmen um die Erhaltung des auslautenden Konsonanten zu erklären; aus *mieu* entstand *mien,* weil die Formen der 2. u. 3. P. als bequemer sich erwiesen hatten. *Meon* der Eide ist gebildet wie *tuon* < *tom* (Eulalia). — Was Östberg vorführt scheint mir ungesucht und von allen kühnen Hypothesen frei; dass *meum* nicht hat *mien* geben können, haben viele vor ihm behauptet (schon Diez, dann besonders Gröber und Neumann); bei der übrigens sehr einfachen Erklärung Östbergs nimmt es jedoch Wunder, dass er nicht den Umstand beachtet, dass die Form *men* tatsächlich im Vulgärlat. nachzuweisen ist (s. Gröber, Zf. III, 157). — Es ist gewiss endlich Zeit auf die Bildung der Possessiva ordentlich

zurückzukommen, und der verständige und übersichtliche Aufsatz Östbergs wird ohne Zweifel anregend zu der Wiederaufnahme der Diskussion und vielleicht zu einer plausiblen Lösung der Frage beitragen.

Wie man sieht, enthält der Geijer-Band eine Fülle guten Stoffes — obgleich zuweilen etwas fragmentarisch behandelt, wie es in solchen Publikationen selbstverständlich ist — und Resultate fleissiger Forschung. Noch einmal: dem Lehrer kann man zu diesen Schülern gratulieren, ebenso wie die Schüler glücklich sein können, dass sie sich unter diesem Lehrer ausgebildet haben. *W. Söderhjelm.*

Otto Behaghel*, *Die deutsche Sprache.* *Zweite neubearbeitete Auflage. Leipzig, G. Freytag 1902. 307 S. 8⁰.

Endlich ist von dem bekannten Buche die lang ersehnte zweite Auflage erschienen. Nicht als ob die erste zu sehr veraltet wäre; wenn man sie aber lange Zeit als Examensbuch angewandt und den Anfängern als übersichtliche Einführung in die verschiedenen Teile der deutschen Philologie empfohlen hatte, so regte sich immer lebhafter der Wunsch, der Verf. möchte doch das Büchlein einmal wieder in die Hände nehmen um hie und da zu ebnen und zu erweitern. In Deutschland hat es wol zunächst die Bestimmung gehabt, weitere Kreise mit den Problemen und Ergebnissen der Geschichte der Muttersprache vertraut zu machen. Anderwärts konnte es aber vorwiegend dem soeben angedeuteten Zweck dienen, und tat es in vortrefflicher Weise und besser als irgend ein anderes [1]). Durch Behaghel haben sich bei uns die jungen Studenten ihre ersten Begriffe von der Entwickelung der deutschen Sprache und zugleich eine lebendige Auffassung von verschiedenen sprachlichen Problemen erworben. Immerhin blieb das Buch eben in Anbetracht dieser wichtigen Rolle, trotz all seines inhaltlichen Reichtums, auf einige wichtige Fragen die Antwort schuldig und enthielt andererseits Ausführungen, die für den von mir ins Auge gefassten Zweck etwas zu weitläufig waren. In wiefern die zweite Auflage sich von der ersten unterscheidet, wird die folgende kurze Übersicht zeigen.

Das erste was dem Leser auffällt, — ausser dem stark angeschwollenen Umfang des Bandes, früher 231 Seiten, jetzt 370 — ist die Einteilung, die jetzt viel übersichtlicher ist und in zahlreichere Abschnitte zerfällt als früher. Hiermit hängt zusammen, dass der Inhalt auch besser geordnet erscheint, vieles,

---

[1]) Das Erscheinen von O. Wiese's Unsere Muttersprache (4:te Aufl. Leipzig 1902) liess es noch mehr erwünscht erscheinen, dass Behaghel sein Buch neubearbeiten sollte. W:s Arbeit ist ja aller Annerkennung wert, jedoch für unseren Zweck ist die Art wie B. seine Aufgabe gefasst hat viel angemessener. — Jedermann weiss, dass Lichtenberger's ausgezeichnete Histoire de la langue allemande nicht zu derselben Kategorie gehört wie B:s Die deutsche Sprache; die beiden Bücher vervollständigen einander und bilden jetzt zusammen eine ungemein reiche Quelle für die Kenntnis der inneren und äusseren Geschichte des Deutschen.

was in der ersten Auflage auseinander gehalten war, ist jetzt zusammengeführt, das Ebenmass der verschiedenen Teile ist ein gleicheres. Wäre in dieser Beziehung etwas zu bemerken, so würde es sich auf den besonderen Teil, S. 205—252 beziehen. Dieser Teil, der fast wörtlich aus der alten Ausgabe (S. 150—196) herübergenommen ist, hätte, scheint es mir, in Übereinstimmung mit dem was mit anderen Abschnitten geschehen ist, erweitert werden können. Überaus belehrend ist ohne Zweifel die Art, in welcher der Verf. vom Standpunkte des Nhd. aus die Erscheinungen historisch verfolgt, und einem jeden, der sich nicht mit Sprachgeschichte beschäftigt hat, gehen hier beim Lesen überall neue Gesichtspunkte auf. Es ist mir aber vorgekommen, als ich das Buch z. B. bei dem Lehrerinnenexamen gebraucht habe, wo sonst keine historische Grammatik verlangt wird, dass eins und das andere in diesem Abschnitte den Kandidanden dunkel geblieben ist und dass die Entwickelung sich nicht mit wünschenswerter Schärfe aus der gedrängten Darstellung abgehoben hat. Vielleicht liegt die Ursache dazu auch in rein äusserlichen Verhältnissen, in der Darstellungsart, die hier wie sonst ganz beschreibend ist. Ohne durch verschiedene Rubriken oder gesperrten Druck die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, gehen Erscheinungen wie Umlaut, Brechung, Ablaut u. s. w. in der fortlaufenden Schilderung in einander fast unmerklich über, die Flexionsformen sind meistens nicht tabellarisch aufgestellt, die Tatsachen reihen sich dicht an einander und der Anfänger kann sich zuweilen von der Fülle des Stoffes erstickt fühlen und etwas mehr Luft sich wünschen, einige Stellen so zu sagen kommentiert sehen wollen. Vergleicht man eben den reichen Inhalt dieser Abschnitte mit den nicht weniger wichtigen, jedoch mehr ausgeführten in verschiedenen anderen Kapiteln, wie z. B. in dem über die Eigennamen, so fragt man sich, ob nicht hier ein gewisses Missverhältnis bestehe.

Das einleitende Kapitel, wo die germanischen Lautverhältnisse und die erste Lautverschiebung erörtert werden, ist sich gleich geblieben. Ich hätte der Schüler wegen ein Paar Einzelheiten anders gewünscht. Der Verfasser behandelt das Vernersche Gesetz erst nach den drei Hauptpunkten der Lautverschiebung, anstatt, wie es angemessener wäre, es gleich nach der Regel von dem Übergange der Tenues zu tonlosen Spiranten anzuführen; die Nachstellung würde berechtigt erscheinen, wenn im Zusammanhang mit der Veränderung von Tenuis zu Spirant bezw. Media auch der grammatische Wechsel zur Sprache käme. Das ist aber nicht der Fall; er wird erst in der Flexionslehre erwähnt, (ohne den gebräuchlichen Namen), was für *h* — *g*, *d* — *t* natürlich angepasst ist, für *s* — *r* aber weniger, da man in diesem Zusammenhange nur noch von Resten der Erscheinung reden kann. Übrigens gewinnt man durch B:s Darstellung die Auffassung, als ob die indogermanischen Tenues, wenn der Akzent folgt, direkt zu Medien übergegangen wären; die ganze Erscheinung stellt sich ja klarer dar, wenn man nicht die Zwischenstufe der tönenden Spiranten ausser Acht lässt. — Neu ist dann ein trefflicher

Exkurs über „die Perioden des Deutschen im engern Sinn". Das über das Althochdeutsche und die zweite Lautverschiebung gesagte ist unverändert (*th* > *d* wird auch jetzt nicht von der Gesammterscheinung gesondert). Dann folgen ein kurzes Kapitel über das Mittelhochdeutsche und ein längeres, zum grössten Teile neues, über das Nhd., und darauf eine Darstellung der „räumlichen Unterabteilungen", die früher kein besonderes Kapitel bildete, jetzt aber, für sich dastehend und sehr inhaltsreich, einen überaus klaren Überblick über die dialektalen Einteilungen des Deutschen bietet. Der einzige Nachteil bei dieser Anordnung ist der, dass schon dort, wo von der zweiten Lautverschiebung die Rede war, einiges über die Dialekte vorausgenommen werden musste, ohne dass sich dabei eine Gelegenheit gefunden hätte, auf ihre Einteilung näher einzugehen und die angewendeten Namen zu erklären. — Hiernach wird das Verhältnis zwischen Schriftsprache einerseits und gesprochener Sprache, Mundarten andererseits weitläufig (vielleicht, in Anbetracht unseres Zweckes, allzu weitläufig) erörtert, ein Abschnitt über Standessprachen und technische Sprachen und einer über Schwankungen innerhalb der nämlichen Spracheinheit werden eingeschaltet. Zusammen mit dem folgenden zweiten Abschnitt, „Die Entstehung der sprachlichen Verschiedenheiten" (teoretische, sprachphysiologische und -psychologische Ausführungen), entsprechen, diese Kapitel dem zweiten Abschnitte in der alten Auflage — früher 54 Seiten, jezt 123!

In dem „besonderen Teile" ist ein ganz neues, höchst interessantes Kapitel über die Wortbildung hinzugekommen (42 S.) und ein anderes, über die Satzfügung (45 S.), entspricht nur sehr wenig dem alten syntaktischen Abschnitt (1. Aufl. S. 196—214). Bezeichnend ist hier, dass Behaghel von seinem älteren Standpunkte („die Syntax ist ihrem Wesen nach nichts anderes als ein Abschnitt der Bedeutungslehre") Abstand genommen hat und die Syntax jetzt, im Ries'schen Sinne, vorwiegend als die Lehre von dem Satzgefüge behandelt (die Darstellung beginnt mit einer Charakteristik der „eingliedrigen" Sätze, die B. mit Paul als wirkliche Sätze gelten lassen will). Das ganze Kapitel ist ungemein interessant und lehrreich, man möchte nur des Guten mehr haben. — Oben ist schon einiges über die Laut- und Beugungslehre gesagt worden. Auf Schritt und Tritt hätte man breitere Ausführungen gewünscht — ich nenne beispielshalber einen Hinweis auf die Ursache des Umlauts — überhaupt ist die reine Phonetik sehr zu kurz gekommen — und auf den Zeitpunkt seines Entstehens, eine Erklärung dessen, was man mit *o*-Stämmen, konsonantischen Stämmen u. s. w. meint, ein näheres Eingehen auf die parallele Anwendung der doppelten Pronominalformen (wie *den* — *denen*) und ihre Scheidung wegen des Überflusses, u. s. w. Dass die Ablautsreihen in einer anderen Ordnung als der gewöhnlichen aufgeführt sind und bei ihrer Charakterisierung nur das Präsens in Betracht kommt, kann den Leser, der sich zu gleicher Zeit mit Braune, Paul etc. beschäftigt, irre führen. Und um noch eine Kleinigkeit zu erwähnen, glaubt B. wirklich, dass die

Konstruktion „ich hätte geben können" u. s. w. *nur* auf Analogie mit den sehr wenigen so gebrauchten mhd. Partizipien zurückgeht? Die gründliche Behandlung, die diese Frage nach dem Erscheinen der 1. Aufl. erfahren hat (besonders von Merkes, s. Neuph. Mitt. $^{15}/_{9}$—$^{15}/_{10}$ 1899, S. 9 f.) erlaubt es kaum, bei dieser Ansicht zu verharren.

Ein nützliches Register ist hinzugefügt worden. Statt der fremden Termini gebraucht B. jetzt Beugung, Hauptwort, Zeitwort u. s. w. So weit ist er jedoch nicht gegangen, dass er die Namen der Kasus verdeutscht hätte, was ich mit besonderer Befriedigung hervorzuheben mir erlaube.

Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich, nur ist der Druck (jetzt Antiqua statt Fraktur) vielleicht zu gedrängt. Der Preis beträgt jetzt RM. 3: 60. *Das Werk sollte in der Handbibliothek keines Lehrers und keines Studierenden des Deutschen fehlen.* *W. Söderhjelm.*

Émile Rodhe, Essais de philologie moderne. *I. Les grammairiens et le français parlé. II. La méthode mécanique en grammaire. Lund 1901. 184 + 68 p. in-8°.*

M. Rodhe, le jeune professeur de Lund, qui a publié tant de livres scolaires et qui, dans les commentaires de ces livres, a montré une connaissance si profonde de la langue actuelle, non seulement du français, mais aussi de l'allemand et l'anglais, critique dans le premier de ces fascicules la langue des exemples de quelques grammairiens. Il s'adresse d'abord à M. Widholm, l'auteur de la grammaire bien connue, et lui reproche d'avoir trop puisé dans le langage littéraire et vieilli, en laissant de côté la langue parlée de nos jours, qui seule devrait être la base de l'enseignement scolaire. J'avoue que plusieurs des exemples qu'il cite ne laissent pas, en effet, d'étonner, étant fort démodés et quelquefois absolument hors d'usage, et que les éclaircissements qu'il donne sur l'emploi moderne sont très utiles. Mais, d'un autre côté, il y a aussi des expressions qu'il attaque sans nécessité et contre lesquelles son ardeur semble assez superflue [1]). La question touche, du reste, à un principe qu'il serait bon de discuter. Pour ma part, je ne crois pas que M. Rodhe ait tout à fait raison dans ce qu'il dit sur le rôle de la langue parlée dans la grammaire. Sans doute, les exemples que donnent les grammaires ne doivent pas appartenir à une espèce de langue pétrifiée, mais il est aussi évident, selon moi, que la grammaire ne doit pas, non plus, être un manuel pour les phrases journalières. Elle doit résumer l'usage, mais l'usage tel qu'il est fixé dans les œuvres des meilleurs conteurs modernes, elle doit expliquer cet usage et

---

1) M. Tobler, qui dans l'Archiv de Herrig a critiqué ce premier fascicule, dit à propos du jugement sévère que porte M. Rodhe sur l'adverbe *fort* („remarquons qu'en général l'adverbe *fort* est en complète décadence dans le français courant") avec une ironie très à sa place: „hr R. beachtet nicht dass ein so durch und durch moderner Schriftsteller wie Émile Rodhe in seinen Essais (S. 82) gesagt hat: „nous savons fort bien" — woran kaum jemand anders als er selbst Anstand nehmen wird!"

faire abstraction du langage négligé que l'on entend dans les rues et les cafés. Elle peut bien enregistrer quelquefois les phrases de la langue de tous les jours, mais au même titre que les archaïsmes, en leur donnant une place à part. Je ne suis pas, du reste, si pessimiste que M. Rodhe; je crois que, même si l'on trouve chez M. Widholm et quelques autres grammairiens des exemples qui jurent contre l'usage, ils concernent pour la plupart des choses secondaires, et que l'on peut bien constater que dans un grand nombre de grammaires du français moderne (je me permets de citer celle de Söderhjelm-Tötterman) on a tâché d'éviter avec soin tout ce qui pourrait sembler inusité ou mauvais. Du reste, il n'est pas toujours facile de faire la différence entre „langue littéraire" et „langue parlée", mais ce qui est sûr, c'est que — si l'on admet cette différence — celle-ci n'a pas le droit d'empièter sur celle-là dans un livre consacré à l'explication de l'usage moderne de la langue et surtout des textes lus à l'école. Il y a, du reste, un danger à proclamer cette „langue parlée" comme la seule admissible dans l'enseignement et dans la grammaire, car tant qu'on ne définie pas exactement ce que l'on entend par cette expression, elle peut facilement être mal comprise et les frontières entre ce qui appartient au langage soigné et ce qui n'en est pas peuvent s'effacer sans qu'on s'en aperçoive.

M. Rodhe critique ensuite le chapitre „argot" dans „Le petit Parisien" de M. Kron, livre consacré exclusivement à l'usage pratique et qui en est déjà à son huitième édition. M. R. s'exprime avec une étonnante sûreté, comme s'il n'avait fait que parler argot toute sa vie, et si l'on pouvait ajouter foi à tout ce qu'il avance, on serait forcé d'avouer qu'il a pénétré merveilleusement ce domaine de la langue, comme tous les autres.

Enfin, M. Rodhe consacre la dernière partie de ce fascicule à un „examen critique de quelques chapitres de la grammaire française de M. Plattner". On sait quelle est la valeur de ce livre excellent; aussi M. Rodhe ne la veut-il contester en aucune manière; il veut seulement donner „un certain nombre de petites remarques, d'observations et de rectifications de détail." Ces remarques sont intéressantes et utiles, mais pour la plus grande partie, elles ne touchent cependant que des choses assez peu importantes, et M. Plattner pourra très bien objecter contre plusieurs de ces critiques qu'en écrivant une grammaire scientifique et non un manuel, il a bien eu le droit d'annoter des expressions rencontrées par lui dans la littérature, même si cette littérature est classique ou bien celle des journaux quotidiens. Cependant, il y a bien des cas ou en effet M. P., en citant telle ou telle phrase, aurait pu remarquer qu'elle n'appartient pas à la langue courante, en donnant en même temps l'expression juste.

M. Rodhe présente ses théories et objections dans un style vif et parfois âpre, et il est en général très sûr de lui-même. Pourtant, il a pris la précaution de faire parcourir ses épreuves par un Français, et avec une parfaite bonne volonté il nous communique, dans un appendice, le résultat

de cette critique de la critique. Elle montre que M. Rodhe n'est pas une autorité infaillible pour le français moderne, et suggère par conséquent certaines réflexions sur la question de savoir s'il appartient vraiment à un étranger de dire: ceci n'est pas juste, ceci ne se dit pas, ceci est d'un style littéraire. Je crois même que, si l'on organisait un suffrage entre Français pour apprendre si certaines expressions doivent se dire ou non, on obtiendrait des votes assez différents.

Le second fascicule du travail est intitulé „La méthode mécanique en grammaire". C'est un titre qui ne répond pas exactement au sujet traité. M. Rodhe a eu l'idée bizarre de publier ici une critique détaillée d'une dissertation allemande (ou plutôt d'une „Programm-Beilage", ce qui veut dire encore moins), sur la langue d'Alphonse Daudet, laquelle paraît avoir été faite avec une connaissance insuffisante du français moderne et d'après une méthode „mécanique" dans le pire sens du mot. Il n'y aurait rien à y dire, surtout en présence des remarques syntaxiques et stilistiques qu'il intercale et dont plusieurs sont aussi instructives qu'ingénieuses et fines. Mais il prend la peine absolument inutile de s'élever contre les bévues les plus évidentes de l'auteur, et il tire de ce mauvais travail des conclusions très peu flatteuses pour les philologues en général et surtout pour les dissertations allemandes et leurs imitations suédoises. Il les ridiculise dans des termes très forts, mais qui heureusement font ressortir avec une clarté évidente l'exagération de ses jugements. A l'en croire, les philologues d'Allemagne et de Suède travaillent pour la plus grande partie d'après des méthodes qui ne valent rien et considèrent la langue comme une masse morte que l'on peut couper et disséquer à son aise, s'aidant du couteau mis entre vos mains par les règles les plus élémentaires des grammairiens. Heureusement, M. Rodhe se trompe gravement. S'il y a des idiots parmi les néo-philologues, c'est qu'il y en a un peu partout dans ce monde; et s'il y a de mauvaises dissertations allemandes, c'est que les éxigences sont autres que dans d'autres pays. Du reste, ces dissertations mécaniques, ces dépouillements, peuvent être d'une très grande utilité; celle contre laquelle M. Rodhe a tiré toute son artillerie, a du moins eu l'avantage de provoquer bien des remarques fines et pénétrantes de la part d'un critique aussi habile que M. R! Mais il y a aussi, et M. R. ne le nie pas, de très bons travaux de doctorat en Allemagne, et nous n'avons qu'à les prendre en considération, pour pouvoir très bien fermer les yeux sur la faiblesse des autres — au moins n'avons nous pas besoin de nous exciter les nerfs, comme le fait M. Rodhe. Et quant aux Suédois, M. R. n'a qu'à regarder le volume dont j'ai parlé ci-dessus pour voir que ses compatriotes s'occupent de questions de langue vivante des plus délicates et exigeant plus de connaissances en philologie moderne que n'en exigent peut-être même les listes de rectifications (pour une part incertaines) avec lesquelles on peut remplir les marges d'une mauvaise dissertation allemande.

Il serait fort à souhaiter que M. Rodhe écrivît un jour la grammaire idéale dont il parle tant. Une thèse comme celle de M. Wandschneider ne vaut pas, tant s'en faut, la peine que M. R. a prise pour la critiquer. En tous cas, personne ne saurait lire ses remarques sans en tirer un très grand profit, et, je le répète, M. Rodhe rendrait un très grand service à l'étude du français moderne en nous donnant bientôt la riche collection de notes sur l'usage actuel qu'il a sans doute à sa disposition.

W. Söderhjelm.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins für das akademische Jahr 1901—1902.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 16. November 1901, bei welcher Sitzung ausser dem Vorstande 15 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Prof. *Mandelstam* kritisirte die von Wundt aufgestellte Definition des Satzes, deren Inhalt Dr. Lindelöf in der vorhergehenden Sitzung referirt hatte. Wundts Definition befriedigte Prof. M. nicht. Nach Prof. M. vermengt Wundt hier Logik und Sprache. Ein logischer und ein grammatischer Satz decken sich nicht. Ein logisch richtiger Satz kann grammatisch falsch sein und umgekehrt. Eine Definition des Satzes soll nicht nur das logische Ordnen der Einzelbegriffe einer Vorstellung, der ein sprachlicher Ausdruck gegeben wird, berücksichtigen, sondern muss auch die historische Sprachentwickelung in Betracht ziehen. Eigentlich sollte man verschiedene Definitionen für verschiedene Sprachen wie auch für die verschiedenen Perioden einer und derselben Sprache haben. Eine allgemeine Satzdefinition, die für alle Zeiten und alle Sprachen gültig wäre, dürfte kaum aufgestellt werden können. Vom logischen Gesichtspunkte ist Wundts Definition richtig, vom Sprachlichen nicht. Sütterlins Definition befriedigte Prof. M. besser, so auch die Delbrücksche, die aus derjenigen Wundts eben das fortlässt, was Prof. M. nicht billigen konnte. Auch die Definiton Pauls wurde von Prof. M. geprüft und als überhaupt vortrefflich bezeichnet.

Prof. *Söderhjelm* erwähnte, um die Frage weiter zu beleuchten, noch Kerns Definition und dessen Kritik der Definition Pauls. Prof. S. hielt Wundts Auffassung im Vergleich zu derjenigen Pauls insofern für einen Fortschritt, als Wundt die unvollständigen Sätze, die sog. Satzfragmente

und Äquivalente, von der allgemeinen Definition absondert und diese Erscheinungen besonders für sich betrachtet. Auch Prof. S. glaubte, dass es nicht möglich sei, eine allgemein gültige Definition des Satzes aufzustellen. Dazu seien die Sprachen von einander allzu verschieden.

Dr. *Lindelöf* hob gegen Prof. Mandelstam hervor, dass Wundt die logischen und sprachlichen Gesichtspunkte nicht vermengt, sondern die betreffende Frage psychologisch betrachtet. Wundts Auffassung des Satzes hat ihre grösste Bedeutung als eine glottogonische Hypothese. Die Gesammtvorstellung existirt vor dem Einzelworte. Der sprachliche Satz entsteht durch Gliederung der Gesammtvorstellnng. Einwände gegen die Definition könnten ja gemacht werden, aber dies Hauptprinzip dürfte richtig sein. Durch Wundts Definition erhielt man auch eine Erklärung der Entstehung adjektivischer und verbaler Begriffe, die bei der Gliederung aus den Gesammtvorstellungen so zu sagen reduzirt worden sind. Erstaunlich war, dass Prof. M. sowol Delbrücks Definiton, die ja auf demselben Prinzip wie Wundt baute, als auch Pauls Definition billigen konnte, die sich auf einen vollkommen anderen Grund stellte.

Dr. *Wallensköld* fand Wundts Definition nicht erschöpfend und nicht für jeden Satz zutreffend. Sätze kommen vor, die durch keine solche Zergliederung einer Gesammtvorstellung entstanden sind. Wie können negirte Sätze in diese Definition eingefügt werden? Eine allgemein gültige Definition des Satzes sollte jedoch aufgestellt werden können.

Dr. *Lindelöf* hob hervor, dass Wundts Definition in erster Linie beabsichtigt, die Entstehung des Satzes zu erklären. Die negirten Sätze sind gewiss später entstanden. Die Negation bezeichnet, dass der Versuch, die Gesammtvorstellung in einer gewissen Richtung aufzulösen, nicht gelungen ist.

Schliesslich folgte eine kürzere Diskussion über die Zweckmässigkeit der in den Schulgrammatiken allgemein vorkommenden Satzdefinition: „Der Satz ist der sprachliche Ausdruck eines Gedankens." Prof. *Söderhjelm* und Dr. *Lindelöf* fanden diese Definition für den Zweck befriedigend; prof. *Mandelstam* hielt sie dagegen für mangelhaft.

§ 2.

Prof. *Söderhjelm* referirte Nyrops „Ordenes liv" und Dr. *Lindelöf* erwähnte Bülbrings „Altenglisches Elementarbuch".

§ 4.

Als Mitglied des Vereins wurde vorgeschlagen und gewählt: Student Fräulein Olga Simelius.

In fidem:
Matias Wasenius.

Verzeichnis der gegenwärtigen Mitglieder des Neuphilologischen Vereins.

Almark, J., Cand. phil.
Andersin, Hanna, Lehrerin.
Backman, Lilli, Lehrerin.
Bergroth, Inez, Fräulein.
Blomqvist, Anna, Fräulein.
Blåfield, Hanna, Lehrerin.
Bohnhof, Anna, Lehrerin.
Borenius, Ingrid, Mag. phil.
Burmeister, Sigrid, Student.
Edelfelt, Annie, Lehrerin.
Edelfelt, Berta, Lehrerin.
Eichinger, Lydia, Lehrerin.
Ekholm, Agda, Student.
Elfving, E. J., Cand. phil.
Ellinen, Mathilda, Lehrerin.
Emeleus, Irene, Mag. phil.
Estlander, Hedvig, Lehrerin.
Forselles, Jenny af, Mag. phil.
Freudenthal, Edla, Erau.
Godenhjelm, B. F., Lektor.
Göhle, Aina, Cand. phil.
Grönlund, J., Student.
Grotenfelt, Aina, Fräulein.
Hackmann, K. O., Mag. phil.
Hagfors, E., Dr. phil.
Hahl, J. F., Dr. phil.
Homén, L. O., Student.
Hornborg, K. F., Cand. phil.
Hortling, I. J., Mag. phil.
Järnström, E. G., Student.
Jewstratoff, E., Mag. phil.
Karsten, T. E., Dozent.
Kolström, Helmi, Fräulein.
Kræmer, A. v., Dr. phil.
Kullhem, Hanna, Schulvorsteherin.
Lindelöf, U., Dozent.
Lindfors, Augusta, Lehrerin.
Lindgren, Anna, Mag. phil.
Lindström, Ida, Lehrerin.
Långfors, A., Student.
Malmberg, Aino, Frau, Lehramts-Kandidat.
Mandelstam, J., Professor.
Nandelstadh, Berta v., Lehrerin.
Nummelin, Olga, Fräulein.
Öhrbom, Dagmar, Student.
Öhquist, Helene, Frau.
Öhquist, J., Lektor.
Palander, V. H., Dozent.
Petersen, H., Student.
Pipping, Anna, Frau.
Pipping, H., Dozent.
Poirot, J. M. J., Lektor.
Råbergh, Tony, Frau, Lehrerin.
Saxén, R., Dr. phil.
Schlegel, Anna, Lehrerin.
Schmidt, G., Dr. phil.
Sederholm, Sigrid, Lehrerin.
Simelius, Olga, Student.
Söderhjelm, J. W., Professor, Erster Vorsitzender des Vereins.
Söderhjelm, Torsten, Cand. phil.
Streng, V. O., Mag. phil.
Sundell, Edith, Fräulein.
Toppelius, Sigrid, Lehrerin.
Törne, P. O. v., Student.
Tötterman, Nanna, Lehrerin.
Troil, E. v., Student.
Troil, Mathilda v., Schulvorsteherin.
Uschakoff, I., Dr. phil.
Wallensköld, A. G., Dozent, Zweiter Vorsitzender des Vereins.
Wallensköld, Dagmar, Frau.
Warén, P. F., Mag. phil.
Wasenius, M., Mag. phil., Schriftführer des Vereins.
Wasenius, V., Dozent.
Zetterman, Mary, Student.
Zetterman, Sigrid, Lehrerin.

Mitteilungen.

— In den von M. Trautmann herausgegebenen Bonner Beiträgen zur Anglistik Bd. IX ist von Dr. *Uno Lindelöf* erschienen: Wörterbuch zur Interlinearglosse des Rituale Ecclesiae Dunelmensis (116 S.). — Derselbe Verfasser hat in den erwähnten Beiträgen auch eine Untersuchung über „die südnorthumbrische Mundart im 10. Jahrhundert" veröffentlicht, welche den X. Band der Beiträge allein ausfüllt.

— Dr. *Hugo Palanders* Arbeit über die althochdeutschen Tiernamen ist in den Englischen Studien XXX, 1 von Professor Rudolf Much in Wien besprochen worden.

— Dem Professor *W. Söderhjelm*, der anfang März eine Reise ins Ausland antreten wird, ist Urlaub auf drei Monate — vom 1. März ab gerechnet — bewilligt worden.

— Zum Examinator für Deutsch, Englisch und Französisch in den Ausschuss für die diesjährigen Abiturientenexamina ist Dr. *Uno Lindelöf* ernannt worden.

— Während der Abwesenheit Prof. Söderhjelms bittet man Abonnementsbeiträge für die Neuph. Mitt., Bücher zur Besprechung u. s. w. an Dr. H. Palander, Alexanderstrasse 19, zu senden.

Helsingfors 1902. Hufvudstadsbladets Nya Tryckeri.

DOPPELNUMMER.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

15/4—15/5	Acht Nummern jährlich. Preis 4 Fmk. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. W. Söderhjelm) zu senden.	1902

Neue Theorien über die urgermanische Lautverschiebung.

Die Frage nach dem Wesen und dem Ursprung der urgermanischen Lautverschiebung gehört zu denjenigen Grundproblemen der idg. Sprachforschung, die immer von neuem in Angriff genommen werden, ohne dass man jedoch bis jetzt zur endgiltigen Lösung gelangt wäre. Seit den Forschungen Scherers und der Germanisten der siebziger Jahre war ein Stillstand eingetreten, und die Untersuchungen zielten hauptsächlich darauf hin, das lautliche Material nach immer genaueren Gesetzen zu ordnen, und die relative Chronologie der Erscheinungen festzustellen. Es hat aber den Anschein, als empfinde jede neue Generation ein Bedürfnis, sich mit diesem Rätsel wiederum zu beschäftigen; und so ist die Frage in den letzten Jahren von verschiedenen Seiten aus aufgeworfen worden. Ich denke dabei besonders an zwei Versuche, die ungefähr gleichzeitig erschienen sind, nämlich an die Theorie, die Wundt in seiner *Völkerpsychologie* Bd. I, SS. 405—424 entwickelt hat, und an einen Aufsatz von H. Meyer in der *Zeitschrift für deutsches Altertum,* Bd. XLV, SS. 100—128. Andre Ansichten oder Andeutungen werde ich auch beiläufig im Folgenden berühren; diese zwei Theorien sind es aber, die ich hier in Kürze referiren, und einer kritischen Prüfung unterziehen möchte.

I.

Die ganze Frage zerfällt in zwei Nebenfragen[1]: eine nach dem *Wie* und eine nach dem *Warum*. *Wie*, d. h. welcher lautphysiologische Prozess liegt den Erscheinungen zu Grunde; kann man von *einem* Prozess reden, oder hat man es mit mehreren, von einander unabhängigen zu thun? *Warum*, d. h. unter welchen Bedingungen ist dieser Vorgang (bezw. sind diese Vorgänge) eingetreten? — Es ist von vorn herein klar, dass jede Antwort auf die zweite Frage zugleich eine Antwort auf die erstere enthält, dass man aber das *Wie* der Erscheinungen erklären kann, ohne deshalb auf das *Warum* eingehen zu müssen.

Die früheren Ansichten kann man nun mit Wundt (l. c., S. 413) in zwei Gruppen einteilen: einerseits die *ästhetischen*, und andrerseits die *teleologischen* Erklärungssysteme. Ästhetisch sind diejenigen Theorien, welche in der Lautverschiebung den mehr oder weniger bewussten Ausdruck einer bestimmten psychischen Neigung, eines nationalen Charakters, kurz und gut eines Volksgeistes suchen (z. B. Grimm, Curtius, z. T. Scherer). Teleologisch kann man diejenigen Auffassungen nennen, welche den Trieb nach der Bequemlichkeit oder sonstige Endzwecke als Ursachen dieser lautlichen Veränderungen ansehen (z. B. Scherer, Max Müller, z. T. Curtius). — Der jetzige Standpunkt der Sprachwissenschaft, die zunehmende mechanistische Erklärungsweise schliessen solche Deutungen vollständig aus. Der Volksgeist ist mitsammt der romantischen Mythologie tot und begraben, und das Bequemlichkeitsprinzip ist eine nichtssagende Erklärung: denn warum ist es z. B. den Norddeutschen bequemer gewesen, das wgerm. *th* als harte Spirans auszusprechen, den Süddeut-

[1] Ich sehe hier von der Feststellung der einzelnen thatsächlichen Gesetze (Grimms, Verners u. s. w.) gänzlich ab. Diese Fragen bilden nämlich ein Problem für sich, und erst nachdem sie gelöst sind, entsteht die weitere, uns jetzt beschäftigende Frage. — Es wird auch die Kenntnis dieser einzelnen Gesetze, des Thatbestandes, im Folgenden vorausgesetzt.

schen dagegen den Laut in das *d* umzuwandeln? — Eine Erklärung, die auf einen wissenschaftlichen Charakter Anspruch machen will, kann also nur mechanische (physiologische oder psychophysiologische) Ursachen voraussetzen. Darin, d. h. in dem negativen Teile ihrer Aufgabe, stimmen Wundt und Meyer überein; in dem positiven aber gehen sie weit auseinander.

II.

Bevor ich zur Darstellung dieser Theorien übergehe, möchte ich hier einige interessante Anmerkungen erwähnen, die von A. Meillet herrühren. In den Idg. Forschungen (Bd. X, SS. 63—64) behauptet Meillet, im Anschluss an Rousselot, dass sich die urgermanische Lautverschiebung auf einen einheitlichen Akt zurückführen lässt, nämlich auf eine Neigung zur Verspätung des Stimmeinsatzes bei den Geräuschlauten. Es sind aber nur flüchtige Andeutungen, die in einem andren Zusammenhang ausgesprochen sind, und keineswegs eine vollständige Theorie von Grimms Gesetz darbieten.

H. Meyer geht auch von der Annahme aus, dass ein einheitlicher Prozess den verschiedenen Vorgängen der Lautverschiebung zu Grunde liegt. Der Stoff wird zuerst dadurch begrenzt, dass M. die Wirkung des Vernerschen Gesetzes ausser Betracht lässt. Welcher Meinung man auch über die relative Chronologie dieses Vorganges sein mag, so ist derselbe erst einige Zeit nach der Verschiebung Tenuis (bezw. Tenuis aspirata) $>$ tonlose Spirans eingetreten. Es bleiben also nur die Wandlungen der idg. Tenues und Mediae übrig, und diese erklärt Meyer lautphysiologisch durch das Auftreten eines schnelleren Atems und eines gesteigerten Luftdrucks. Infolge dessen geht die Stimme verloren, und der Verschluss wird bei den Aspiraten allmählich gelockert. Diese Steigerung des Atemdrucks lässt sich ihrerseits durch die Annahme erklären, dass der germanische Sprachstamm ein Bergland bewohnte. — Meyer sucht seine Hypothese durch Heranziehung paralleler Vorgänge

wahrscheinlicher zu machen: die zweite Lautverschiebung breitet sich vom süddeutschen Oberland aus; andre Beispiele werden aus den indischen und iranischen Dialekten, aus der armenischen Sprache, aus den Bantusprachen angeführt.

Was für ein Land kann aber hier in Betracht kommen? Um diese Frage zu beantworten, muss man die absolute Chronologie der Lautverschiebung feststellen. Meyer verwirft die vielverbreitete Ansicht, dieselbe sei relativ jung. Die Betrachtung der Lehnwörter schaffe hierüber keine volle Klarheit. Dagegen sprechen allgemeine Erwägungen dafür, dass die Lautverschiebung sich sehr früh vollzogen habe. Insbesondere sei es unwahrscheinlich, dass die urgermanische Sprache, nach der Auflösung der idg. Urgemeinschaft, Jahrtausende lang so gut wie unverändert geblieben sei, und dass auf einmal, von etwa 500 v. Chr. an, eine totale Umwälzung des Lautbestandes stattgefunden habe (Grimms Gesetz, Verners Gesetz, Verschiebung des Akzents und Entwickelung der Alliteration, Änderungen des Vokalismus, Wirkung der Auslautsgesetze). Meyer ist also dazu geneigt, die urgerm. Lautverschiebung spätestens 1000 v. Chr. anzusetzen, was freilich eine Bestimmung der geographischen Lage der germanischen Ansiedelungen bis auf weiteres ausschliesst.

Wundt, dessen Werk etwas früher erschien als der Aufsatz Meyers, stützt sich auf ganz andere Erwägungen. Er verwirft die rein geographischen Erklärungen, und auch, in diesem speziellen Falle, die Annahme einer Rassenmischung, und will die Lautverschiebung auf eine Veränderung der Kulturverhältnisse zurückführen. Es ist, sagt er, eine bekannte Thatsache, dass das Sprechtempo, wie der rythmische Takt überhaupt, im Laufe der Zeit an Geschwindigkeit zunimmt. Die Lautverschiebung sei eben die Folge eines eingetretenen, schnelleren Sprechtempos, wodurch die Artikulationen loser und undeutlicher geworden seien; und W. versucht, die einzelnen Lautübergänge von diesem Standpunkte aus zu deduziren. — Was nun die Ursache zu diesem gesteigerten Sprechrythmus gewesen sein mag, dar-

über spricht W. keine bestimmte Meinung aus; jedenfalls wird dieser Prozess mit plötzlichen Veränderungen der Kulturbedingungen (z. B. Wanderungen, kriegerisches Leben u. s. w.) zusammenhängen.

III.

Fragt man sich nun, welche von diesen Theorien der Wahrheit am nächsten gekommen ist, so muss man bekennen, dass keine von den drei eben erwähnten irgendwie befriedigend ist.

Die Andeutungen Meillets sind zwar auf den ersten Blick sehr anregend; sie erweisen sich aber bald als weder vollständig noch stichhaltig [1]):

1:o die Annahme einer zunehmenden Verspätung des Stimmeinsatzes würde jedenfalls den Übergang der aspirirten Explosive in die entsprechenden Spiranten nicht erklären;

2:o man begreift dabei gar nicht, warum die einfache Media ihren Ton verliert, während die Media aspirata den Ton nicht einbüsst;

3:o man könnte zwar denken, dass die Lautverschiebung aus zwei, von einander unabhängigen, und auf einander folgenden Vorgängen bestünde:

a) die nicht aspirirten Explosive wären stimmloser geworden (einfache Media > Tenuis, und Tenuis > Tenuis aspirata); und

b) die (primären und sekundären) Aspiratae wären in Spiranten übergegangen.

Diese Annahme wird aber durch den Umstand widerlegt, dass die Verschiebung der einfachen Mediae, aller Wahrscheinlichkeit nach, den letzten Prozess der Lautverschiebung gebildet hat.

Die Theorien Meyers und Wundts bieten zwar vollständige Erklärungen des gesammten Vorgangs; sie leiden

---

[1]) Im besten Falle würde übrigens diese Theorie das *Wie*, aber nicht das *Warum* der Lautverschiebung erklären.

aber an einem gemeinsamen Fehler, und man kann gegen beide einen prinzipiellen Einwand geltend machen, der von der Natur der Lautgesetze überhaupt abhängt [1]). Jeder Lautwandel ist wol innerhalb seiner selbst als ausnahmslos zu betrachten; er ist aber, wie jede Erscheinung im Leben der Sprachen, scharf begrenzt in Bezug auf Zeit und Raum. Bei der Erklärung eines lautlichen Vorgangs kann man sich nur an solche Ursachen halten, deren Wirkungskreis eben ein räumlich und zeitlich begrenzter ist.

Unter solchen Umständen leuchtet es ein, dass die Hypothese von Meyer, d. h. die Annahme rein physischer oder geographischer Faktoren, zu unüberwindlichen Schwierigkeiten führt. Gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen. Ist es nun einmal wahr, dass das Leben im Berglande eine Steigerung des Atemdrucks bedingt, und dass diese Steigerung gewisse Veränderungen der Laute zur Folge hat, dann müssen diese Veränderungen *überall* da eintreten, wo die Ursache gegeben ist, d. h. bei allen Übersiedelungen in Gebirgsgegenden. Meyer führt wol einige Beispiele analoger Erscheinungen an; er müsste aber beweisen, dass *alle* Völker, die in Berggegenden wohnen, gerade diejenige Lautverschiebung durchgemacht haben, wovon die urgerm. Sprache ein Beispiel liefert. Warum wäre der Vorgang hier eingetreten, und da ausgeblieben? — Dies führt zur Annahme eines mitwirkenden Faktors, der eben der hauptsächliche sein wird, und der notwendigerweise mit den Eigenschaften der betreffenden Volksstämme zusammenhängt. Das Hauptgewicht verschiebt sich also von den physisch-geographischen auf die anthropogeographischen und die anthropologischen Momente überhaupt.

Was endlich die Erklärung von Wundt betrifft, so muss man zugeben, dass die Annahme einer Veränderung der Kulturverhältnisse vieles für sich hat. Prinzipiell sind

[1]) Abgesehen von den einzelnen streitigen Punkten. Z. B. widerspricht die Annahme Wundts alle dem, was wir über das Sprechtempo der Urgermanen vermuten dürfen; und seine Theorie kümmert sich zu wenig um den historischen Gesichtspunkt.

die historischen Ursachen, und speziell die kulturgeschichtlichen solche, deren Wirkung an gewisse Zeiten, Örtlichkeiten und Gesellschaften gebunden ist, und sie können den oben aufgestellten Forderungen Genüge leisten. In der Wahl des ausschlaggebenden Faktors ist aber Wundt unglücklich verfahren. Dieser Faktor ist nämlich allgemeiner Natur. Die zunehmende Schnelligkeit des Redetempos ist eine ganz verbreitete Erscheinung, und müsste in *allen* Sprachen zu denselben Lautwandlungen Anlass geben, die sich im Urgermanischen abgespielt haben. Die Erfahrung widerlegt aber eine solche Annahme.

IV.

Die Versuche der letzten Jahre haben also das Rätsel ebensowenig zu lösen vermocht, wie es die Arbeiten der früheren Forscher gethan hatten. Damit ist jedoch die ganze Frage wahrscheinlich nicht begraben. Nach den allgemeinen, oben entwickelten Erwägungen, dürfte die Vermutung einer Berührung zwischen zwei Völkern oder zwei Kulturen theoretisch die grösste Wahrscheinlichkeit für sich haben, und diese Ansicht sollen mehrere Germanisten jetzt teilen. — Man darf sich aber nicht verhehlen, dass eine Beweisführung jetzt unmöglich ist und wol immer hypothetisch bleiben wird. Die Lautverschiebung durch die Annahme eines Kontakts zwischen Germanen und finnisch-ugrischen Stämmen zu erklären, wie man gethan hat, heisst einfach für ein dunkles Problem eine noch dunklere Lösung vorschlagen. Wir sind noch nicht im Stande, die historischen Sitze der verschiedenen Völkerschaften Europas mit Sicherheit zu bestimmen, *a fortiori* die vorhistorischen. Ein bescheidenes *Ignoramus* ist wol noch die klügste Antwort; vielleicht darf man sogar die Worte Du Bois-Reymonds gänzlich auf unser Problem anwenden: *ignoramus, ignorabimus.* Der Mensch kann doch nicht Alles wissen.

J. Poirot.

Über die Einwirkung der Schrift auf die Aussprache im Englischen.

Die folgende Darstellung enthält die wichtigsten Ergebnisse und eine Anzahl Beispiele aus der neulich (1901) erschienenen Abhandlung von Prof. Emil Koeppel: „Spelling-Pronunciations. Bemerkungen über den Einfluss des Schriftbildes auf den Laut im Englischen". Prof. Koeppel's Arbeit gründet sich teils auf eigene Spezialforschung, teils auf die Resultate der Untersuchungen mehrerer Vorgänger, unter denen vor allen Ellis, Sweet und Luick erwähnt seien.

Dass die Lautgesetze ausnahmslos seien, ist bekanntlich ein Prinzip der neueren Sprachwissenschaft, das in methodologischer Hinsicht als ungemein fruchtbringend betrachtet werden muss. Doch sollte das Prinzip nicht missverstanden oder zu eng aufgefasst werden. Aufrecht erhalten lässt sich der „junggrammatische" Grundsatz wol nur in dem Sinne, dass jede sprachliche Veränderung psychologisch hinlänglich motivirt sein soll und dass somit eine sogenannte „Ausnahme" nichts anders ist als eine bisher unerklärte Thatsache. So ist denn auch die neuere Sprachwissenschaft immer bestrebt gewesen, diejenigen Fälle, wo eine Abweichung von der zu erwartenden normalen Lautentwickelung vorliegt, nicht einfach als sporadische Lautgestaltung oder dgl. bei Seite zu schieben, sondern vielmehr die störenden Einflüsse aufzudecken, welche jene Abweichung veranlasst haben. Man hat dabei vor allem das Prinzip der Analogie als Erklärung herangezogen, eine Erklärung, die wol in den meisten Fällen eine befriedigende Lösung der Schwierigkeiten ergiebt. — Je mehr sich aber die Kulturverhältnisse eines Volkes entwickeln, um so komplizirter gestalten sich die Vorgänge im sprachlichen Leben desselben. Die Entstehung einer Gemeinsprache, welche anfangs als Schriftsprache, später auch als mündliche Verkehrssprache der Gebildeten sich über die Mundarten erhebt und — besonders nach der Einführung eines allgemeinen

Volksunterrichts — die Dialekte allmählich zu verdrängen beginnt, jedoch nicht ohne von diesen mehr oder weniger beeinflusst zu werden, verändert von Grund aus den Charakter der Sprachentwickelung. Ausser der Analogiebildung müssen in den neueren Sprachperioden andere wichtige Faktoren, die freilich zum Teil auch in den älteren Formen der Sprache nicht fehlten, berücksichtigt werden. So vor allem die Sprach- und Dialektmischung, deren ausserordentliche Bedeutung besonders einleuchtend von Otto Bremer im Vorworte zu seiner Deutschen Phonetik (1893) hervorgehoben worden ist. — Eine andere wichtige Thatsache ist diejenige, die uns hier beschäftigt, nämlich die Einwirkung der geschriebenen, bezw. gedruckten Sprache auf die gesprochene. Dass eine grosse Litteratur in lexikalischer, syntaktischer und stilistischer Hinsicht einen mächtigen Einfluss auf die Sprache der folgenden Zeit ausübt, ist wol längst anerkannt, und unsere schwedische Sprache zeigt, wie ein archaistisches Flexionssystem dank der Schriftsprache mehr oder weniger die mündliche Sprache, wenigstens den sog. höheren Stil, beherrscht. Aber auch die rein lautliche Seite der Sprache steht mehr oder weniger unter dem Einfluss des Schriftbildes. Dieser Einfluss zeigt sich wol besonders stark in Sprachen, deren traditionelle Rechtschreibung sich schon früh der gesprochenen Sprache entfremdet hat, und betrifft vor allem seltenere Wörter, welche hauptsächlich aus der Litteratur bekannt sind. Bei solchen Wörtern liegt es den litterarisch weniger gebildeten Elementen sehr nahe, die Aussprache nach der Schrift zu richten, zumal es dafür Beweise genug giebt, dass Volksschullehrer mancher Orte mit grossem Eifer bemüht sind, eine korrektere, d. h. schriftgemässere Aussprache solcher Wörter ihren Schülern einzuprägen. Der klassische Boden derartiger „Schriftaussprachen“ dürfte, wie bei den eigentümlichen orthographischen Verhältnissen und der ungeheuren Menge von Fremdwörtern von vornherein zu vermuten war, das Englische sein. Doch fehlen ähnliche Erscheinungen gewiss auch nicht in anderen Sprachen, wenngleich die

Frage noch nicht gründlich untersucht worden ist. Im Englischen ist die Zahl hierhergehöriger Fälle, wie aus der Schrift Prof. Koeppels hervorgeht, eine recht beträchtliche. Man gewinnt aus derselben den Eindruck, dass Pauls Behauptung (Prinz. d. Sprachg.², S. 327), es sei „eine blosse Einbildung, wenn man meint in der Schrift eine Kontrolle für Lautveränderungen zu haben", nicht stichhaltig ist. Wenn Paul in demselben Zusammenhange sagt „eine Veränderung der Sprache nach der Schrift sei, wenn überhaupt, nur mit bewusster Absicht möglich, und eine derartige Veränderung sei etwas der natürlichen Entwickelung der Sprache durchaus widersprechendes", kann man ja ihm gewissermassen Recht geben; doch ist es eine der schwierigsten Fragen zu entscheiden, was natürlich und was unnatürlich ist. Jedenfalls steht der Sprachforscher bei der Beschäftigung mit der Geschichte mancher neueren Sprachperiode vor der Thatsache, dass in zahlreichen Fällen eine Einwirkung des Schriftbildes auf die Aussprache stattgefunden hat, und vor dieser Thatsache muss er sich einfach beugen, mag sie ihm noch so unsympathisch erscheinen. Ich bemerke, dass auch die Bearbeitung des Paul'schen Werkes von Strong, Logeman u. Wheeler (Introduction to the study of the History of Language, 1891), deren Beispiele hauptsächlich dem Englischen entnommen sind, die von mir zitirten Äusserungen Pauls ohne weiteres übernimmt.

Die Schwankungen der Aussprache im Englischen im Laufe der letzten Jahrhunderte lassen sich einigermassen an der Hand der Ausführungen einiger Orthoepisten und Grammatiker verfolgen, deren Angaben freilich eine genaue kritische Prüfung erfordern, da einige derselben eine dialektisch gefärbte Aussprache gehabt zu haben scheinen, andere hingegen der Tendenz der Schulmeister, die Aussprache nach dem Schriftbilde zu meistern, nicht frei sind. Die Namen dieser Autoritäten (Salesbury, Bullokar, Gill, Cooper, Jones, Lediard u. s. w.) werden im Folgenden nicht

angeführt, einige Zeitangaben sollen dagegen hier und da mitgeteilt werden.

Die Einwirkung des Schriftbildes auf die Aussprache zeigt sich teils darin, dass Laute, die sonst nach den in der englischen Sprache vorherrschenden phonetischen Tendenzen abgefallen oder irgendwie verändert worden wären, dank der Orthographie bewahrt werden, bezw. wo sie schon verschwunden waren, wiederhergestellt worden sind, teils darin, dass aus etymologischen Rücksichten ein Buchstabe eingeführt worden ist, der allmählich auch lautliche Geltung erhält. — Interessant ist in dieser Hinsicht die Behandlung des anlautenden *h*. Das Altfranz. kannte in Wörtern lateinischen Ursprungs kein anl. *h*. Als nun afrz. Lehnwörter, die auf lat. Etyma mit anl. *h* zurückgingen, ins Englische eindrangen, schrieb man sie anfangs ebenfalls ohne *h*, z. B. *abit, abitacioun, erbe, omage, orizonte, oste, ostage* u. s. w. Doch fing man, ebensowie im Franz., bald an, aus etymologisirenden Gründen ein anl. *h* zu schreiben: *habit, habitacioun, herbe, homage* u. s. w. Es hat aber lange gedauert, ehe man in solchen Wörtern das *h* aussprach. Die Angaben der Orthoepisten schwanken freilich vielfach bei einzelnen Wörtern. Im Anfang des 18. Jhs. scheint das *h* in der Regel gesprochen worden zu sein: *habit, habitation, herb, homage* u. s. w. Nur einige sehr gebräuchliche Wörter franz. Ursprungs haben bis auf den heutigen Tag dem Einfluss der Schrift Widerstand geleistet, nämlich die bekannten *heir, honest, honour, hour.* — Wenn Sweets allerdings nicht ganz leicht zu kontrollirende Angabe (New English Grammar, § 864) richtig ist, hätte die englische gebildete Umgangssprache am Ende des 18. Jhs. eine ausgesprochene Tendenz bekundet, jedes anl. *h*, auch in einheimischen Wörtern, verstummen zu lassen; im Laufe des 19. Jhs. sei dieses *h* aber durch den kombinirten Einfluss des Schriftbildes und der schottisch-irischen Aussprache wiederhergestellt worden. Jedenfalls gilt heute, wie bekannt, das Nichtaussprechen des anl. *h* als ein Kriterium mangelhafter Bildung. In den meisten englischen Mund-

arten fehlt anl. *h*. — Im Zusammenhang mit dem *h* verdient auch das *wh* eine Bemerkung. Im Süden Englands war bis in die jüngste Zeit *wh (what, which* u. s. w.) lautlich gleichwertig mit *w (was, will* etc.) Jetzt beginnt aber für *wh* die Aussprache *hw* sich immer mehr zu verbreiten. Zum grossen Teil mag dies auf dem Einfluss der schottischen und nordengl. Aussprache beruhen; doch darf auch hier die Einwirkung von Schriftbild und Schulunterricht nicht unterschätzt werden. Durch falsche Schreibung hat sich der neue Laut auch in *whit* (etym. = *wight*, altengl. *wiht*) festgesetzt. Keinen lautlichen Wert hat dagegen nunmehr das vielleicht aus dialektischer Quelle stammende *wh* in *whole* (ae. *hāl*).

In mehreren Fällen hat ein aus etymologischen Gründen eingeführtes *l* lautliche Geltung erlangt. Ursprünglich hiess es im Engl. wie im Franz. *assaut, faute, caudron, heraud, ribaud* u. s. w., wo das frz. *au* auf älterem *al* beruht. Das ursprüngliche Vorhandensein eines *l* in diesen Wörtern verleitete aber zur Schreibung *assault, fault* etc. Noch im 18. Jh. wurde in manchen von diesen Wörtern kein *l* gesprochen, besonders leistete, wie begreiflich, das gewöhnliche Wort *fault* Widerstand. Jetzt hat aber die Aussprache mit *l* gesiegt: *assault, fault, caldron, herald, ribald.*

Es seien ferner einige Wörter angeführt, wo aus etymol. Rücksichten Konsonanten geschrieben worden sind, welche, anfangs stumm, später auch in die gesprochene Sprache eingedrungen sind. — Me. wurde noch *cors* neben dem etymol. *corps* geschrieben: im älteren Ne. überwiegt die Aussprache ohne *p;* jetzt wird allgemein *corpse* mit *p* gesprochen. — Afrz. *verdis* ergab me. *verdit*; ne. mit etym. Schreibung (lat. *vere dictum) verdict*, jetzt mit *kt* gesprochen. Ebenso ist für älteres *parfit, -fet* später *perfect* getreten, das noch im 18. Jh. oft ohne *k*-Laut gesprochen wurde. So hat auch *subject* ein älteres *suget* (frz. *sujet*) verdrängt. — Dem ital. *banca rotta*, frz. *banqueroute* entsprachen anfangs ähnliche engl. Formen; später fing man

an etymol. *bankrupt* zu schreiben, welches jetzt nach der Schrift gesprochen wird.

Das frz. *qu* in Lehnwörtern wurde im Engl. urspr. *k* gesprochen und oft auch geschrieben. So heisst es bei Caxton *bankett;* später fing man an *banquet* im Anschluss an das Franz. zu schreiben. Im 18. Jh. schwankte die Aussprache, jetzt hat die Schriftaussprache mit *kw* gesiegt; so auch in *quote, equipage* u. a. — Eigentümlich ist das Schicksal des frz. *langage* im Englischen. Im älteren Neuengl. hiess es *langage;* im 16. Jh. bürgerte sich — durch Einfluss von lat. *lingua* oder frz. *langue* — die Schreibung *language* ein. Ziemlich früh fing auch die Aussprache zu schwanken an; im 18. Jh. ist nur die jetzige Schriftaussprache mit *gw* bekannt.

Im Latein. kam *th* nur in Wörtern griechischen Ursprungs vor. Im Mittelengl. schwankt in derartigen Lehnwörtern die Schreibung zwischen *t* und *th.* Bis tief in die neuengl. Zeit hinein lehren die Grammatiker in solchen Wörtern die Aussprache *t.* Die Schreibung *th* wurde aber zur Regel und schliesslich auch die spirantische Aussprache. Nur *Thomas, thyme* werden jetzt mit *t* gesprochen; sonst *theatre, theme, throne, authentic* u. s. w. mit dem Laute von engl. *thank.* — In einigen Wörtern wurde ein etymologisch falsches *th* geschrieben; auch hier hat sich die spirantische Aussprache schliesslich festgesetzt. Solche Wörter sind altengl. *antefn,* me. *antem,* ne. *anthem,* und me. *autour,* ne. im 16. Jh. *aucthour, authour,* noch lange mit *t* gesprochen; jetzt spirantisch *author.*

Sehr alt ist im Englischen die Tendenz ein *e* vor *r* + Kons. in *a* übergehen zu lassen; vgl. *starve (*d. *sterben), carve, heart* u. s. w. So auch in Fremdwörtern: *marvel, varnish* u. s. w. Im 16. Jh. wurden noch zahlreiche, jetzt mit *e* geschriebene, Fremdwörter mit *a* geschrieben: *farvent, clargy, desart, sarve, parlous (= perilous)* u. s. w. Vielleicht herrschte damals in der Sprache durchgängig oder doch fast durchgängig die Aussprache *a.* Die Schreibung hielt aber in zahlreichen Fällen am *e* fest; wenigstens kam

e neben *a* vor. Und nun lässt sich beobachten, wie allmählich dieses *e* auch in die gesprochene Sprache eindringt: *fervent, clergy, desert, serve.* — Das ältere *marchant* wurde durch etymol. *merchant* verdrängt, das schliesslich auch für die Aussprache massgebend wurde.

Interessant sind schliesslich die Formen *advance, advantage,* welche durch falsche Etymologie die alten Formen *avance, avantage* verdrängten. Das frz. *avant* hat natürlich nichts mit latein. *ad* zu thun, sondern ist = lat. *ab ante.*

Die obigen kurzen Ausführungen enthalten nur eine kleine Auswahl aus den reichen Beispielssammlungen, welche Prof. Koeppels Buch enthält. Hoffentlich genügen sie, um die Aufmerksamkeit auf diese Arbeit zu lenken, die sowol für die Anglistik wie für die sprachwissenschaftliche Prinzipienlehre manches Interessante darbietet.

Uno Lindelöf.

Wird die Ausbildung in der Muttersprache durch den fremdsprachlichen Unterricht befördert?

Nach § 21 in der Schulordnung vom Jahre 1872 wird bei der Aufnahmeprüfung in die unterste Klasse unserer Lyzeen von den etwa 9—10 jährigen Knaben in der Unterrichtssprache folgendes gefordert: 1) geläufiges, sinngemässes Lesen, 2) die Fähigkeit mit eigenen Worten den Inhalt des Gelesenen wiederzugeben und 3) das Wichtigste von der Satzanalyse. Man kann wol als allgemein anerkannte Thatsache ansehen, dass die allermeisten Knaben die geforderten Kenntnisse ihrer Muttersprache in die Schule nicht mitbringen. Von diesen ungemein wichtigen Kenntnissen, die der Knabe doch besitzen sollte, fehlt ihm in der Regel nicht viel weniger als Alles. In der Mehrzahl der Fälle wird der Schüler dennoch in die Schule aufgenommen. Man ist nämlich der Ansicht, dass es eine gar leichte Sache für den Sprachunterricht und zwar vorzugswefse iür den in

den fremden Sprachen sei, die Schüler im Verständnis ihrer eigenen Muttersprache auszubilden. Man meint, dass die jahrein jahraus andauernde Nötigung, eingehend die Formen der fremden Sprache mit denen der Muttersprache zu vergleichen, die verschiedenen Einzelwörter, Redewendungen, Konstruktionen u. s. w. gegenüberzustellen und insbesondere die Nötigung für die in fremdem Sprachgewande gekleideten Gedanken den zutreffendsten Ausdruck des einheimischen Idioms zu wählen, dass diese Nötigung eine Schulung von höchstem Werte veranlasse und dass diese Schulung mit Notwendigkeit zu der Beherrschung beider Sprachen führe. Diese Ansicht ist in weiten Kreisen zur Geltung eines Dogmas gelangt. Die Anhänger dieses verhängnisvollen Dogmas sind in ihrem Glauben unerschütterlich gewesen, obgleich die langwierige Praxis des, wie man anzunehmen berechtigt ist, gewissenhaften Unterrichts, die Berechnungen und Erwartungen wiederholt zu Schanden gemacht hat. Diese Ansicht klingt durch in der Bestimmung unserer Schulordnung (§ 48), dass in den unteren Klassen die Muttersprache und Lateinisch — und in den Reallyzeen Deutsch, wie die Praxis es zeigt, — in einer Hand zu vereinigen sind, falls besondere Umstände eine Ausnahme nicht veranlassen. Diese Ansicht hat ebenso ihren Ausdruck gefunden im Zirkular der Oberdirektion des Schulwesens vom 15. März 1889 verglichen mit der Erläuterung dazu vom 24. Mai desselben Jahres. Die genannten Zirkulare sind allen Sprachlehrern so bekannt, dass wir auf deren Inhalt nicht näher einzugehen brauchen.

Wir dürfen wol annehmen, dass man auch bei uns von seiten der Altphilologen der besprochenen Ansicht ohne weiteres zustimmt und auf die oben aufgeworfene Frage eine bejahende Antwort geben möchte. Ihnen stimmt die hoffentlich schon kleine Schar von Neusprachlern bei, die sich nicht getrauen, sei es aus Vorurteilen oder aus Zaghaftigkeit, den alten Pfad zu verlassen und neue Bahnen im Sprachunterricht zu betreten. Da, unseres Erachtens, auf die Frage keineswegs schlechthin mit Ja geant-

wortet werden kann, so mag es uns vergönnt sein, den Lesern dieses Blattes die Motive der entgegengesetzten Ansicht darzustellen. Ist doch diese Frage allen Sprachlehrern von ungemein grosser Bedeutung!

Vom Oberlehrer A. Ohlert ist die vorliegende Frage in eingehender Weise in seinem Buche „Allgemeine Methodik des Sprachunterrichts in kritischer Begründung" erörtert worden. Da dies Werk eine Fülle interessanter Gesichtspunkte enthält und da Ohlerts Auffassung von unserem Thema uns sehr nüchtern zu sein scheint, so glauben wir am besten zu thun, wenn wir die folgende Darstellung auf seine Ansicht fussen. Das thun wir um so lieber, als wir in dem Buche, das allen Lehrern aufs lebhafteste empfohlen werden kann, reiche Belehrung und vielfache Anregung empfangen haben.

Die Ansicht, dass dem fremdsprachlichen Unterricht die Aufgabe zugewiesen werden sollte, die Schüler im Gebrauche und im Verständnis ihrer eigenen Muttersprache auszubilden, hat auf den ersten Blick entschieden etwas Bestechendes, ist jedoch grundfalsch. Der Philologe, der seine Muttersprache oder eine andere Sprache beherrscht und wissenschaftlich kennt, muss zahlreiche Sprachen von verschiedenartigster Struktur zur Vergleichung heranziehen, wenn er nicht in eine einseitige Auffassung vom Wesen und von der Entwickelung der Sprache verfallen will. Soll und kann aber das, was richtig ist, wenn es sich um die Thätigkeit wissenschaftlich gebildeter und mehrere Sprachen nach Inhalt und Bildungsweise völlig beherrschender Sprachforscher handelt, auch von unentwickelten Knaben gelten?

Es wurde oben darauf hingewiesen, dass die in das Lyzeum eintretenden Knaben eine äusserst minimale Kenntnis in ihrer Muttersprache besitzen. Jeder Schüler muss sich diese Kenntnis erwerben; er erreicht sie aber erst durch die ernste Arbeit vieler Jahre. Das Studium fremder Sprachen sollte ihn nun darin unterstützen und nicht einmal das, sondern der fremdsprachliche Unterricht sollte in

allen wesentlichen Punkten auch die Ausbildung in der Muttersprache übernehmen. Die Kenntnis der fremden Sprachgewohnheiten kann, so meint man, die Kenntnis der auf ganz verschiedenen Gesetzen beruhenden eigenen Sprachgewohnheiten hervorrufen. Das ist in hohem Grade widersinnig. Man lernt doch nicht, sagt Ohlert, die geographischen Verhältnisse Europas kennen, indem man die Geographie von Amerika studirt! Dies ist ein verhängnisvoller Irrtum, und beruht, wie so viele andere falsche Ansichten über Sprachunterricht, auf der Unkenntnis von dem Wesen der Sprache und ihrer Entwickelung.

Die Kenntnis der Muttersprache und die Sicherheit in ihrer Anwendung soll theoretisch durch das Studium der Grammatik der fremden Sprache und praktisch durch Übersetzungen, insbesondere durch die Übersetzung fremdsprachlicher Texte in die Muttersprache ausgebildet werden.

Im Verlaufe des Unterrichts in der Muttersprache wird wol auch ein wenig Grammatik getrieben, Regeln der Orthographie und dergleichen gegeben, aber die grammatische Kenntnis der Schüler beschränkt sich jedenfalls, besonders in den Reallyzeen, auf die kümmerlichen Anfänge der Deklination und Konjugation, auf das sehr mangelhafte Verständnis des einfachen Satzes und auf die unvollständige Fähigkeit Haupt-, Eigenschafts-, und Thätigkeitswörter zu unterscheiden. Die feinere Ausbildung der grammatischen Theorie ist durchaus dem fremdsprachlichen Unterricht zugewiesen. Das Studium der Grammatik der fremden Sprachen, so meint man, führt zur Kenntnis der „allgemein gültigen“ grammatischen Kategorien. Dasselbe dient also auch dem Unterricht in der Muttersprache, und deshalb könne er eines besonderen grammatischen Studiums entraten. Auf diese Ansicht ist die Praxis des Unterrichts aufgebaut. Sie hat noch in jüngster Zeit ihren Ausdruck im Zirkular der Oberdirektion des Schulwesens vom 1. April 1898 gefunden, wo die Rektoren der Lyzeen aufgefordert werden, darauf achtzuhaben, dass die Grammatik der Muttersprache, sowol die Formlehre als die Syn-

tax, in der fünften Klasse zum Abschluss gebracht wird. Diese Bestimmung nimmt man wol meistens ganz nach ihrem Wortlaut, indem man in den oberen Klassen nicht einmal geneigt ist, die Grammatik der Muttersprache zu wiederholen. Es scheint uns aber, als ob die Oberdirektion des Schulwesens selbst nicht gar zu streng hinsichtlich ihrer eigenen Vorschrift wäre, denn laut Brief vom 14. II. 1899 hat sie z. B. gestattet, die Syntax von Setälä bei dem Unterricht in der Muttersprache am Reallyzeum zu Nikolaistad sukzessiv einzuführen. Das Studium der Syntax der Muttersprache fängt, wenn sie überhaupt getrieben wird, gewöhnlich in der fünften Klasse an; wie kann das genannte Buch nun aber sukzessiv eingeführt werden, wenn man dasselbe auch in den oberen Klassen nicht liest? Ebenso scheinen einige Lehrer der Muttersprache keine grosse Neigung für die schriftlichen Übersetzungsübungen aus fremdsprachlichen Schriftstellern zu hegen, obgleich sie ihnen in den oben erwähnten Zirkularen anbefohlen werden.

Kehren wir aber nach dieser kleinen Abweichung zu unserem Thema zurück.

Die erwähnte weit verbreitete Ansicht vermischt unvereinbare Ziele. Und diese Vermischung beruht auf dem alten Irrtum, dass es eine allgemeine Grammatik gebe, in welche die Erscheinungen der verschiedensten Sprachen eingeordnet werden könnten. Dem ist aber keineswegs so! Heute wissen wir nämlich, dass jede Sprache ihre eigene Grammatik, d. h. ihre besondere Art, die Spracherscheinungen psychologisch zu verknüpfen, besitzt. Wir wissen, dass die psychologischen Kategorien der Grammatik, selbst in Sprachen gleicher Herkunft, zwar eine äussere Ähnlichkeit zeigen, im Einzelnen aber wesentlich von einander verschieden sind. Bei der theoretischen Bearbeitung der neueren Sprachen hat man vom Lateinischen auf diese die Gleichheit der *Termini Technici* übertragen. Diese Übertragung aber ist meistenteils ungerechtfertigt gewesen; sie hat auch bis auf den heutigen Tag die richtige Auffassung der Gram-

matik der Muttersprache schwer geschädigt. „Die lateinische Sprache ward das Bette des Procrustes, in welchem man die neueren Sprachen gelegentlich verstümmelte, am liebsten jedoch durch gewaltsames Zerren ausdehnte“, sagt Gedike bei Franz Kern Die deutsche Satzlehre, Pag. 113. Die Beispiele liegen dermassen vor aller Augen, dass wir auf dieselben hier nicht einzugehen brauchen.

Die Grammatik der fremden Sprache führt folglich die Schüler zu einer falschen Auffassung von den grammatischen Erscheinungen in der Muttersprache. Man könnte freilich durch scharfe Betonung die Unterschiede hervorheben, aber für die wirkliche Kenntnis in der Grammatik der Muttersprache wäre damit gar nichts gewonnen, denn, sagt Ohlert, das Studium der lateinischen Grammatik bietet gar keine Gelegenheit die Schüler über den Geltungsbereich der grammatischen Kategorien im Deutschen aufzuklären. *Mutatis mutandis* gilt dies in vollem Umfange auch von den grammatischen Studien bei uns. Die Kenntnis in der Grammatik der Muttersprache kann nur an dem Sprachstoff des eigenen Idioms selbst gewonnen werden.

Viele Vertreter der Muttersprache behaupten aber, dies sei unmöglich. Einige gehen sogar so weit, dass sie den Mut zu sagen haben, dass dies nicht einmal die Aufgabe des muttersprachlichen Unterrichts sei! Nach dieser verkehrten Ansicht sollte ein grosser Teil der fremdsprachlichen Stunden nicht benutzt werden, um die fremde Sprache zu studiren, sondern um die systematische Grammatik der Muttersprache zu treiben. Die Anhänger der genannten ominösen Auffassung scheinen von der Thatsache gar nichts wissen zu wollen, dass eine Sprache können und dieselbe kennen eben etwas ganz Verschiedenes ist. Es scheint uns auch, als ob sie keine Ahnung von dem ungemein grossen Werte hätten, der dem muttersprachlichen Unterricht als Propädeutik des fremdsprachlichen beigelegt werden muss. Wir möchten ihnen aufs dringendste empfehlen, die Fehler, welche die Schüler der Reallyzeen bei den schriftlichen Übersetzungsübungen in die fremde Sprache machen, psy-

chologisch zu analysiren. Sie würden dann sehen, dass die meisten und zwar die bedenklichsten Fehler auf die mangelhafte Fähigkeit oder, sprechen wir die Wahrheit rund heraus, auf die Unfähigkeit, die muttersprachlichen Formen und Sätze richtig zu analysiren, zurückzuführen sind.

So lange die Schüler die Grammatik der Muttersprache lernen, soll jede Vermischung mit den fremden Sprachgewohnheiten aufs sorgfältigste vermieden werden. Wenn das Verständnis für die grammatische Auffassung der eigenen Sprache noch zu wünschen übrig lässt, so wirken die Kategorien der fremden Grammatik nur verwirrend. Das Studium der Grammatik ist ein selbständiger Zweig des Unterrichts in der Muttersprache, den kein fremdsprachlicher Unterricht zu unterstützen vermag. Erst wenn die Kenntnis der theoretischen Grammatik des einheimischen Idioms zu einem gewissen Abschluss gekommen, ist das Hineintragen fremder grammatischer Begriffe von Vorteil für die allgemeine Bildung.

Wir kommen nun zu den Übersetzungsübungen.

Bei diesen Übungen werden die Schüler gezwungen, ihre Muttersprache in der kunstgemässen Form zu gebrauchen. Ferner sind sie bei der Herübersetzung, d. h. bei der Übersetzung fremdsprachlicher Texte in die Muttersprache genötigt, den muttersprachlichen Ausdruck zu suchen und zu wählen, der am besten dem fremden Worte entspricht. Aus dieser Thatsache sollte nun, wie man behauptet, folgen, dass durch die Übersetzungen, insbesondere durch die Herübersetzungen, die Gewandtheit im Gebrauche der Muttersprache und die Vervollkommnung in derselben in hohem Grade gefördert werde. Das ist jedenfalls, sagt Ohlert, anzuerkennen, dass die Herübersetzung dem Schüler die Gelegenheit giebt, seine Fertigkeit im Gebrauche der Muttersprache zu bethätigen. Aber giebt sie ihm, fragt er, auch Gelegenheit, diese Kenntnis zu erwerben? Die Herübersetzung bietet nur Gelegenheit, bereits bekannte muttersprachliche Ausdrücke zu verwenden, sie

ist aber keineswegs im stande, die Kenntnis solcher Ausdrücke erst zu erzeugen.

Es wurde oben schon bemerkt, dass die Schüler, die ihre Umgangssprache sprechen, damit nicht auch schon die Schriftsprache lautlich, grammatisch, oder inhaltlich beherrschen, sondern dass sie dies alles durch ernste und sorgfältige Arbeit lernen müssen. Die Lehrer der fremden Sprachen haben deshalb die grössten Schwierigkeiten zu überwinden, wenn sie wollen, dass ihre Schüler die einfachsten Sachen einigermassen tadelfrei übersetzen sollten. Eine Herübersetzung verletzt das Ohr der Schüler gar nicht, wenn sie nur mit dem Wortlaute des fremdsprachlichen Textes übereinstimmt, obgleich sie in logischer Hinsicht lauter Unsinn wäre. Bei der Übersetzung des fremdsprachlichen Textes wird zwar der Lehrer die in der Muttersprache gemachten Sprachfehler verbessern. Aber dies hat nichts mit dem Übersetzen selbst zu thun; dies ist auch nicht die Aufgabe des fremdsprachlichen, sondern die des muttersprachlichen Unterrichts. Das Verbessern der schriftlichen Herübersetzungen ist, wie gesagt, den Lehrern der Muttersprache zugewiesen; das unaufhörliche Flicken und Verbessern der mündlichen Herübersetzungen überlässt man aber denen der fremden Sprachen. Das ist auch eine Art von Aufhebung der Gütergemeinschaft, wenn ich den Ausdruck hier anwenden darf.

Die fremde Sprache soll nicht getrieben werden, um daran die Muttersprache zu lernen. Wenn der fremdsprachliche Unterricht seine eigenen wichtigen Aufgaben nicht vernachlässigen will, so hat er keine Zeit, die Unrichtigkeiten im Sprachgebrauche des Mutteridioms gründlich zu behandeln. Niemand wird wol die Aufgabe, die genannten Unrichtigkeiten systematisch zu behandeln, dem Unterricht in der Mathematik u. s. w. zuweisen. Nur die Lehrer der fremden Sprachen sollen ihren eigentlichen Gegenstand verlassen und die ihnen knapp zugemessene Zeit Sachen widmen, die mit der Erlernung ihres eigenen Gegenstandes nichts zu thun haben.

Für die Kenntnis in der Muttersprache vermag, wie gesagt, das Übersetzen herzlich wenig zu thun; diese Kenntnis kann nur durch den muttersprachlichen Unterricht gewonnen werden. Der richtige Gebrauch der grammatischen Formen und die Bedeutung derselben, die syntaktischen Verbindungen, der sprachgemässe Aufbau des Satzes, die zahlreichen Fälle der Sprachschwankungen, die Synonymik u. s. w., kurz Alles, was zur Beherrschung der Muttersprache gehört, kann nur durch sorgfältige Beobachtung des Sprachgebrauchs unserer besten Schriftsteller herausgefunden werden.

Der fremdsprachliche Unterricht sollte auch, so meint man, die Fähigkeit abstrakten Denkens, insbesondere logischen, wissenschaftlichen Denkens in hervorragender Weise ausbilden; mit anderen Worten: dieser Unterricht sollte im stande sein, den Schülern eine vollkommene Kenntnis von dem Inhalt der Begriffe zu vermitteln. Dies gilt nun zwar vorzugsweise von dem Unterricht in den klassischen Sprachen; denn „Latein lernen heisst wissenschaftlich arbeiten lernen", um die schroffe Behauptung O. Jägers zu gebrauchen. Allerdings erwartet man die Ausbildung im logischen Denken auch von dem neusprachlichen Unterricht. Merkwürdigerweise aber, wie man nicht selten behaupten hört, sollte die Muttersprache, weder Finnisch noch Schwedisch, sich zu dieser Ausbildung eignen. An den Reallyzeen wird folglich ausser den hier schon erwähnten zwei Aufgaben noch die Erziehung zum wissenschaftlichen Denken dem fremdsprachlichen Unterricht und zwar dem in den modernen Sprachen zugewiesen, denn man scheint ganz und gar ignoriren zu wollen, dass in diesen Lehranstalten auch die zweite Landessprache und die Reichssprache studirt werden.

Es lässt sich nachweisen, dass der fremdsprachliche Unterricht nur geringe Gelegenheit bietet, zu der Fähigkeit logischen Denkens zu erziehen. Dies hat Ohlert in überzeugender Weise gethan. Ich kann aber auf seine interessanten Erörterungen hier nicht eingehen, da ich fürchte

dadurch zu viel Raum in Anspruch zu nehmen. Es mag nur beiläufig gesagt werden, dass die ominöse sprachlich-logische Schulung, die nichts weniger als ein Hemmschuh für eine gesunde Entwickelung des modernsprachlichen Unterrichts ist, mit dem am schwierigsten zu erreichenden, aber dem wichtigsten Ziele der höheren Schule, dem logischen Denken, von der oberflächlichen Betrachtungsweise arg vermischt wird. Dieses schöne Ziel kann nur durch eine konzentrirende Behandlung aller Unterrichtsfächer, des gesamten Unterrichtsstoffes während der ganzen Schulzeit einigermassen erreicht werden. In dem fremdsprachlichen Unterricht gelangt man höchstens zu einem gefährlichen Verbalismus, der ja heutzutage als der schlimmste Feind tieferer Bildung angesehen wird und als solcher angesehen werden muss.

Aus den vorangehenden Erörterungen geht hervor, dass von den Übersetzungsübungen eine Förderung im Gebrauche der Muttersprache nicht zu erwarten ist. Im Gegenteil liegt die Gefahr nahe, dass dieselben schädlich auf die Ausbildung des Mutteridioms einwirken, dass sie der Beherrschung der Muttersprache geradezu hinderlich sind. Jedes Übersetzen beruht auf der Herstellung einer Zwischenstufe, die nicht finnisch resp. schwedisch, sondern, um uns eines modernen Ausdrucks zu bedienen, Talmi-finnisch und schwedisch ist, d. h. Französisch, Deutsch u. s. w. in finnischer oder schwedischer Wortform. Die Schüler werden in jeder Übersetzungsstunde gezwungen, ein Finnisch resp. Schwedisch zu hören, und was das gefährlichste ist, selbst herzustellen und auszusprechen, das keine reine, sondern verkrüppelte, vergewaltigte Muttersprache, Sprachstümperei ist. Erst wenn diese Zwischenstufe durchlaufen worden ist, kann bei der Übersetzung ein tadelfreies Finnisch resp. Schwedisch gewonnen werden. Zu der richtigen, echten Herübersetzung gelangt man in der Praxis des Unterrichts immer nur in unvollkommener Weise. Das Übersetzen ist nämlich, wie Viëtors Satz lautet, eine Kunst, welche die Schule nichts angeht, oder, um die

Worte eines anderen Sachkenners zu zitiren: „Ja, kann man denn überhaupt übersetzen? Wie kein Wort das Wort, wie noch viel weniger ein Satz den Satz, so deckt kein Bild das Bild, kein Gefühl das Gefühl, kein Witz den Witz, ja kaum ein einziger Gedanke den Gedanken vollkommen, sobald er dem mitgeborenen sprachlichen Ausdruck entrissen wird. Jedes Wort ist, wenn nicht im Begriffsinhalt, so doch in seiner lebendigen phraseologischen Erscheinung in jeder Sprache ein besonderes Wesen, und spricht man dafür das analogste Wort einer andern Sprache aus, so weckt dies nicht alle dieselben nnd daneben einige neue Ideenassociationen." *).

In der Thatsache also, dass die Schüler bei den Übersetzungsübungen unter allen Umständen sich mit nicht-finnischen und nicht-schwedischen Formen und Wendungen befassen müssen, ist die Schädigung des Sprachgefühls für das einheimische Idiom unmittelbar gegeben.

Mittelbar wird die Ausbildung in der Muttersprache durch den Umstand geschädigt, dass der grosse Umfang des fremdsprachlichen Unterrichts die Anzahl der Unterrichtsstunden dieses Idioms ungemein beschränkt. Nach unseren jetzigen Stundenplänen fallen nämlich in den klassischen Lyzeen unter 110 Sprachstunden der Muttersprache nur 18 zu; in den Reallyzeen des gewöhnlichen Typus sind die Zahlen resp. 0 und 18 und in den Reallyzeen zu Helsingfors 98 und 14 (das s. g. „historische Lesen" ist hier nicht mitgerechnet worden). Die Muttersprache hat also nicht die zentrale Stellung, welche sie doch haben sollte. Den Bedürfnissen des muttersprachlichen Unterrichts wird man erst dann in gebührender Weise gerecht werden, wenn man sich des verhängnisvollen Irrtums bewusst sein wird, dass jede Stunde eine Unterrichtsstunde in der Muttersprache sei, und dass der fremdsprachliche Unterricht die Ausbildung in derselben fördere.

---

*) T. Mommsen bei W. Münch, Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst an höheren Schulen, Pag. 169.

Die vorangehenden Erörterungen haben uns also zu dem Ergebnis geführt, dass wir auf die oben aufgeworfene Frage mit Nein antworten müssen.

Demnach sollen wir Neusprachler auch darauf verzichten, Zielen in unserem Unterricht nachzustreben, die mit dem Wesen des Gegenstandes nicht vereinbar sind. Nur unter der Bedingung können die Erfolge unserer Bemühungen unseren Erwartungen entsprechen.

Schliesslich möchten wir uns aufs bestimmteste dagegen verwahren, dass dem, was wir gesagt haben, ein Sinn untergelegt wird, der von unserer eigenen Auffassung durchaus abweicht. *Axel Rosendahl.*

Besprechungen.

Studier i modern språkvetenskap utgifna af Nyfilologiska Sällskapet i Stockholm. II. *Uppsala 1901, Almqvist & Wiksell. X + 241 pages in-8⁰.*

Dans un des tomes précédents des *Neuphilologische Mitteilungen* (année 1899, n:o $^{15}/_{9}$—$^{15}/_{10}$), mon collègue, M. Söderhjelm, a déjà fait connaître, à l'occasion de la publication du premier tome des *Studier i modern språkvetenskap,* le but et l'importance de notre société-sœur de Stockholm. N'ayant donc pas à revenir sur ce sujet, je passe immédiatement au compte rendu du nouveau tome des „*Études*“ de la Société néophilologique de Stockholm.

La série des mémoires commence par un article très curieux du célèbre professeur d'Upsal, Carl Wahlund, lequel porte le titre: *Kronologiskt ordnade Geografiska schemata öfver nordfranska medeltidslitteraturen, försöksvis uppställda,* avec le sous-titre: *Ludvig den Heliges epok. Urval, efter landskap och i tidsföljd, af typiska fornfranska litteraturverk från omkr. år 1225 till omkr. år 1275. Kartor och Listor* (pp. 1—10). L'idée de M. Wahlund est à la fois très simple et très ingénieuse: il choisit une époque quelconque de l'histoire de la littérature française du moyen âge, précise autant que possible la date et la circonscription dialectale des monuments littéraires typiques de cette époque, donne à chacun de ces monuments ou groupes de monuments un numéro, par ordre chronologique, et place ces numéros dans les subdivisions respectives d'un carré représentant schématiquement la carte de la France non provençale. L'époque choisie par l'auteur est celle de saint

Louis (1225—1275), qu'il subdivise en deux périodes de vint-cinq années. A la première période (1225—1250) il assigne trente-huit numéros, à la seconde (1250—1275), trente. Le tout ne se compose que des deux tableaux synoptiques avec quatre listes de monuments littéraires, dont deux dressées chronologiquement et deux selon la provenance géographique (nord et nord-est, ouest, centre, est et sud-ouest). L'on voit que la chose est assez simple, une fois la date et le dialecte de chaque œuvre établis. Mais c'est précisément dans cette partie du travail, dont M. Wahlund a eu l'idée originale de ne présenter que les résultats sous une forme condensée, que se cache toute une série de recherches minutieuses et souvent difficiles. Je ne suis pas à même de contrôler pour chaque cas les assertions laconiques de M. Wahlund; mais quiconque connaît l'exactitude scrupuleuse de ce savant, sera *a priori* convaincu qu'il n'avance rien à la légère. Des tableaux synoptiques dans le genre de ceux donnés par M. Wahlund faciliteront beaucoup les recherches sur la dialectologie de l'ancien français. On ne peut qu'espérer que ce savant, qui possède les conditions scientifiques requises pour ce travail, voudra bien se donner la peine, pour le plus grand profit de tous ceux qui s'occupent de l'ancien français, de dresser des tableaux pareils pour toute la littérature française du moyen âge, à commencer par les *Serments de Strasbourg*.

Le mémoire suivant (pp. 11—51) a pour auteur A. Malmstedt, professeur de lycée à Stockholm, et porte le titre: *Sur les „propositions relatives doubles" et leurs équivalents*. Dans cette étude très nourrie et très instructive, l'auteur part de la construction, assez rare d'ailleurs en français moderne: *Ne faites pas à autrui ce que vous ne voulez pas qui vous soit fait*, et tâche, après bien d'autres, d'en expliquer la genèse. Selon M. Malmstedt, la construction primitive aurait été: — — *ce qui vous ne voulez pas que vous soit fait*, où *que* est la conjonction introduisant la proposition-régime. Une espèce d'attraction exercée par le verbe transitif *vouloir*, et aussi peut-être l'analogie avec les cas où le relatif fonctionne comme régime *(Un homme que je crois que tu aimeras)*, a amené d'abord la tournure: — — — *ce que vous ne voulez pas que vous soit fait*. Puis, le sens ayant exigé un sujet pour le verbe *soit fait*, le second *que* (la conjonction primitive) a été changé en *qui*. L'explication de M. Malmstedt me semble très plausible. Je me demande seulement s'il n'y aurait pas possibilité de combiner les hypothèses de M. Malmstedt et de M. Tobler, et d'admettre que, dans beaucoup de cas, la première proposition subordonnée peut s'expliquer comme une sorte de parenthèse (comme dans l'exemple *Les bestes que tu vois qui mostrent felonnie*). Je dirais de même que la phrase suédoise jugée incorrecte: *Denne man, som jag trodde var min vän* pourrait avoir une double origine: — — *som (jag trodde) var min vän* et — — *som jag trodde att var min vän*. Disons en passant que M. Malmstedt cite quelques exemples spécialement finlandais de cette dernière tournure. Le mémoire

de M. Malmstedt est particulièrement instructif en ce qu'il s'occupe des „propositions relatives doubles" et de leurs équivalents non seulement dans le français, mais aussi dans plusieurs autres langues, notamment l'allemand, l'anglais et le suédois. Voici pour le suédois, où il n'y a pas de „propositions relatives doubles", les constructions équivalentes: 1) *Denne man, som jag trodde vara min vän;* 2) *Denne man, hvilken, såsom jag trodde, var* — — (construction littéraire); 3) *Denne man, om hvilken jag trodde att han var* — — (construction fréquente); 4) *Denne man, som jag trodde var* — —, avec sa variante finlandaise (— — *som jag trodde att var* — —) et 5) *Denne man, som jag trodde att han var* — — (construction rare et incorrecte). Pour la tournure 4), M. Malmstedt déclare avoir l'impression que *som* est le sujet de *var* (p. 21). Pour ma part, j'y crois sentir plutôt le régime de *trodde,* au moins au début de la phrase [1]); ce serait donc une construction analogue à celle de l'anglais: *This man, whom I thought was my friend.*

Om franska lånord i *svenskan* est le titre d'une causerie très intéressante de M. Alfred Nordfelt (pp. 53—72). L'auteur passe d'abord en revue les différentes causes qui peuvent, en général, amener l'introduction de mots étrangers: 1) Le nom est importé avec la chose (le suéd. *slöjd,* le norv. *ski,* le russe *samovar* sont ainsi devenus d'un usage presque international); 2) Les emprunts sont occasionnés par les rapports étroits existant entre deux pays, le plus souvent à cause de leur proximité géographique (Le russe *karutscha,* „gomme élastique", que M. Nordfelt cite dans cette catégorie comme existant dans la Suède orientale, me semble être un emprunt tout fortuit. Le mot est totalement inconnu en Finlande.) [2]); 3) Le mot est introduit comme euphémisme (*toilett, demimonde,* etc.); 4) L'introduction est due à la supériorité intellectuelle du pays auquel on emprunte; 5) La supériorité politique joue aussi un rôle important; 6) Une langue comme le français, dont la structure phonétique est „harmonieuse et élastique", a plus de succès qu'une langue, pourvue de phonèmes d'un caractère trop spécial (Je doute que l'auteur ait raison. Les voyelles nasales du français p. ex. ne sont certes pas à la portée de tout le monde. On se contente alors d'une substitution de sons: voyelle orale + consonne nasale postpalatale.) L'auteur traite ensuite de différentes questions se rapportant spécialement à l'introduction de mots français dans le suédois. Ne pouvant entrer ici dans tous les détails, je veux me borner à mentionner quelques particularités qui m'ont paru intéressantes. Plusieurs suffixes français ont acquis une telle vitalité en suédois qu'ils servent à former des dérivations à radical suédois: ***blåbandist*** (*-iste*), ***byggerage*** (*-age*), ***skrodör*** (*-eur*), ***gäldenär*** (*-naire*), ***flottyr*** (*-ure*), ***förnämitet*** (*-ité*), ***frukostera*** (*-er*), etc. Souvent un mot à radical français apparaît en suédois avec un changement de suffixe:

---

[1]) C'est aussi l'impression de quelques-uns de mes compatriotes que j'ai consultés.

[2]) Est-ce que, au fond, le mot *karutscha* est d'origine russe? Plusieurs personnes, sachant le russe, que j'ai consultées déclarent ne pas connaître ce mot.

kassör (fr. *caissier*), *komediant* (fr. *comédien*), etc. M. Nordfelt indique, avec raison, la difficulté qu'il y a souvent de savoir si un mot d'emprunt provient directement de sa source ou par l'intermédiaire d'une autre langue. Il y a surtout nombre de mots pour lesquels il est presque impossible de dire s'ils sont empruntés au latin ou au français (*central, diftong, minister, profet*, etc.). Quelquefois un mot français est „latinisé": *korrespondent* (fr. *correspondant*), *rekommendera* (fr. *recommander*), etc. Les mots d'emprunt sont naturellement très sujets à être altérés par analogie, étymologie populaire, etc. Ainsi M. Nordfelt suppose que *filur* (fr. *filou*) tient son *r* du mot *lura*, que dans *patrask* (fr. *patraque*) il y a influence du verbe *traska*, etc. Parfois on rencontre des traductions littérales impossibles de locutions françaises, telle la suivante trouvée dans la *Finsk Tidskrift: bränna sina hjärnor* (fr. *se brûler la cervelle*). Une petite question pour finir: Est-ce que les Suédois écrivent intentionnellement *à la bonheur* (p. 67) pour *à la bonne heure?*

Le président de la Société néo-philologique de Stockholm, M. Åke W:son Munthe vient ensuite avec un mémoire curieux: *Om användningen af ordet „katt" i svenska eder och liknande uttryck* (pp. 73—104). Dans les jurons, le mot „chat" est un euphémisme pour le diable: *ta mig katten, det var katten*, etc., et l'auteur a réussi à réunir un nombre étonnamment grand de locutions semblables, tirées de différentes langues. Le suédois de Finlande y est spécialement représenté par *voj katten*, et le finnois par *kissa vieköön*. Quant à la raison qui a déterminé le choix de notre paisible animal domestique pour représenter le grand ennemi de l'humanité, elle est peut-être complexe. M. Munthe ne parle que dubitativement de la substitution phonique de *k-atten* à *k-näfveln* (p. 91, note*), à laquelle je voudrais donner beaucoup d'importance. La liste de ces euphémismes par allitération n'est certainement pas épuisée par ce qu'en dit M. Munthe. Je ne veux mentionner ici que *sablar* pour *satan*, expression souvent entendue en Finlande, et *fy fazer* (*Fazer* est le nom d'un confiseur helsingforsien très à la mode) pour *fy fan*. M. Munthe est porté à attribuer l'usage florissant des „jurons félins" actuels à un juron mal compris de la célèbre chanson *Hönsgummans visa*, de l'année 1751:

„Men *famikatten!* när Han stog på bår
Hur di glunkade då".

Fami n'est que le nom de nombre *fem* (cinq), et l'expression obscure aurait été changée en *tamikatten* (= ta mig katten), d'où ensuite l'emploi du mot „chat" dans les autres jurons modernes. Mais quant à l'emploi primitif de ce mot dans les jurons, M. Munthe veut l'expliquer par l'expression *grå katt* (chat gris) dans des euphémismes „quantitatifs", dont le plus ancien exemple date de 1721: *Hwad attan siu tunnor tusende gråkattor säijer han nu?* (K. Gyllenborg, *En bättrad Will-Hierna*). Le „chat gris" dans ce juron ne serait pas plus extraordinaire que dans l'expression: *Där var folk som gråa kattor.*

M. Gustaf Ernst, docent à l'Université de Lund, publie un mémoire intitulé *Les pronoms français au seizième siècle* (pp. 105—132). L'auteur donne un tableau très clair et, autant que j'ai pu en juger, absolument correct de l'emploi des différents pronoms pendant l'époque susdite. Il a pu, en partie, baser ses recherches sur des monographies antérieures, mais il paraît aussi avoir lui-même compulsé un grand nombre de textes. Comme étude descriptive consciencieuse et utile son travail mérite tous les éloges.

Dans un article intitulé *Sur les adverbes qui déterminent les substantifs* (pp. 133—142), M:lle Anna Ahlström énumère quelques cas où un adverbe fonctionne comme déterminatif d'un substantif ou d'une locution formée d'un substantif précédé d'une préposition (types: 1. *Moi je sais que mon bon ami Florent a eu l'air joliment cornichon* Zola; 2. *Entre les pattes d'un lion Un rat sortit assez à l'étourdie* La Fontaine; 3. *Avoir si soif, Il fait presque nuit, On a bien raison*). Pour le premier cas, M:lle Ahlström explique avec raison l'emploi attributif de l'adverbe en constatant le fait que le substantif est pris dans le sens d'un adjectif. En ce qui concerne le second cas, elle se contente de dire que „c'est le changement de signification du substantif qui a provoqué l'emploi de l'adverbe". Pourquoi ne pas dire franchement que les locutions en question ont la valeur d'adverbes (*à l'étourdie = étourdiment)?* Pour le troisième cas, je crois que M:lle Ahlström est dans l'erreur, quand elle tâche d'expliquer la construction en disant: „Il ne s'agit pas tant de la notion de substance comme telle que d'une notion de substance qualifiée. Ce qu'on veut exprimer, c'est une qualité existant à un degré plus ou moins élevé. En d'autres termes, il s'agit d'expressions désignant un état que l'on perçoit comme plus ou moins intense, *faim, soif, peur, envie* etc." (p. 138). A mon avis, la construction est d'une lucidité parfaite. Il s'agit toujours de locutions exprimant une idée simple, où le régime direct manque d'article (*avoir faim, soif, chaud, peur, soin, envie, besoin, raison, tort; faire plaisir; il fait nuit, froid).* Ces locutions ont la valeur de verbes simples (cp. *avoir peur = craindre, faire plaisir = plaire*). Donc elles ne peuvent logiquement être déterminées que par des adverbes (*ça me fait trop plaisir = ça me plaît trop*). Quant aux cas où l'adverbe employé est de ceux qui ne peuvent pas régulièrement déterminer un verbe (*très, si*), l'explication de M. Meyer-Lübke (*Gramm. des langues romanes* III, § 205) suffit: une fois qu'on a pu dire *très froid* dans un sens (*Il est très froid),* on a commencé à le dire dans un autre, où *froid* avait la valeur d'un substantif (*Il a très froid);* ensuite par extension analogique: *très faim*, etc. En ce qui concerne *si*, il faut d'ailleurs se rappeler que cet adverbe pouvait en ancien français déterminer le verbe, et que cet emploi pourrait à la rigueur, comme le croit M. Tobler (*Verm. Beitr.* III, p. 118), survivre dans les expressions: *j'ai si froid, si faim,* etc. Pour les cas analogues dans les langues germaniques (*Sie haben sehr recht, Ni har fullkomligt rätt*) l'explication est la même.

Dans un mémoire, intitulé *Sur le développement phonétique de quelques mots atones en français* (pp. 143—161), M. Erik Staaff, l'auteur bien connu de la dissertation sur le suffixe -arius, veut expliquer phonétiquement les formes de l'article défini et des pronoms possessifs adjectifs. Il part de la supposition parfaitement correcte que, de même que les voyelles posttoniques se développent autrement que les voyelles protoniques (initiales), les mots atones enclitiques ne subissent pas le même sort que les mots atones proclitiques. Ainsi l'article en position proclitique gardera sa voyelle intacte, tandis que la voyelle des formes enclitiques devient *e*. Or, M. Staaff essaie de démontrer, par des raisonnements théoriques quelquefois un peu subtils, pourquoi tantôt la forme proclitique (*li, la*), tantôt la forme enclitique (*le, les*) a survécu en ancien français. Je crois que M. Staaff a raison, quant à la théorie générale. J'hésite au sujet de certains détails. Ainsi je ne suis pas porté à admettre que la forme *des* soit une forme hybride sortie d'un croisement de *dles* (*Reis dles franceis* < Réx de | los francíscos) et de *dels* (*Pere dels amis* < Páter | de los amícos). Le développement de de illos > *dels* > *des* a pu se faire aussi bien que celui de in illos > *enls* > *els* > *es*. Du reste il n'est pas certain qu'il faille diviser Réx de | los francíscos, et non Réx | de los francíscos (= Ést | imperátor), la préposition ayant pu avoir un léger accent secondaire. Dans le tableau p. 146 il y a un fâcheux *lapsus:* fém. sing. rég. *la* encl. au lieu de fém. sing. rég. *la* procl.

Le professeur bien connu de Lund, Fr. Wulff, qui s'est occupé pendant ces derniers temps de Pétrarque, annonce dans un court article, *La note sur le Virgile de l'Ambrosienne* (pp. 163—172), qu'il ne peut guère considérer la fameuse note *Laurea, propriis virtutibus illustris* etc., écrite sur le *verso* du premier feuillet du ms. en question, comme authentique. Elle est due à quelque falsificateur, „désireux d'être en état de prouver que Sainte Claire d'*Avignon*, la cité d'*Avignon* et les Frères Mineurs (d'Avignon, bien que cela n'y soit pas dit expressément) avaient le droit de s'emparer de la mémoire de la *Donna* de Pétrarque" (p. 170). M. Wulff promet de reprendre la question.

Dans un article intitulé *Rimstudier hos Verlaine* (pp. 173—199), M. Ruben G:son Berg rompt une lance en faveur de la „rime pour l'oreille". Il montre combien sont arbitraires les règles généralement acceptées concernant les „rimes identiques" et les „rimes homonymes". Une rime identique peut être excellente, quand elle produit un effet voulu:

„Hélène appuyait sur mon cœur
son cœur".
(Chateaubriand, *La patrie*).

Au contraire, les rimes homonymes, qu'on permet en général volontiers, sont quelquefois d'un effet douteux:

„Toutes deux regardaient s'enfuir les hirondelles:
L'une pâle aux cheveux de jais, et l'autre *blonde*
Et rose, et leurs peignoirs légers de vieille *blonde*
Vaguement serpentaient, nuages, autour d'elles.“
(Verlaine, *Parallèlement*).

On ne doit pas établir des règles absolues. En général les répétitions d'un mot (identique ou homonyme) à la fin de deux vers ne sont pas à recommander, mais elles peuvent parfois produire des effets excellents. L'essentiel est d'être bon poète. Voilà à peu près ce qui ressort de la première partie de l'article de M. Berg, laquelle témoigne du bon sens de son auteur. La seconde partie est consacrée spécialement à Verlaine. M. Berg a tiré de l'œuvre de ce poète une collection intéressante de rimes homonymes, de rimes identiques, de rimes formées d'un mot à désinence masculine avec un mot à désinence féminine *(mur: obscure)*, de rimes simplement assonancées, de rimes d'enjambement („Voyez de Banville, et voyez Lecon- | Te de Lisle, et tôt pratiquons leur con- | Duite et soyons, tels ces deux preux, nature.“ *Dédicaces* X.) et d'autres irrégularités voulues. Il publiera ailleurs un aperçu des rimes riches, des rimes suffisantes, de la succession des rimes et des mots employés à la rime chez le grand poète décadent.

Le dernier article du volume, *Modus conjunctivus särskildt i franskan, språkbiologisk studie* (pp. 197—226), a pour auteur le savant professeur d'Upsal P. A. Geijer. Dans cet article très intéressant et plein d'observations judicieuses, M. Geijer tâche de donner une définition du subjonctif qui satisfasse enfin à toutes les exigences. Voici en traduction cette définition, combinée avec celle de l'indicatif: „Par l'indicatif on énonce le contenu de la proposition d'une manière purement objective, sans nuances; le subjonctif, au contraire, sert à donner au contenu objectif de la proposition une nuance qui caractérise en quelque manière le rapport entre ce contenu d'idées et son sujet“ (p. 204). M. Geijer donne sept phrases, prises dans le langage moderne, chacune contenant un subjonctif qui ne s'explique pas facilement par les règles ordinaires pour l'emploi de ce mode. Ces phrases sont assez instructives pour que je les communique ici: 1) *La seule explication logique du fait qu'elle ne fasse pas parler les ministres étrangers, c'est qu'ils sont morts;* 2) *La théorie qu'on puisse insulter gratuitement quelqu'un et s'abriter ensuite derrière des motifs quelconques . . . est absolument inadmissible;* 3) *Ne crois-tu pas que cette révolution fasse plutôt le jeu des politiciens?;* 4) *Il n'y a à cela qu'un remède, c'est que l'Italien devienne laborieux;* 5) *Avec l'obligation d'y ajouter sur les mœurs et usages des différents pays que j'ai visités les observations que je peux . . . que je puisse faire* (annoté au cours d'une conversation); 6) *Nous comprenons ainsi la raison de la création du mot, et nous nous expliquons qu'il ait passé dans l'usage vulgaire;* 7) *Que le mot soit savant dans les langues vulgaires, c'est*

ce qu'a très bien montré M. A. Thomas. Le subjonctif dans ces phrases trouve son explication par la définition de M. Geijer. Une grande partie de l'article est consacrée à montrer en détail pourquoi l'emploi du subjonctif se restreint de plus en plus dans certaines catégories de propositions où la tradition le demande. Le raisonnement de M. Geijer me paraît remarquablement clair et persuasif. Je trouve seulement qu'il aurait pu faire ressortir davantage le fait, tout à fait indiscutable à mon avis, que le langage moderne „correct" emploie, *par tradition historique,* le subjonctif dans beaucoup de cas où son emploi actuel est contraire à la logique, ainsi qu' à la définition même de M. Geijer. Tels sont, entre autres, toutes les propositions concessives commençant par *quoique, bien que,* etc., où je ne peux trouver un rapport plus intime entre le contenu et son sujet que p. ex. dans les propositions causales (cp. *Je ne sors pas, quoiqu'il fasse beau temps* et *Je ne sors pas, parce qu'il fait mauvais temps).* La tendance, observée aussi par M. Geijer, à remplacer, dans le langage familier, le subjonctif de ces propositions concessives par l'indicatif est donc un empiétement du raisonnement logique sur la tradition historique. D'autre part, l'indicatif me semble bien, dans quelques cas, servir à appuyer spécialement sur la réalité d'un fait, mais une réalité toute subjective, seulement supposée par le sujet. Je veux parler de l'emploi de l'indicatif dans des propositions substantives dépendant des verbes *croire, espérer, il est probable,* etc. Pour ces cas l'ancien français me paraît avoir été plus logique. C'est sans doute le besoin d'indiquer la notion du futur d'une manière précise qui a amené la construction actuelle. La définition de M. Geijer me semble donc, elle aussi, quelque prudente qu'elle soit, ne pas dire tout ce qu'il faudrait. Je doute fort, pour ma part, qu'on puisse donner une définition simple à laquelle personne n'aurait à redire.

Le volume se termine par une bibliographie des ouvrages de philologie romane et germanique publiés par des Suédois d'octobre 1898 à 1902, ainsi que par quelques additions à la bibliographie précédente et la mention des comptes rendus dont le premier volume a été l'objet.

Si, pour finir, je tâche de résumer mes impressions sur l'ouvrage que je viens d'analyser, je n'hésite pas à dire qu'elles sont très favorables. Dans presque tous les articles il y a quelque chose de personnel, d'original, qui montre que la philologie moderne est cultivée en Suède avec beaucoup d'amour et d'esprit. Je dois même avouer que les *Mémoires* de notre Société néo-philologique, quelque valeur scientifique qu'elles aient, ont, pour ainsi dire, l'air lourd et banal à côté des *Études* élégantes et spirituelles de notre société-sœur d'outre-mer. *A. Wallensköld.*

Aus den Jugenderinnerungen deutscher Dichter. Für den Schulunterricht ausgewählt und bearbeitet von* Johannes Öhquist. *I. Heinrich Heine. Friedrich Hebbel. Helsingfors. Otava. 1902. 67 S. —: 80 p.

Comme on le voit d'après le titre, ce livre sera suivi de toute une série de fascicules semblables, destinés à remédier au manque de lectures en

prose à l'usage des classes supérieures de nos lycées. La suite comprendra des extraits tirés des œuvres de Gœthe, de G. Keller, de Fontane, de Rosegger, de Seydel etc. L'idée est heureuse et le nom de M. Öhquist est un sûr garant de la bonne réussite de l'ouvrage.

La première partie du fascicule déjà paru est tirée des mémoires de Heine. Il va sans dire que M. Öhquist a été obligé de faire de fortes coupures. Mais j'ai eu le plaisir de constater que ces coupures sont bien faites et les raccords excellents. Il a supprimé les digressions incompréhensibles pour les élèves, tous les passages qui demanderaient des commentaires de trop d'étendue, certains paradoxes qui risqueraient d'effaroucher la sensibilité de nos écoliers, ainsi que les récits peu édifiants des aventures galantes de Simon de Geldern. Naturellement le style de Heine y perd un peu de sa saveur, mais c'est inévitable.

Quant à la seconde partie, n'ayant pas sous la main l'ouvrage de Hebbel, je ne puis dire jusqu'à quel point le texte original y est intact. Il me semble que M. Öhquist dans tous les cas ne l'a point déparé.

Les notes qui se trouvent à la fin du livre sont remarquables par leur grande clarté et leur exactitude. Cependant il y aurait peut-être ici une petite observation à faire. Le mot „Asket", page 13, est rendu par „strengfrommer Mensch". Ne désigne-t-il pas ici plutôt un homme nullement attaché aux plaisirs des sens qu'un homme sévèrement réligieux. Page 17 „devote" correspondrait peut-être mieux au mot „fromm" qu'au mot „ehrfurchtsvoll".

De plus M. Öhquist m'a semblé un peu trop avare de ses notes. Il y a, surtout dans la première partie, une quantité de mots français et latins, très usités il est vrai dans le langage de gens cultivés de toutes les nations, mais qui ne seront certainement pas compris de tous nos élèves. On ne doit pas oublier qu'un grand nombre de ceux-ci sortent de familles non instruites, et n'ont par conséquent qu'infiniment peu l'occasion d'entendre ces mots.

En résumé, je trouve le livre excellent et bien approprié aux élèves des classes supérieures de nos lycées. *N.*

Protokolle des Neuphilologischen Vereins für das akademische Jahr 1901—1902.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 1. Februar 1902, bei welcher Sitzung ausser dem Vorstande 20 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung des Herbstsemesters wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Auf Vorschlag des Vorstandes wurde beschlossen, dass die Protokolle des Vereins hinfort in deutscher Sprache abgefasst werden sollten.

§ 3.

Auf Vorschlag des Vorstandes wurde beschlossen die „Neuphilologischen Mitteilungen“ auch fernerhin mit 4 Doppelnummern jährlich herauszugeben. Die Redaktion der Zeitschrift für das Jahr 1902 wird während des Frühjahrssemesters von Dr. Palander und während des Herbstsemesters von Dr. Wallensköld besorgt.

§ 4.

Prof. *Söderhjelm* hielt einen Vortrag über „Die neueren Sprachen und die wissenschaftliche Litteratur“. (Der Vortrag ist in der ersten Doppelnummer der Neuphil. Mitteil. dieses Jahres zu lesen).

Die Diskussion drehte sich hauptsächlich um die Frage: Sollen die Nationen, die sich nicht zu den sog. Kulturstaaten rechnen können, eine Kultursprache oder die Nationalsprache in der wissenschaftlichen Litteratur benutzen.

Prof. *Mandelstam* fand es prinzipiell nicht richtig in einer fremden Sprache zu schreiben. Für ein kleines Land, wie z. B. Finland, könnte es vielleicht noch empfehlenswert sein. Anders stellt es sich aber mit einem grossen Reiche wie Russland. Wenn man russisch schreibt, so verfasst man doch für ein Volk von 100 Millionen Menschen. Man hat unter solchen Umständen kein Recht, fremde Sprachen zu gebrauchen; es ist psychologisch notwendig und natürlich, dass ein jeder die Nationallitteratur zu bereichern sucht. Die russische Sprache hat schon eine solche Entwickelung erreicht, dass man sich deren auch für wissenschaftliche Zwecke bedienen kann. Russland strebt danach ein Kulturstaat zu werden. Kann man sich nicht denken, dass auch das Russische einmal eine Weltsprache, so wie jetzt Deutsch, Französisch und Englisch, sein wird; es ist ja schon jetzt ziemlich bekannt. Aber um dahin zu gelangen, muss auch russisch geschrieben werden. — Dazu kommt noch, dass man seine Gedanken und Gefühle in einer fremden Sprache nie so gut wie in der eignen ausdrücken kann. Man schreibt nicht für andere Leute, sondern aus einem inneren Trieb und will in der freien Schöpfung nichts von den Hindernissen wissen, die einem die Anwendung eines fremden Idioms verursacht.

Prof. *Söderhjelm* hob hervor, man müsse jedoch zwischen der schönen und der wissenschaftlichen Litteratur einen Unterschied machen. Es sind die Resultate wissenschaftlicher Forschung, die in einer Kultursprache in einer allgemein verständlichen Sprache niedergeschrieben werden müssen, sonst bleibt sie für die grosse Wissenschaft verloren. Wenn die Leute daran festhalten, in finnischer, ungarischer, russischer u. a. für die grosse Kulturwelt unbekannten Sprachen zu schreiben, können mehrere ähnliche Arbeiten entstehen, was dem Fortschritt der Wissenschaft zum grossen

Schaden sein muss. Viel hängt natürlich von dem Fache ab; doch sollten immer Spezialuntersuchungen in einer solchen Sprache veröffentlicht werden, dass sie von der ganzen wissenschaftlich interessirten Welt gelesen werden könnten. Der Trieb diesen Spezialuntersuchungen, dem Resultate langer Gedankenarbeit Form zu geben, kann nicht so überwältigend sein, dass man sie nicht ebenso gut in einer fremden Kultursprache niederschreiben könnte. Für wie wichtig man es hält, die Wissenschaft universell zu machen, geht auch daraus hervor, dass man die Frage aufgeworfen hat sogar eine künstliche wissenschaftliche Sprache zu benutzen. Früher war das Latein die gemeinsame Sprache der Gelehrten; jetzt haben wir mehrere Kultursprachen; vor allem wird aber Deutsch in der Wissenschaft gebraucht — später entsteht vielleicht eine andere Sprache. Russisch ist lange noch nicht so bekannt, dass die wissenschaftliche Welt russisch geschriebene Bücher verstehen könnte. Es muss auch als unberechtigt bezeichnet werden, wenn Spezialuntersuchungen über die französische Litteraturgeschichte in russischer Sprache erscheinen. Sie könnten ja übersetzt werden; es giebt aber mehrere Beispiele, dass dies nicht immer der Fall ist.

Dr. *Wallensköld* hielt es auch für notwendig wissenschaftliche Werke in einer allgemein verständlichen Sprache zu verfassen, und stimmte Prof. Söderhjelm bei.

Mag. *Hortling* meinte, ein jeder solle in seiner eignen Sprache schreiben.

§ 5.

Prof. *Söderhjelm* referirte „Essais de philologie moderne I“ von Emile Rodhe und Dr. *Wallensköld* erwähnte Wundts „Sprachgeschichte und Sprachpsychologie“ mit Rücksicht auf Delbrücks „Grundfragen der Sprachforschung“.

§ 6.

Prof. *Söderhjelm* äusserte einige Worte zum Andenken dreier kürzlich verstorbener hervorragender Litteraturforscher: Wilhelm Herz, der vorzügliche Bearbeiter deutscher Texte aus dem Mittelalter; Heinrich Düntzer, der bekannte Goethe- und Schiller-Commentator; Franz Xaver Kraus, der berühmte Danteforscher.

§ 7.

Der Bericht der Revisoren für die Periode 9. Febr. 1901 — 1. Febr. 1902 wurde verlesen. Dem Vorstande wurde Decharge erteilt.

§ 8.

Dr. *Wallensköld* machte wiederum auf die Vortrefflichkeit der Zeitschrift „Maitre phonétique“ aufmerksam, die er den Mitgliedern des Vereins warm empfehlen wollte.

In fidem:
Matias Wasenius.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 22. Februar 1902, bei welcher Sitzung ausser dem Vorsitzenden und dem Schriftführer 20 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Lektor *Poirot* gab ein längeres Referat von Wundts und H. Meyers Theorien über die Ursachen der urgermanischen Lautverschiebung (vgl. S. 1 dieses Heftes).

§ 3.

Prof. *Söderhjelm* referirte folgende Bücher: Uppsatser i Romansk filologi tillägnade professor P. A. Geijer på hans sextioårsdag; Otto Behaghel, Die deutsche Sprache, 2. Aufl.; Emile Rohde, Essais de philologie moderne I—II. (Vgl. Neuphil. Mitteil. $^{15}/_{1}$—$^{15}/_{8}$ 1902).

§ 4.

Als Mitglied des Vereins wurde vorgeschlagen und gewählt: Mag. phil. Fräulein Ingrid Borenius.

In fidem:
Matias Wasenius.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 15. März 1902, bei welcher Sitzung (Jahresfest) die Ehrenmitglieder Professor O. Donner und Professor F. Gustafsson, der Vorstand und 22 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Als Mitglieder des Vereins wurden vorgeschlagen und gewählt: Student Fräulein Ester Lindelöf, Translator Alexander Öhquist und Student Anders Edgren.

§ 2.

Das Jahresfest des Vereins wurde durch ein gemeinsames Diner gefeiert und fand in der angenehmsten Stimmung statt. Während des Diners ergriff Prof. *Söderhjelm* das Wort und warf einen Rückblick auf die Thätigkeit des Vereins während der 15 Jahre, die seit der Stiftung desselben verflossen sind. Er meldete zugleich, dass der dritte Tomus der „Mémoires de la Société néo-philologique à Helsingfors" jetzt fertig vorlag und vor einigen Tagen erschienen war. — Dr. *Wallensköld* dankte Prof. Söderhjelm für das Interesse und die aufopfernde Arbeit und Mühe, die er dem Verein stets gewidmet. — Dr. *Lindelöf* äusserte einige warme und einfache Worte zum Andenken Lektor Biaudets. — Dr. *Wallensköld*

gab schliesslich eine scherzhafte Besprechung der Aufsätze in dem neuen Bande der Mémoires.

§ 3.

Der Festvortrag wurde von Lektor *Öhquist* über Gottfried Keller gehalten.

In fidem:
Matias Wasenius.

Der Bericht der Revisoren

über die Kassenverwaltung des Neuphilologischen Vereins
für die Periode 9. Februar 1901 — 1. Februar 1902.

Einnahmen.

53 Abonnements der Neuphil. Mitteil.	FMk	212: —
Jahresabgaben der Mitglieder	„	380: 50
Verkaufte Exempl. der „Mémoires"	„	18: —
2 Jahrgg. der Neuphil. Mitteil.	„	8: —
Summe	FMk	618: 50
In der Kasse d. 9. Febr. 1901	„	1,355: 96
Summe	FMk	1,974: 46

Ausgaben.

Distribution der Neuphil. Mitteil. (Dez.—März)	FMk	10: —
„ „ „ „ (Mai)	„	9: 80
„ „ „ „ (Okt.—Dez.)	„	18: 45
Druckkosten der Neuphil. Mitteil.	„	304: 39
Miete des Lokals für das Jahresfest	„	25: —
Anzeigen	„	63: —
Bedienung	„	12: —
Summe	FMk	442: 64
In der Kasse d. 1. Febr. 1902	„	1,531: 82
Summe	FMk	1,974: 46

Helsingfors den 1. Februar 1902.

Werner Söderhjelm.

Bei der Revision der Rechnungen des Neuphilologischen Vereins haben wir sämtliche Posten mit den uns vorgelegten Verifikaten wie auch die Kasse mit der oben angegebenen Summe übereinstimmend gefunden, und schlagen wir deshalb vor, dem Kassenverwalter Decharge zu erteilen.

Helsingfors wie oben.

A. Bohnhof. *Ivar Hortling.*

Mitteilungen.

Die schriftlichen Maturitätsproben im Frühjahr 1902.

Anm. *l* = laudatur, *c* = cum laude appr., *a* = approbatur, *i* = improbatur. Die sog. Privatisten sind in die Schülerzahl miteinberechnet.

Name der Schule.	Deutsch.				Summe Skribenten.	Französisch.				Summe Skribenten.
	l	*c*	*a*	*i*		*l*	*c*	*a*	*i*	
H:fors: Svenska normallyceum	—	2	3	1	6	—	—	—	—	—
„ „ reallyceum	1	9	5	3	18	—	—	—	—	—
„ Suomalainen reaalilyseo	7	7	5	2	21	—	—	—	—	—
„ Nya svenska lärovärket	9	7	5	—	21	1	—	—	-	1
„ Lärovärket för gossar och flickor	12	7	4	2	25	—	—	—	1	1
„ Nya svenska samskolan	6	9	4	—	19	—	—	—	—	—
„ Suomalainen yhteiskoulu	10	11	1	1	23	—	—	—	—	—
„ Uusi yhteiskoulu	10	8	4	—	22	—	1	—	—	1
„ Privata svenska flickskolan	1	1	—	—	2	1	5	3	1	10
Borgå Lyceum	—	1	3	—	4	—	—	—	—	—
Tammerfors: Reaalilyseo	3	9	7	4	23	—	—	—	—	—
„ Suom. tyttök. jatko-luokat	5	4	4	1	14	—	—	—	—	—
Åbo: Svenska klass. lyceum	3	—	—	—	3	—	—	—	—	—
„ Svenska reallyceum	6	1	3	1	11	—	—	—	—	—
„ Heurlinska skolan	5	3	3	—	11	—	2	—	—	2
„ Samskola	2	1	3	—	6	—	—	—	—	—
„ Sv. frunt.sk. fortsättningskl.	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—
„ Suomalainen jatko-opisto	3	4	2	—	9	—	—	1	—	1
Björneborgs Svenska samskola	1	2	1	—	4	—	—	—	—	—
Wiborg: Svenska lyceum	4	4	—	1	9	—	2	—	—	2
„ Suomalainen reaalilyseo	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—
„ Suom. jatko-opisto	5	3	—	—	8	—	—	—	—	—
Sordavala: Reaalilyseo	—	3	2	1	6	—	—	—	—	—
Kuopio: Priv. sv. reall. f. goss. o. fl.	2	7	5	1	15	—	—	—	—	—
„ Suom. yhteiskoulu	3	7	3	1	14	—	1	—	—	1
Raumo: Yhteislyseo	4	3	3	—	10	—	—	—	—	—
Nyslott: Reaalilyseo	1	1	3	—	5	—	—	—	—	—
Wasa: Svenska lyceum	1	3	4	5	13	—	—	—	—	—
„ Reaalilyseo	2	5	3	1	11	—	—	—	—	—
Uleåborg: Svenska lyceum	1	1	1	4	7	—	—	—	—	—
„ Suom. lyseo	1	2	2	—	5	—	—	—	—	—
„ Suom. jatko-opisto	4	2	—	—	6	—	—	—	—	—
Hangö Samskola	2	2	—	—	4	—	—	—	—	—
Kotka: Suom. yhteiskoulu	—	1	7	1	9	—	—	—	—	—
Summe	115	130	91	30	366	2	11	4	2	19

Es folgen einige auf das oben mitgeteilte Material gegründete statistische Ergebnisse betreffend die deutschen Skripta.

Der Prozent der Improbirten beträgt für das ganze Land 8,2. Die höchsten Prozente von Improbirten weisen folgende Schulen auf: Helsingfors svenska reallyceum und Sortavalan Reaalilyseo je 16,7; Tampereen Reaalilyseo 17,4; Wasa svenska lyceum 38,5 und Uleåborgs svenska lyceum 57,1.

Von den improbirten Skribenten wurden 14 auch in anderen Fächern improbirt.

Wenn die Note „laudatur" = 3 points, „cum laude" = 2, „approbatur" = 1 und „improbatur" = 0 gesetzt wird, beträgt die durchschnittliche Pointzahl für jeden Skribenten für das ganze Land 1,90. Für die einzelnen Schulen — wobei nur diejenigen in Betracht gezogen werden sollen, die wenigstens 10 Schüler zählen — gestaltet sich diese Zahl für jeden Schüler folgendermassen: Helsingin Suomalainen Yhteiskoulu 2,30 u. Uusi yhteiskoulu 2,27; Nya svenska lärovärket 2,19; Heurlinska skolan 2,18; Lärovärket f. gossar o. flickor 2,16; Nya svenska samskolan 2,11; Rauman Yhteislyseo 2,10; Åbo Svenska reallyceum 2,09; Tampereen Jatkoluokat 1,98; Helsingin Suom. reaalilyseo 1,90; Kuopion Suom. Yhteiskoulu 1,86; Waasan Reaalilyseo 1,73; Kuopio Svenska priv. reallyceum 1,67; Tampereen Reaalilyseo 1,48; Helsingfors Svenska reallyceum 1,44; Wasa svenska lyceum 1,00.

Für die Schüler der schwedischen Schulen (i. S. 179) beträgt die durchschnittliche Pointzahl 1,87; für diejenigen der finnischen Schulen (187) 1,93. — Für die männlichen Skribenten (222, wovon 26 improb.) ist die Pointzahl 1,73; für die weiblichen Skribenten (144, wovon 4 improb.) 2,16.

Helsingfors 1902. Hufvudstadsbladets Nya Tryckeri.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

15/9—15/10	Acht Nummern jährlich. Preis 4 Fmk. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. W. Söderhjelm) zu senden.	1902

Zur Theorie der deskriptiven Flexionslehre.

I.

Der Begriff der Worteinheit.

Die methodische Behandlung der deskriptiven Flexionslehre hat natürlich mit einer genauen Abgrenzung des zu behandelnden Gebietes anzufangen, also mit einer Untersuchung, welche sprachlichen Ausdrücke zu den Flexionsformen zu zählen sind. Hierher gehört erstens die Frage, ob gewisse Formen, betreffs deren nicht zu bezweifeln ist, dass sie Wörter, nicht Wortgruppen sind, z. B. die Komparativ- und Superlativformen der deutschen Adjektiva, eher als Flexionsformen oder als abgeleitete Formen aufzufassen sind. Ich lasse eine Untersuchung solcher Fälle als weniger wichtig hier bei Seite. Von tief eingreifender Bedeutung für die Gestaltung der Flexionslehre sowie der Syntax ist dagegen die Frage, ob die Bildung solcher zusammengesetzten Ausdrücke wie (er) *hat gearbeitet,* (er) *ist bestohlen worden, le livre, plus grand, à Charles,* (he) *will come,* der Behandlung in der Flexionslehre oder der Syntax anheimfallen soll.

Nach der althergebrachten Auffassung liegen in Ausdrücken der letzterwähnten Art Gruppen von zwei bzw. drei selbständigen Wörtern vor, und wenn man sie doch in der Flexionslehre behandelt sehen will, beruht das darauf, dass sie bezüglich ihrer syntaktischen Bedeutung solchen einfachen Wortformen wie (er)

machte, schwed. *bok-en* (= das Buch), *grösser*, lat. *patri*, (il) *viendra*, gleichgestellt sind. Da aber nach gewissen neueren Theorien Ausdrücke der ersteren Art nicht als Gruppen von je zwei bzw. drei Wörtern, sondern als je ein (zusammengesetztes) Wort aufzufassen wären, muss ich hier zuerst auf die schwierige Frage von dem Begriff der Worteinheit eingehen.

A. Prinzip der Worttrennung in der geschriebenen Sprache.

Der Untersuchung dieser Frage scheint es mir am richtigsten diejenige Auffassung der Worteinheit zu Grunde zu legen, die in der Schrift unserer europäischen Sprachen zum Ausdruck gekommen ist. Welches sind nun in diesen Sprachen die Kriterien für die Trennung oder das Zusammenschreiben eines aus zwei oder mehreren unmittelbar nach einander folgenden sinnhaften Gliedern bestehenden sprachlichen Ausdrucks?

I. In erster Linie werden die Glieder solcher sprachlichen Ausdrücke getrennt geschrieben und also als aus zwei oder mehreren selbständigen Wörtern bestehend betrachtet, welche, nach der Terminologie Sweets[1]), *freie Gruppen* bilden. Dies ist der Fall:

1) wenn ein sprachlicher Ausdruck, der nach den unter I und II gegebenen Kriterien ein Wort oder eine Wortgruppe bildet[2]), zwischen die Glieder der fraglichen Gruppe eingeschoben werden kann, ohne dass dadurch die Bedeutung der Glieder der Gruppe an sich, noch die begriffliche Beziehung zwischen denselben geändert wird;

2) wenn — was freilich nicht immer möglich ist — die Glieder der fraglichen Gruppe ohne inhaltliche Änderung des Satzes umgestellt werden können, so dass sie entweder unmittelbar auf einander folgen oder durch andere Glieder des Satzes getrennt sind;

---

1) H. Sweet, A new English Grammar, I (1892), S. 153.

2) Zwischen die zwei sinnhaften Elemente von (nous) *part-ons* kann zwar das das Futurum bezeichnende Element *-ir-* eingeschoben werden, (nous) *part-ir-ons*, ohne dass eine Veränderung der Bedeutung der Elemente *part-*, *-ons* eintritt; auf solche Fälle bezieht sich aber die obige Definition deswegen nicht, weil *-ir-* kein Wort ist.

3) wenn in der fraglichen, aus mehreren Gliedern bestehenden Gruppe zwei Glieder A und B zwar nicht nach 1) und 2) getrennt oder umgestellt werden können, aber B mit dem darauf folgenden Glied C nach 1) eine kleinere freie Gruppe bildet, und A nicht speziell in begrifflicher Beziehung zu B, sondern zu B + C als ein Ganzes bildend steht; die lose Verbindung zwischen A und B zeigt sich dann auch dadurch, dass B gegen andere grammatisch gleichgestellte Ausdrücke umgetauscht werden kann.

Beispiele freier Gruppen sind: (ich) *sehe Karl* (sehr oft), (das Geräusch) *hörte auf,* (er) *hat gearbeitet, le livre, à Charles, je donne,* (Charles) *le donne* (à Ernest), (je ne le) *ferai jamais, das erste dieser Häuser, in der Stadt, avec mon frère.* Vgl.: 1) (ich) *sehe* (sehr oft) *Karl,* (das Geräusch) *hörte* (nach einigen Augenblicken) *auf,* (er) *hat* (lange) *gearbeitet, le* (bon) *livre, à* (mon ami) *Charles, je* (ne le) *donne* (pas), (Charles) *le* (lui) *donne,* (je ne le) *ferai* (plus) *jamais;* — 2) *Karl sehe* (ich sehr oft), *gearbeitet hat* (er), *jamais* (je ne le) *ferai;* — 3) *das erste dieser* (neuen) *Häuser, in der* (kleinen) *Stadt, avec mon* (petit) *frère; dieser Häuser, der Stadt, mon frère* bilden hier freie Gruppen, und *das erste, in, avec* stehen in Beziehung zu diesen Gruppen, nicht einzeln zu *dieser, der, mon,* die auch durch andere pronominelle Wörter ersetzt werden können.

Hierbei ist folgendes zu bemerken. Erstens drückt in vielen derartigen Gruppen das eine der Glieder keinen selbständigen, für sich vorstellbaren Begriff, sondern nur eine unbestimmte Beziehung aus (*hat* in *hat gearbeitet, ist* in (er) *ist krank, le* in *le livre, à* in *à Charles*) [1]. Und wenn auch dies nicht der Fall ist, sind zweitens die Glieder vieler freien Gruppen begrifflich eine sehr nahe Verbindung eingegangen, so dass eine solche Gruppe in ebenso hohem Grade wie ein einfaches Wort einen einzigen Begriff ausdrückt, oder doch die Bedeutung des einen oder beider Glieder sich mehr oder weniger von derjenigen ent-

---

[1]) Siehe darüber W. Wundt, Völkerpsychologie. I. Bd. Die Sprache. I. Teil (1900), S. 546.

fernt, die sie in einem anderen Zusammenhange haben. Die Gruppe *hörte auf* entspricht dem franz. einfachen Wort *cessa,* in der Gruppe (ich) *stehe auf* hat *stehe* eine im Vergleich mit *stehe* in (ich) *stehe hier* u. ähnl. veränderte Bedeutung, in der Gruppe (la cérémonie) *aura lieu* hat keines der Glieder seine gewöhnliche Bedeutung. Auch bei den freien Gruppen dieser beiden Arten wird man aber finden, dass die Glieder derselben ursprünglich in einer regelrechten syntaktischen Beziehung zu einander gestanden haben, und in allen solchen Gruppen macht sich noch eine solche Beziehung, rein formell genommen, mehr oder weniger deutlich merkbar: *le* spielt die Rolle eines Attributs zu *livre, lieu* die eines Objekts zu *aura, auf* die eines Adverbials zu *hörte, stehe; gearbeitet* in (er) *hat gearbeitet, kommen* in (er) *wird kommen* bilden eine Bestimmung zu *hat* bzw. *wird,* die in rein formeller Hinsicht mit *Zeit* in (er) *hat Zeit,* bzw. *krank* in (er) *wird krank* vergleichbar ist.

II. In zweiter Linie werden aber in unseren Sprachen auch oft die Glieder solcher aus zwei oder mehreren sinnhaften Gliedern bestehenden sprachlichen Ausdrücke getrennt geschrieben, welche *feste Gruppen* bilden, d. h. wo die unter I 1), 2) und 3) angeführten Kennzeichen einer freien Gruppe fehlen. Solche festen Gruppen werden in der Regel getrennt geschrieben und also als aus zwei oder mehreren selbständigen Wörtern bestehend betrachtet, wenn das Sprachgefühl die Verbindung zwischen den Gliedern derselben als mit einer Verbindung von nach I freien Gliedern des Satzes gleichartig, also als eine syntaktische Verbindung auffasst.

III. In anderen Fällen als den unter II angegebenen werden die sinnhaften Glieder einer festen Gruppe in der Regel zusammengeschrieben und also als ein einziges Wort bildend aufgefasst. Dies kann der Fall sein:

1) wenn eine solche Gruppe bezüglich der die syntaktische Fügung kennzeichnenden grammatischen Konstruktion (Anwendung der Flexionsformen, Wortstellung, Verhältnis zu den benachbarten Wörtern des Satzes) oder bezüglich der Betonung oder Lautgestalt von einer entsprechenden Verbindung von freien Gliedern des Satzes abweicht;

2) wenn die Bedeutung der Glieder in der festen Gruppe und die begriffliche Beziehung dieser Glieder zu einander im Vergleich mit deren Bedeutung und gegenseitiger begrifflicher Beziehung als freier Satzglieder derart verändert sind, dass dadurch die Auffassung der Gruppe als ein syntaktisches Gefüge bildend verhindert oder erschwert wird.

Elemente eines sprachlichen Ausdrucks, denen an sich gar keine Bedeutung anhaftet, werden nie getrennt geschrieben.

Zur Beleuchtung der obigen unter II und III angeführten Kriterien für die Trennung oder das Zusammenschreiben der Glieder fester Gruppen mögen folgende Beispiele dienen, die ich nach der ursprünglichen grammatischen Natur der Wörter, die zu einer Gruppe zusammengefügt sind, geordnet habe.

B. Aus Präposition und Nominalform gebildete feste Gruppen.

1) Solche festen Gruppen wie *de lui, à Paris, zu Berlin,* wo gar keine begriffliche Isolierung vorhanden ist, sind in syntaktischer Hinsicht vollkommen freien Gruppen wie *de* (mon ami) *Charles, dans cette* (petite) *ville, in* (der Stadt) *Berlin,* gleichgestellt. — Im Deutschen bildet *von ihm* noch eine freie Gruppe, vgl. *von* (dir und) *ihm.*

2) In Redensarten wie *auf's beste*, *zu Ende* (bringen), *zu Wasser,* (sich jemand) *an die Seite* (stellen), *zu Bette* (gehen), (être) *au lit, zum Beispiel, par exemple, vor allem, avant tout, auf freiem Felde, en plein champ, à la fin* (= enfin), und unzähligen ähnlichen festen Ausdrücken ist zwar eine gewisse begriffliche Isolierung vorhanden, aber sie können doch vom Sprachgefühl nicht anders denn als syntaktische Verbindungen aufgefasst werden. Die grammatische Konstruktion ist nämlich ganz regelrecht, und die Glieder, wenigstens die Nominalform, haben wesentlich die ihnen als freie Satzglieder zukommende Bedeutung beibehalten. Wo dies mit der Präp. nicht der Fall ist, z. B. in *zu Wasser,* wird sie jedenfalls nicht nur in vereinzelten, sondern in vielen festen Gruppen in dieser Be-

deutung gebraucht, so dass sich das Gefühl eines für viele Fälle gemeinsamen Konstruktionstypus hat ausbilden können.

3) Wenn die Bedeutung des einen oder beider Glieder der Gruppe von der gewöhnlichen in bedeutenderem Grade abweicht, während die grammatische Konstruktion regelrecht ist, hängt die Auffassung derselben als aus Präp. + Nominalform oder aus einem einzigen, in verschiedene syntaktisch selbständige Elemente nicht zerfallenden Wort bestehend hauptsächlich davon ab, wie weit die Bedeutung der Glieder sich von der in freien Gruppen vorkommenden entfernt; andere Momente können aber hinzukommen. Natürlich müssen gerade hier Grenzfälle zahlreich sein, wo eine verschiedene Auffassung der Natur der Verbindung möglich ist, und wo dementsprechend die Orthographie entweder zwischen Trennung und Zusammenschreiben schwankt oder sich für das eine entschieden hat, obgleich das andere ebenso richtig oder richtiger wäre. Ja, da betreffs Ausdrücke der unter 3) behandelten Art die Kennzeichen der Worteinheit verhältnismässig undeutlich hervortreten, kann es sogar vorkommen, dass Gruppen, wo die Glieder kaum oder gar nicht mehr Träger einer besonderen Bedeutung sind, infolge alter Schreibgewohnheit noch getrennt geschrieben werden. Andererseits hat die einmal fixierte Schreibweise selbstverständlich eine Rückwirkung auf die Auffassung des Schreibverständigen von der Natur der Verbindung, indem die getrennte Schreibung das Gefühl des Vorhandenseins einer syntaktischen Verbindung aufrechtzuerhalten behülflich ist und man dagegen in einer immer zusammengeschriebenen Gruppe nicht mehr eine etwaige syntaktische Selbständigkeit der Glieder so leicht herausfühlt. Bei gewissen zusammengeschriebenen Gruppen verlieren überhaupt die Glieder, besonders die Präposition, jede besondere Bedeutung, das Gefüge bekommt in begrifflicher Hinsicht beinahe oder ganz den Charakter eines nicht zusammengesetzten Wortes, z. B. *davantage, autant, auparavant.*

Wenn der Ausdruck aus Präposition und Nominalform ohne beigefügtes Bestimmungswort besteht, schreibt man nach den allgemeinen Grundsätzen getrennt z. B. *bei Tische* (sitzen, d. h. da speisen), *zu Grunde* (gehen, richten), *après coup, par*

hasard, à présent, de nouveau, de front (= zu gleicher Zeit), (se mettre) *en devoir, en effet, à couvert* (de), dagegen zusammen z. B. *überdies, überhaupt, parfois, afin* (que); schwed. *åstad* (= weg; jetzige Bedeutung von *stad* = Stadt), *ihop* (= zusammen; *hop* = Haufe). Schwankend ist die Schreibweise z. B. bei *zu Hause, nach Hause, zu Stande* (bringen, kommen), auch *zuhause* etc., wo ich die Schreibung in zwei Wörtern besser begründet finde (vgl. auch *von Hause aus*), sowie beim schwed. Ausdruck *öfverhufvud* (= überhaupt), auch weniger angemessen *öfver hufvud* geschrieben. Betreffs der franz. Ausdrücke *enfin, ensuite* mag es zweifelhaft sein, ob nicht Trennung der Bestandteile natürlicher wäre; vgl. *en fin de compte* (= schliesslich); *dans la suite, par la suite* (mit ungefähr derselben Bedeutung als *ensuite). Tout à fait* sollte als ein Wort geschrieben werden, *tout-à-fait,* da *à fait* an sich keine Bedeutung hat, und ebenfalls *parcœur* statt *par cœur.* Auch bei *tout de suite, tout à coup* wäre Anwendung von Bindestrichen richtiger. — Viele andere zweifelhafte Fälle muss ich hier unerwähnt lassen.

Besonders bemerkenswert sind *partout, surtout,* wo zusammengeschrieben wird nicht nur wegen der abweichenden Bedeutung des ersten Teils der Zusammensetzung, sondern wol auch weil diese Gruppen, in Fällen wo *par, sur* mit *tout* eine wirkliche präpositionelle Fügung bilden, einen ganz anderen Sinn bekommen: *je vois par tout ce que vous me dites que vous ne me croyez pas, il veille sur tout.*

Im Deutschen werden Verbindungen von Präposition und *dem* in der ursprünglichen Funktion einer Dativform des unbestimmt neutralen, rein demonstrativen Pronomens zusammengeschrieben. Bei *seitdem* als Adv., *trotzdem, demgemäss, demnach, demzufolge* beruht dies wol nur darauf, dass die syntaktische Anwendung des Demonstrativpronomens in solcher Funktion in der Sprache nicht mehr lebendig ist; man sagt: *ich spreche davon* (nicht *von dem*). Bei *ausserdem* kommt noch hinzu, dass der erste Teil im Widerstreit mit der Betonung von Präp. + Nominalform gewöhnlich den Akzent bekommt; *vordem, zudem* haben eine merkbar specialisierte Bedeutung. Bei

indem, seitdem als Konjunktionen, die ja nur selten mit nachfolgendem *dass* gebraucht werden, fehlt das Gefühl des syntaktischen Zusammenhangs. — Im Schwed. behandelt man dagegen die gleichartig gebildeten Konjunktionsausdrücke *i det* (= indem), *under det* (= während) als Gruppen von selbständigen Wörtern, da die Verbindung von Präp. mit der neutral unbestimmten Form *det* dem Sprachgebrauch nicht widerstreitet. Fraglich ist doch, ob auch nicht hier Zusammenschreiben der beiden Glieder richtiger wäre.

Dass im Deutschen *zufolge* zusammengeschrieben wird, hängt wol zum Teil damit zusammen, dass die hier mögliche Konstruktion mit vorangehender Dativform des Substantivs, z. B. *deinem Versprechen zufolge,* sich mit keiner syntaktischen Konstruktion deckt, wenn *zu* als Präp. und *Folge* als Substantivform aufgefasst werden. Auch mit nachfolgender Genetivform hat *zufolge,* wie auch *infolge,* zum guten Teil seine ursprüngliche Funktion einer syntaktischen Verbindung eingebüsst, was dagegen mit *auf Anlass* (mit Gen.), *in Bezug auf* u. ähnl. nicht der Fall ist. — Dass *anstatt* nicht mehr als Präp. + Substantivform aufgefasst wird, zeigt die Betonung.

Das Vorhandensein des Artikels oder eines anderen Bestimmungswortes neben dem Hauptwort trägt viel dazu bei, Verbindungen der fraglichen Art als syntaktische Gefüge aufzufassen. Beispiele sind: *im Begriff, in der Tat, auf's neue,* (es liegt) *auf der Hand, auf der Stelle* (= sogleich), *an deiner Statt, au moins, à la suite* (de), (pas) *du tout, tout d'un coup,* (dormir onze heures) *d'un trait, sur le point, de bonne heure.* Bei Anwendung solcher Redensarten wie *es liegt auf der Hand, être sur le point de le faire,* macht sich, gerade unter Einwirkung der handgreiflichen syntaktischen Konstruktion, beim Sprechenden leicht das Bewusstsein davon geltend, dass es bildliche Ausdrücke sind. Wo aber die ursprüngliche Bedeutung so entfernt liegt, dass der Ausdruck gar nicht als Bild wirkt, wird bisweilen zusammengeschrieben, z. B. *sur-le-champ* (= sogleich).

4) Auch Redensarten wie *auf Erden, vor Freuden, zu Gunsten* (des Königs), machen durchaus den Eindruck einer

aus Präposition und Substantivform bestehenden Gruppe, obgleich die grammatische Konstruktion von der in einer entsprechenden freien Gruppe gebräuchlichen abweicht. Das Sprachgefühl scheint hier teilweise in der unregelmässigen Dat.-Sing.-Form eine Dat.-Plur.-Form zu sehen, vgl. *mit vielen Freuden* (Goethe, Heidenröslein), *zu meinen Gunsten* (Egmont, II, 2). — Statt *bei Zeiten,* wo *bei* als Präp. eine von der sonstigen abweichende Verwendung hat, lässt sich auch die Schreibung *beizeiten* verteidigen.

Zu dieser Kategorie gehören auch die schwedischen Redensarten *till lands* (= zu Lande), (få) *till låns* (= geborgt bekommen), *till skogs* (= in den Wald), *i måndags* (= vorigen Montag), *innan dess* (= zuvor), *sedan dess* (= seitdem), *till dess* (= bis dahin), *utom dess* (= ausserdem), wo die Präposition nach altem Sprachgebrauch mit dem Gen. steht. Da in dieser Weise gebildete Ausdrücke im Schwed. sehr zahlreich vorkommen, werden sie, wenn nicht etwa die veränderte Bedeutung der Glieder es verhindert, ohne Weiteres dem allgemeinen Typus Präp. + Subst.form zugezählt.

Im Deutschen, wo Präpositionen, die regelrecht mit dem Dat. oder Ack. stehen, nur in wenigen festen Ausdrücken mit dem Gen. konstruiert sind, schreibt man die Glieder zusammen in *unterwegs, indes(sen), unterdes(sen),* getrennt in *von Alters her, vor Alters, seit Alters, ausser Landes* (sein, gehen), sowie in dem seltenen *vor Tags.* Dass sich *indessen, unterdessen* als syntaktische Fügungen nicht haben erhalten können, beruht wol hauptsächlich auf deren spezialisierter Bedeutung, im Verein mit der so ziemlich isolierten Anwendung der Genetiv-Konstruktion. Dass diese Ausdrücke wesentlich anders aufgefasst werden als die getrennt geschriebenen *(an)statt dessen, während dessen,* wo die Anwendung der Genetivform regelrecht ist, davon zeugt auch der Umstand, dass den Bildungen *indessen, unterdessen* die Varianten *indes, unterdes* zur Seite stehen, wogegen man nicht *anstatt des, während des* sagen kann. — Was *unterwegs* betrifft, ist die Anwendung der Präposition *unter* in der hier vorliegenden Bedeutung dem jetzigen Sprachgebrauch fremd, und in gewissen Wendun-

gen, z. B. *wir wollen diese Angelegenheit unterwegs lassen,* hat auch das zweite Glied seine ursprüngliche Bedeutung ganz verloren, was genügend erklärt, dass die Gruppe kaum als eine syntaktische Fügung aufgefasst wird. — In *ausser Landes* hat das erste Glied dagegen vollständig seine gewöhnliche Bedeutung behalten, und auch die des zweiten Gliedes entfernt sich nicht wesentlich von der ursprünglichen. Der entsprechende schwedische Ausdruck *utomlands* wird dagegen wegen der Betonung auf dem ersten Glied nicht als Präp. + Subst.form empfunden. — Die drei Ausdrücke, welche *Alters* enthalten, haben sich wol zum Teil als syntaktische Gefüge erhalten, weil sie eine kleine Gruppe bilden; ausserdem ist die begriffliche Isolierung nicht bedeutend. — Das deutsche *zweifelsohne,* das entsprechende schwedische *tvifvelsutan* sowie schwed. *dessutom* (= ausserdem), mit unregelmässigem Kasus und abweichender Reihenfolge der Glieder, werden natürlich als je éin Wort aufgefasst.

5) In den unter 4) erwähnten Gruppen besteht die abweichende grammatische Konstruktion darin, dass als zweites Glied Kasusformen vorkommen, die in den betreffenden Stellungen in der jetzigen Sprache nicht gebraucht werden. Die grammatische Konstruktion kann aber bei gewissen erstarrten Präpositionsausdrücken in noch bedeutenderem Grade unregelmässig sein.

Zuerst, zuletzt werden im Deutschen zusammengeschrieben, weil die Adjektivform ohne Endung ist; in *überall, zugleich* kommt die veränderte Bedeutung hinzu. — Schwed. *till sist* (= zuletzt) erscheint dagegen als eine in flexivischer Hinsicht regelmässige Bildung (vgl. die Anwendung von *svart* in *förvandla hvitt till svart)* und wird dementsprechend geschrieben.

Im Schwedischen giebt es eine beträchtliche Menge erstarrter Präpositionsausdrücke, die mit alten Dativformen auf *-o* gebildet sind, z. B. *i godo, med godo, till fullo, i så måtto, till yttermera visso,* und wo gerade wegen der Häufigkeit derartiger Bildungen der Charakter einer syntaktischen Verbindung nicht verloren gegangen ist. Das letzte Glied wird als eine Art Substantiv mit dem Auslaut *-o* aufgefasst, und daher kommt es, dass auch in Fällen, wo die jetzige Bedeutung dieses Glieds

mit der ursprünglichen sehr wenig gemeinsam hat, wie in (råka) *i delo* (= in Streit geraten), es uns ganz natürlich vorkommt, dass hier syntaktische Verbindungen vorliegen; in dem zuletzt citierten Beispiel verstärkt der Parallelismus mit den gleichbedeutenden Konstruktionen (råka) *i strid, i tvist* diesen Eindruck noch: *delo* wird den Substantivformen *strid, tvist* ganz gleichgesetzt (vgl. die Substantive *närvaro, tillvaro* etc., eigentlich Formen der Casus obliqui).

Hierher gehören im Schwed. auch die unregelmässigen Bildungen *i somras* (= vorigen Sommer), *i höstas* (= vorigen Herbst), *i morse* (= heute morgen) *i aftse* (= gestern abend), die sich an die unter 4) erwähnten Ausdrücke *i måndags* etc. anlehnen.

6) Wo aber das von dem zu Grunde liegenden Substantiv lautlich und begrifflich abweichende zweite Glied nicht durch das Vorhandensein gleichartiger Bildungen als selbständiges Wort genügend gestützt ist, sondert es sich von der vorangehenden Präposition nicht ab, z. B. in *zurück*, das wol gar nicht mit *Rücken* in Beziehung gesetzt wird. Gleichartig mit *zurück* ist schwed. *tillbaka*, mit derselben Bedeutung, sowie *zusammen*, schwed. *tillsamman(s)*. In schwed. (slå) *ihjäl* (= tot schlagen) hat man überhaupt nicht das Gefühl eines zusammengesetzten Wortes, da *hjäl* als sinnhaftes Element in der Sprache nicht vorkommt und mit keinem lautlich ähnlichen Element begrifflichen Zusammenhang hat.

7) Anders liegen die Verhältnisse in Fällen wie franz. *à chevauchons, à reculons, à tâtons.* Hier kommt ebenfalls das zweite Glied nur als Bestandteil der genannten Gruppen in der Sprache vor. Aber teils stehen *chevauchons, reculons, tâtons* in deutlicher begrifflicher Beziehung zu den Verben *chevaucher, reculer, tâter*, teils ist die hier vorliegende Gebrauchsweise von *à* eine in der Sprache lebendige Konstruktion, vgl. *être à genoux, se mettre à plat ventre, dormir à poings fermés*. Die fraglichen Ausdrücke bilden also unzweifelhaft syntaktische Gefüge [1]. — Hierher gehören auch schwed. *i fjol*

[1]) Vgl. Meyer-Lübke, Grammatik d. roman. Sprachen, II S. 640, der dieselben anders aufzufassen scheint.

(= im vorigen Jahre), *i går* (= gestern), deren Elemente *fjol, går* sonst nur in den Zusammensetzungen *fjolgammal, fjolåret, gårdagen* vorkommen. Der vollkommene Parallelismus mit *i dag* (= heute), *i natt* (= heute nacht), *i morgon* (= morgen), *i sommar* (= nächsten Sommer) etc. drückt auch den Gruppen *i fjol, i går* das Gepräge syntaktischer Verbindungen auf. — Mehr oder weniger zu derselben Kategorie gehören weiter die von Behaghel, Die deutsche Sprache [2], S. 159, erwähnten Redensarten, wie *zur Genüge, im Schwange* (sein).

8) Den bisher behandelten Fällen aus Präp. und Nominalform gebildeter fester Gruppen ist das Merkmal gemeinsam, dass sie, in Übereinstimmung mit ihrer Bildungsart, in dem Satze als adverbiale Bestimmungen gebraucht werden; zuweilen sind sie zu der Rolle präpositioneller Ausdrücke herabgesunken.

Ob Gruppen dieser Art vom Sprachgefühl als éin Wort oder als eine syntaktische Verbindung von zwei oder mehreren Wörtern aufgefasst werden, beruht nun, wie wir gesehen, hauptsächlich darauf, in welcher Weise die Bedeutung ihrer Glieder von derjenigen abweicht, die denselben in dem freien Satzgefüge zukommt. Wie leicht verständlich, ist dies aber ein Kriterium, das in den Grenzfällen die theoretische Untersuchung, die der sprachpsychologischen Auffassung nachzugehen sucht, im Stich lassen kann. Auch muss von mehreren solchen Fällen angenommen werden, dass das Sprachgefühl zwischen der einen und der anderen Auffassung schwankt.

Es giebt aber auch Fälle, wo ursprüngliche Präpositionsausdrücke in die Klasse der Substantive oder Adjektive übergegangen sind und folglich unmöglich mehr als ein syntaktisches, aus Präpos. + Subst.form bestehendes Gefüge aufgefasst werden können. Dies ist z. B. mit den deutschen Adjektiven *vorhanden, zufrieden* der Fall. In Konstruktionen wie die *vorhandenen Ursachen, ein zufriedener Mensch,* ist jede Spur der ursprünglichen präpositionellen Verbindung vertilgt. Auch in prädikativer Funktion, z. B. in *das Buch ist nicht vorhanden, sich zufrieden geben,* ist auf Grund der bedeutenden begrifflichen Veränderung an die Möglichkeit eines syntaktischen Gefüges nicht zu denken. Zu dieser begrifflichen Verschmelzung

der Glieder in der prädikativen Funktion trägt auch das Vorhandensein der attributiven Anwendung bei, wie andererseits diese letztere Anwendung gerade wegen der begrifflichen Isolierung möglich geworden ist.

Im Französischen sind durch Zusammenrückung von Präp. und Substantivform gebildete Substantive nicht selten: ***un adieu, un à-compte*** (auch ***acompte*** geschrieben), ***l'après-midi, l'endroit, l'embonpoint, l'entr'acte, le sans-souci***[1]).

Wie bekannt, berührte der Erlass des französischen Unterrichtsministers vom Jahre 1900 betreffs Vereinfachung der französischen Orthographie und Syntax auch die Schreibung zusammengesetzter Substantive. Hier hat aber das diesem Erlasse zu Grunde liegende Prinzip der Toleranz, das sich in solchen Fällen bekundet, wo die richtige Schreibweise Schwierigkeiten bereitet, die Zulässigkeit von Schreibungen dekretiert, die mir jede natürliche syntaktische Auffassung geradezu auf den Kopf zu stellen scheinen; sie sind auch durch den späteren Erlass vom Jahre 1901 widerrufen worden. Von Substantiven, die durch Präposition und Substantivform gebildet sind, erwähnte der erste Erlass nur ***en-tête,*** betreffs dessen sowol die Schreibungen ***un en tête, des en têtes*** als ***un entête, des entêtes*** als statthaft erklärt wurden; — halbwegs gehört hierher noch das Substantiv *ex-voto* (= Weihbild), dessen Pluralform der Erlass (des) *ex voto* oder (des) *exvotos* schreibt. Die hierhergehörige Bestimmung des Erlasses implizierte aber die Zulässigkeit gleichartiger Schreibungen auch in anderen entsprechenden Fällen. Schreibungen wie ***des en têtes, des à comptes, dans l'après midi*** können aber nur als orthographisch-syntaktische Missgestalten gestempelt werden, was vielleicht bei einer analogen Schreibung von gleichartig gebildeten deutschen Substantiven, also etwa ***des nach Mittags*** (= ***des Nachmittags***), ***am folgenden vor Mittag***, noch deutlicher in die Augen springt[2]).

I. Uschakoff.

---

[1]) Weitere Beispiele siehe Meyer-Lübke, Grammatik der roman. Sprachen, II S. 568—9.

[2]) Der Schluss des Artikels über den Begriff der Worteinheit folgt in der nächsten Nummer.

Besprechungen.

***Kr. Nyrop**, Manuel phonétique du français parlé. Deuxième édition, traduite et remaniée par Emmanuel Philipot, maître de conférences à l'Université de Rennes. Copenhague, Det Nordiske Forlag — Leipzig, O. Harrassowitz — Paris, A. Picard & Fils; 1902. VIII + 184 pages, in-8⁰.*

Nous avons ici une seconde édition, considérablement augmentée, de l'excellent petit manuel, *Kortfattet fransk Lydlære,* publié en 1893 par le savant romaniste de Copenhague. Cette seconde édition a paru en même temps en danois et en français. Pour l'édition française, dont on lit le titre ci-dessus, l'auteur a eu comme traducteur et collaborateur un Français, M. Emmanuel Philipot, qui, ayant séjourné longtemps en Suède, est parfaitement versé dans les langues scandinaves.

Disons tout de suite que cette seconde édition produit une impression encore plus favorable que la première. L'auteur a évidemment tâché d'être aussi clair et précis que possible, et sous ce rapport je n'ai vraiment rien à lui reprocher. Il a, à maints endroits, intercalé des comparaisons utiles avec d'autres langues et a de beaucoup augmenté le nombre des exemples français. En outre, il a ajouté de longs passages, voire des paragraphes entiers, concernant certains faits phonétiques, traités trop brièvement ou totalement négligés dans la première édition. Je mentionne, entre autres, les paragraphes suivants: §§ 57—58 (l'*r* uvulaire, le „grasseyement"), § 67 (la plosive laryngale ou „coup de glotte", apparaissant sporadiquement après des interjections comme *hé, oh*, etc.), §§ 87—93 (l'*e* féminin), §§ 125—132 (les consonnes longues ou doubles), § 166 (la liaison), §§ 170—172 (l'influence de l'orthographe sur la prononciation), etc. Le nombre des *Remarques,* imprimées en petits caractères, a considérablement grandi, et l'on y trouve, côte à côte avec des anecdotes instructives (spécialité de M. Nyrop!), des observations très fines sur certaines particularités phonétiques.

Sur deux points essentiels, le *Manuel* diffère complètement de la première édition. Premièrement, l'*h* aspirée (prononcée) n'est plus traitée comme une voyelle sourde, mais comme une spirante laryngale (§ 63—66). En effet, il paraît que cette *h,* lorsqu'elle s'entend dans la prononciation des Normands, Lorrains et Gascons, est produite par un rétrécissement de la glotte (cp. P. Passy, *Les sons du français*, 5e éd., §§ 215—216), rétrécissement souvent tellement étroit qu'un *son* bourdonnant se mêle avec le *bruit* fricatif, produit dans le larynx [1]). Une telle *h* étant donc un *bruit* sourd (ou demi-sonore), il est naturel de la traiter comme une consonne laryngale. Je me demande seulement, si l'*h* emphatique des Parisiens cultivés n'est pas en général une simple „voyelle

---

[1]) Je dois cette dernière observation à mon ami et collègue, M. Jean Poirot.

sourde", produite avec la glotte grande ouverte ou peu rétrécie, telle que l'a décrite M. Nyrop dans sa *Kortfattet fransk Lydlære*, § 96. On aurait donc au fond, dans le français, deux espèces d'*h*, la spirante laryngale et les voyelles sourdes (correspondant à l'*h* ordinaire allemand, anglais, suédois, etc.). Mais le passage de la voyelle sourde à la spirante laryngale a probablement lieu toutes les fois qu'on prononce ce phonème avec un surcroît d'énergie. Ce que je ne puis approuver dans le raisonnement de M. Nyrop (p. 51), c'est qu'il rejette la définition de l'*h* comme une voyelle sourde (non sonore), parce que „la sonorité fait partie intégrante" de sa définition des voyelles. Selon moi, la sonorité d'une voyelle ne doit pas être regardée comme un trait distinctif: une voyelle chuchotée reste toujours une voyelle. Ce qui distingue essentiellement une consonne d'une voyelle, c'est uniquement que dans la prononciation de celle-là il se produit un *bruit* nettement perceptible (critérium assez vague, si l'on veut, comme du reste toute la division en voyelles et consonnes, puisqu'on peut passer par des degrés imperceptibles de la voyelle *i* à la consonne *j*).

Le second point capital par lequel le *Manuel* diffère de la première édition est la disposition de l'*Appendice I*. Dans la première édition M. Nyrop partait des *phonèmes* et indiquait les différentes manières de les écrire, tout en signalant dans des *remarques* (en petits caractères) les cas où telle et telle notation n'a pas sa valeur phonétique habituelle; dans la seconde édition la disposition est uniforme: M. Nyrop part de la *notation orthographique* et indique les différentes manières de prononcer telle et telle lettre ou tel et tel groupe de lettres. Il me semble que M. Nyrop a bien fait: il est maintenant plus facile qu'auparavant de trouver les mots dont on veut savoir la prononciation correcte.

La prononciation de certains mots variant selon les milieux et les individus, il va sans dire que mainte prononciation, donnée par MM. Nyrop et Philipot, ne peut pas être considérée par tout le monde comme la plus répandue. Dans de tels cas exceptionnels les auteurs auraient bien pu indiquer les différentes prononciations. Je veux citer comme exemples quelques prononciations que je préférerais pour ma part: *tube* (p. 27) avec un *u* bref, *gong* (p. 41) sans *g* final, *huile* (p. 49) avec un *i* bref, *ode* (p. 77) avec un *ɔ* bref; *poignard, poignarder, poignant, empoigner* (p. 154) avec la diphtongue *wa; péril* (p. 154) avec *j* final; *loquace* (p. 159) sans *w* après *k; susdit* (p. 159) avec *z* médial, etc.

Je passe à quelques cas spéciaux où l'auteur me semble s'être franchement trompé.

P. 6: Selon M. Nyrop, un *bruit* (par opposition au *son*) résulte de „la *lenteur* trop grande des vibrations" de la colonne d'air chassée des poumons. L'on sait cependant que c'est la *non-périodicité* de ces vibrations qui distingue nettement le *bruit* du *son* (cp., dans le *Manuel* même, la fin de la citation, p. 7).

P. 49: La spirante bilabio-palatale *ɥ* ne peut pas être regardée comme un *j* arrondi, l'articulation palatale étant vocalique: la langue occupe à peu près la position de la voyelle suédoise *u* dans *hus* (cp. Storm, *Engl. Phil.*, 2e éd., t. I, p. 131).

P. 58: La définition des voyelles „tendues“ et „relâchées“ n'est pas très satisfaisante („toutes les voyelles françaises sont tendues, en ce sens que l'air passe à travers un canal relativement étroit entre la langue et le palais“). Il vaudrait mieux dire que les voyelles françaises sont „tendues“, en ce sens qu'on les prononce avec une certaine *tension* des muscles de la partie articulatrice de la langue, tension qui produit un petit rétrécissement de l'ouverture buccale.

P. 72: L'auteur dit que l'*e* ouvert en français est analogue à l'*e* italien de *bello,* mais moins ouvert que l'*e* espagnol de *eso,* lequel serait à peu près identique à l'*ä* suédois de *lära.* A mon avis, cette assertion serait correcte, si l'on disait de l'*e* espagnol ce que M. Nyrop dit de l'*e* italien, et *vice versa.* Cp., pour l'*e* italien, Storm, *Engl. Phil.* [2], I, p. 126; pour l'*e* espagnol, F. Araujo dans *Phon. Stud.* III, p. 320 (passage peu précis, mais d'où il ressort dans tous les cas que l'*e* espagnol est plus ou moins *fermé).*

P. 108, Rem. 1: M. Nyrop dit que l'accent „émotionnel“ est „presque toujours sur la première syllabe quand le mot commence par une consonne *(misérable! coquin!);* mais si le mot commence par une voyelle, l'accent se trouve fréquemment sur la seconde syllabe *(absolument, épouvantable)*“. Il est évident que la nature du premier phonème du mot ne joue aucun rôle dans l'emploi de cet accent émotionnel. C'est la syllabe qui, par des raisons rythmiques ou autres, est munie d'un faible accent secondaire, qui attire l'accent émotionnel; on dit bien: ***Animal! Incroyable!***

Je relève enfin un certain nombre de petites erreurs, qui sont, pour la plupart, des *lapsus calami* ou des fautes d'impression. P. 27, § 38: *pa,* au lieu de *pɑ.* — P. 32, l. 9: *dɛsɛr,* au lieu de *dɛsɛ:r.* — P. 37, § 51: Ne vaut-il pas mieux écrire *yod?* — P. 41, § 55: *gaʒ, kaʒ,* au lieu de *ga:ʒ, ka:ʒ.* — P. 70: Dans l'alinéa noté 1°, il faudrait ajouter „et liquides“ après „les spirantes“. — P. 72, § 96: *krɛm,* au lieu de *krɛ:m.* — P. 86, § 112: Au moyen âge, on disait bien *mazlə,* et non *maslə.* — P. 91 et suiv.: Les exemples *couleuvre, fièvre, livre, ouvre* seraient mieux à leur place sous 4°. — P. 145, sous 3°: *mirɑkl̥,* au lieu de *mirɑ:kl̥.* — P. 148, § 189, Rem.: *dɔ̃k,* au lieu de *dɔ̃:k.* — P. 155, § 225: *ɛ̃g,* au lieu de *ɛ̃:g.* — P. 158, l. 3: lire [ɔ] après =. — P. 159, §§ 249—250: Pour RR, RH et RRH la prononciation avec l'*r* uvulaire a été oubliée. — P. 160, sous 5°: Parmi les mots avec *s* finale il y a aussi *express,* qui serait mieux à sa place sous SS. — P. 164, l. 4: lire *volontiers.* — Dans l'*Appendice I* on ne trouve pas plusieurs groupes de lettres: *cch (Bacchus), eoi (asseoir), eon (mangeons), eun (jeun), ie (pied, amitié, fièvre), œ (Œdipe), œil*

(œil), œu (vœu, bœuf), oin (foin), oy (croyons), ueil (orgueil), ueill (orgueilleux), etc. Il manque aussi *ç (ça).* L'auteur a encore oublié (ou volontairement négligé) certaines prononciations, comme celles de *a* dans *lady, square,* de *e* dans *et,* de *ill* dans *conseille,* de *on* dans *monsieur,* de *u* dans *Stuttgart,* de *w* dans *Romanow,* etc. Enfin, on cherche en vain dans cette liste l'*h* et la terminaison verbale *-ent* (= O).

Toutes ces remarques sont naturellement de peu d'importance. Le *Manuel* de M. Nyrop est un ouvrage *excellent,* qu'on ne saurait trop recommander à tous ceux qui veulent s'initier à la phonétique du français parlé.

A. Wallensköld.

I. **Eduard Sievers,** ***Metrische Studien. I. Studien zur hebräischen Metrik.*** *Erster Teil; Untersuchungen. Leipzig, Teubner, 1901. 1 Bd. hoch 4⁰ VIII + 400. (Abhandl. der phil. hist. Cl. der kgl. sächs. Gesellsch. der Wiss. Bd. XXI). II.* **Ders.,** ***Über Sprachmelodisches in der deutschen Dichtung.*** *Rektoratsrede. S. A. aus den Neuen Jahrbüchern für d. klass. Altertum, Bd. IX. Leipzig, Teubner, 1902.*

I. Il peut paraître étrange que l'on rende compte ici d'un traité de métrique hébraïque. Aussi n'est-ce pas à ce titre que je le signale. Mais l'auteur a été amené, avant d'exposer les résultats de ses recherches spéciales, à traiter de questions de rythmique générale. Elles font l'objet du chap. III: Vorerörterungen zur allgemeinen Rythmik. Chacun sait quelle compétence a dans ces matières le savant professeur de Leipzig. En une cinquantaine de pages (p. 27—72), il a résumé la substance de son enseignement et de ses études, choisissant ses exemples dans les poésies allemandes modernes. On trouvera encore à glaner, dans le cours même du volume, des remarques de détail empruntées au vers moderne, et citées comme illustrations à des théories générales ou comme termes de comparaison avec des phénomènes analogues en hébreu. Comme ce livre, vu son importance, ne saurait manquer de se trouver dans les grandes bibliothèques, on ne saurait trop engager ceux qui veulent se faire une idée d'une étude scientifique de la métrique allemande à le consulter.

II. Parmi les différents chapitres que doit comprendre une métrique du vers allemand, et en général du vers germanique, il y en a que l'on peut considérer comme assis dans leurs grandes lignes, depuis les travaux de Lachmann et de ses successeurs. Ce sont ceux relatifs au nombre et à la constitution des pieds, à la rime, etc., en un mot au schéma extérieur. En revanche il faut bien reconnaître que la théorie des phénomènes d'ordre plus élevé, celle du groupement rythmique de ces éléments simples, est encore dans l'enfance. — Dans le présent travail, S. aborde un chapitre de cette théorie: le groupement mélodique des éléments rythmiques. La légitimité de ces recherches ne sera peut-être pas reconnue de tous les métriciens actuels; elle ne me semble pourtant pas douteuse. Tout le monde est d'accord aujourdhui pour proclamer que l'étude du vers doit

partir du vers récité. Quand on a posé ce principe, on n'a pas le droit d'exclure comme inutiles et accessoires certains éléments du rythme, en particulier la différenciation mélodique des parties du vers ou de la période. Les principes de recherche posés par S. font donc partie de l'étude complète d'un texte. Sur la valeur de ses conclusions dans le détail, il est prématuré de se prononcer. Cependant je veux signaler ici un fait. La question souvent discutée de la valeur relative des trois versions du Nibelungenlied a été dernièrement reprise par Braune (Handschriftenverhältnisse des NL., P.B.B. 26). Or, indépendamment de lui et en même temps que lui, S. arrivait à des conclusions identiques (originalité de la version B) par la considération des phénomènes mélodiques. Il y a là, en tout état de cause, une coïncidence qui doit porter à réfléchir.

En attendant le développement que S. promet de cet article dans la suite des *Metr. Studien*, et en attendant le traité de rythmique générale auquel travaille Saran, le germaniste désireux de connaître l'état actuel des théories métriques trouvera toutes les indications et tous les enseignements nécessaires dans les deux ouvrages précités et dans la belle introduction de Saran à l'édition du mss d'Jéna (Die Jenaer Liederhandschrift Bd. 2. Leipzig 1901). *J. Poirot.*

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium der spanischen Sprache *von* **Dr. S. Gräfenberg**, *unter Mitwirkung von* **D. Antonio Paz y Mélia.** *Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung, 1902.*

An die allbekannten Toussaint-Langenscheidtschen „Unterrichtsbriefe“ für das Selbststudium der französischen und der englischen Sprache schliesst sich hiemit eine dritte Reihe, welche der spanischen Sprache gewidmet ist. Bis jetzt sind nur 10 „Briefe“ in 20 Lektionen oder 333 Paragraphen (224 Seiten) erschienen. Das Ganze wird 2 Kurse zu je 18 Briefen umfassen und kostet, wenn das komplette Werk auf einmal bezogen wird, 27 Rmk, sonst 36 Rmk (= 1 Rmk per Brief).

Die „Methode Toussaint-Langenscheidt“ ist bekannt: Eine passende Erzählung wird in kurze Lektionen zerschnitten, jede Lektion wird allseitig kommentirt und die Grammatik an der Hand des Gelesenen allmählich eingeübt, der erlernte Wortvorrat wird zu geeigneten Konversationsübungen und Phrasenzusammenstellungen benutzt, u. s. w., u. s. w. Der Vorzug der Methode liegt hauptsächlich in dem unablässigen Wiederholen des schon einmal Dargebrachten, wodurch der Leser ohne grosse Anstrengung des Gedächtnisses, fast in mechanischer Weise, die fremde Sprache erlernt. Eine wesentliche Bedingung des Gelingens ist aber natürlich, dass der Leser wirklich alles durcharbeitet, was ihm in der „Methode“ vorgeschrieben wird. Tut er das gewissenhaft, so kann er sicher sein, eine nicht zu geringschätzende praktische Fertigkeit im Gebrauch der fremden Sprache in kurzer Zeit zu gewinnen.

Was die vorliegenden spanischen „Unterrichtsbriefe“ betrifft, führen sie sicher zum Ziel. Das Spanisch des Textes scheint untadelig zu sein. Als etwas besonders Rühmenswertes will ich die vollständige und genaue Aussprachelehre, welche die ganze 1. Lektion ausfüllt, hervorheben. Es scheint mir nur unnötig gewesen zu sein, dass die Verfasser verschiedene Zeichen für das *v* in *vino* und das *b* in *buen* in ihrer Aussprachebezeichnung gegeben haben, da ja nach den besten spanischen Phonetikern (Araujo, Escriche, u. a.) ganz derselbe Laut, der schwache bilabiale Reibelaut, in den beiden Fällen gesprochen wird.

Ich kann also diese „Unterrichtsbriefe“ jedem Spanischlernenden aufs Beste empfehlen. Für grammatisch geschulte Leute giebt es zwar in ihnen ein Bischen zu viel von elementärer, allgemeiner Grammatik, aber die betreffenden Paragraphen kann ja der reife Leser leicht überspringen.

A. Wallensköld.

W. Jansen* und *C. Bitterling*, *Lehrbuch zur Einführung in die französische Sprache, zum Gebrauche für Handelsschulen und kaufmännische Fortbildungsschulen. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1901. 75 S. 8⁰.

Ist es eines der natürlichsten Erfordernisse für allen Unterricht der lebendigen Sprachen, dass derselbe lebendig und praktisch sei, so gilt dies in besonders hohem Grade für den fremdsprachlichen Unterricht an Lehranstalten, deren Hauptziel ist, die Schüler für das praktische Leben heranzubilden. Man hört zwar zuweilen die Behauptung, der wirklich lebendige Unterricht habe keine Lehrbücher nötig, doch hat die Erfahrung es zur Genüge gezeigt, dass die allermeisten Lehrer sie nicht entbehren können und dass der Erfolg des Unterrichts von der Zweckmässigkeit derselben wesentlich abhängt. Man ist auch bemüht gewesen, die Lehrbücher der fremden Sprachen für Handelsschulen den besonderen Lehrzielen derselben anzupassen. Die älteren Lehrbücher leiden aber noch an dem Fehler, dass der Lehrstoff zu allgemein ist; man hat nicht streng genug das notwendigste von dem ferner liegenden scheiden können, was zur Folge hat, dass im Lehrbuch gewöhnlich mehr geboten wird, als bei der geringen Stundenzahl, die dem fremdsprachlichen Unterricht an solchen Fachschulen naturgemäss nur eingeräumt werden kann, auch wirklich zu bewältigen ist.

Das vorliegende Lehrbuch haben die Verfasser, welche Lehrer an der städtischen höheren Handelsschule zu Hannover sind, für Handelsschulen bezw. kaufmännische Fortbildungsschulen, deren Schüler in der Praxis stehende junge Kaufleute sind, also zunächst wahrscheinlich für den eigenen Gebrauch ausgearbeitet. Es scheint sich aber auch sehr gut zum Anfangsunterricht für Handelsschulen jeder Art zu eignen. Den Verfassern ist es gelungen sich auf das im strengsten Sinne wichtigste zu beschränken. — Das Buch zerfällt in zwei Hauptteile: Lektionen 1—19 (S. 2—11) enthalten eine kurze Übersicht der notwendigsten Formenlehre, Lektionen

22—55 (S. 11—55) behandeln je ein einfaches Thema aus der Handelskorrespondenz und der Konversation des täglichen Lebens. Der Formenlehre gehen Ausspracheübungen voraus. Ein französisch-deutsches alphabetisches Wörterverzeichnis füllt die Seiten 56—75. — Es ist wirklich staunenswert, wie viel die Verfasser in einen so engen Rahmen haben fassen können. In der „Formenlehre" werden nur die zum Verständnis der folgenden Lektionen wichtigsten Wortformen in kurzen unzusammenhängenden Sätzen eingeübt. Von allen Regeln wird Abstand genommen, und es wird dem Lehrer überlassen, die erforderlichen grammatikalischen Erklärungen zu geben. Es muss als eine sehr glückliche Idee bezeichnet werden, dass Formen, welche in der kaufmännischen Korrespondenz und den Gesprächen des geschäftlichen Verkehrs so äusserst selten vorkommen, wie die zweite Person Singularis und das passé défini ganz unberücksichtigt bleiben. Was besonders die Wahl der Gespräche betrifft, scheint uns das Buch in vorzüglicher Weise den Anforderungen zu entsprechen, die man an ein Lehrbuch stellen kann, welches dazu bestimmt ist erwachsene Schüler und zwar junge Kaufleute in die französische Sprache einzuführen. Da nämlich dem jungen Mann darin Kenntnisse geboten werden, welche er zu hause in einem Gespräch mit Ausländern oder gelegentlich im Auslande im Laden, im Kontor, auf der Strasse, auf der Bahn, im Hôtel u. s. w. direkt verwerten kann, so ist dies ihm von viel grösserem praktischem Nutzen, als all die Geschichten und Erzählungen der älteren Lehrbücher zusammen. Den Geschäftsbriefen haben wahrscheinlich wirkliche Briefe als Muster gedient. Da finden wir keine gebrauchswidrigen „Verbesserungen" des Styls, wie es leider oft mit solchen Mustersammlungen der Fall ist.

Es wäre zu wünschen, dass auch für andere Sprachen ebenso praktische Lehrbücher erschienen. *P. W.*

Gerhard Strotkötter, ***La vie journalière, oder Konversationsübungen über das tägliche Leben in französischer und deutscher Sprache.*** *Leipzig, Teubner, 1901. 1 v. gr. 8⁰. 56 p. Geb. Mk 1,20.*

Le but que vise l'auteur est essentiellement pratique. Il cherche non seulement à apprendre à l'élève le plus de mots et de tournures possibles, mais encore à reproduire le cours de la conversation réelle dans les différentes circonstances de la vie journalière, ce qu'il appelle des „représentations sur les événements de chaque jour", (l'école; en ville; dans les différents magasins; à la campagne, etc.). Des notes au bas des pages renferment soit des renseignements complémentaires, soit des listes d'expressions. Cette petite brochure condense une masse de connaissances utiles.

Le plus grave reproche qu'on puisse lui faire, c'est que le français n'est pas à l'abri de toute critique. Les fautes y sont rares (cependant, dans la préface: „l'élève qui ne répète pas beaucoup de fois"; et, p. 54: „Mais il est fatigant, ce monter"); ce sont plutôt des expressions mal choisies, qui sentent le dictionnaire ou la langue écrite. Je prendrai pour

exemple le chap. III: Une leçon. P. 13: On ne le peut entendre. — P. 13: Reprenez le même endroit (*plutôt*: le même passage). — P. 14: recommencez votre version (reprenez la traduction). — P. 15: traduction d'une autre langue dans la vôtre (dans la sienne). — P. 16: la proposition commence par le relatif *dont;* pour cela elle est une ... (c'est donc une ...). — P. 17: C'est faux (L'auteur a mis lui-même entre parenthèses la vraie expression: C'est une faute). — P. 17: *carrez* est une faute d'impression pour *barrez.*

De sorte que l'ouvrage, écrit pour des écoliers allemands, me paraît devoir être plus utile à des Français; à ce point de vue, il est d'ailleurs tout à fait recommandable. *J. P.*

F. Nechelput *et* ***Ed. Heuten,*** ***Recueil de poèmes à l'usage de l'école allemande à Bruxelles.*** *Première partie. Leipzig und Berlin, Teubner, 1901. 1 v. 16⁰, cart. VI + 75* p.

Ce qui me semble contestable dans l'ordonnance de ce livre, c'est que les auteurs ont prétendu „graduer ces poèmes selon leur difficulté". Il me paraît douteux en effet que *Le Corbeau et le Renard* soit si facile à comprendre pour des enfants, et que *La Grenouille qui veut se faire aussi grosse que le Boeuf* doive terminer le volume. — Un autre inconvénient des recueils de ce genre, c'est qu'on est fatalement amené à y donner place à des poésies „pour enfants", et à les encombrer d'élucubrations de Florian, de Béranger, voire de Berquin. — Ces réserves une fois faites, qui tiennent à la nature même du sujet, il faut reconnaître que ce petit volume présente des avantages. Le moindre n'est pas d'accorder à la poésie belge une place qu'on lui refuse trop souvent dans les recueils similaires. On n'y voit pas non plus revenir trop de morceaux archiconnus. Enfin les notes grammaticales ont été rédigées avec soin et compétence. Je souhaite que les autres parties du volume se maintiennent à la hauteur de celle-ci. *J. P.*

Wilhelm Vietor, ***Die Methodik des neusprachlichen Unterrichts.*** *Leipzig. Verlag von B. G. Teubner. 1902. 8⁰. 56 S.*

Das Büchlein ist das dritte Heft der „Sammlung neuphilologischer Vorträge und Abhandlungen" herausgegeben von W. Vietor. Der Verf. giebt uns hier im Druck vier Vorträge, die er über die historische Entwicklung des neusprachlichen Unterrichts gehalten hat. Die zwei ersten Vorträge behandeln die verschiedenen Methoden und Lehrziele des Sprachunterrichts vom Mittelalter bis zum Anfang der achtziger Jahre des XIX. Jahrhunderts, d. h. bis zur Entstehung der modernen Reform. Die charakteristischsten Lehrbücher der französischen und der englischen Sprache aus dieser Zeitperiode von 500 Jahren werden der chronologischen Reihe nach besprochen. — Die zwei letzteren Vorträge des Büchleins behandeln „die moderne Reform", ihren Anfang und ihre Fortschritte in Deutschland,

besonders in Preussen. Ein Vergleich zwischen den neuen Lehrplänen von 1901 und denen von 1891 zeigt, wie weit man jetzt in Deutschland auf dem Wege der Reform gekommen ist. — Das Büchlein bietet eine klare und übersichtliche, geschichtliche Darstellung der Methodik des neusprachlichen Unterrichts. Seine Ansichten führt der Verfasser in lebhafter Weise vor; zuweilen ist seine Kritik recht scharf, so z. B. wenn von der Ollendorffschen und der Plötz'schen Methode die Rede ist. Wie bekannt, ist ja der Verfasser einer der ersten und eifrigsten Verfechter der Reformmethode; in seinem Buche tritt er auch nicht als „der unparteiische Kritiker" sondern vielmehr als „der beteiligte Parteigänger" auf, was er auch selbst hervorhebt. Besonders nützlich ist das Büchlein als Bibliographie, indem es ein gutes Verzeichnis ausgewählter neusprachlicher Reformlitteratur bis zur neuesten Zeit enthält. *M. W.*

Robert Schindler, M. A., On Certain Aspects of Recent English Literature. *Six Lectures. — Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. 1902. 112 p.*

This little book contains six lectures on English authors of the later part of the 19th century, beginning with Tennyson and ending with Kipling. The period is rather long and one of the most interesting in the history of English literature. Only a few writers out of many are dealt with, and those „principally in reference to the general conceptions which underlie their work" — to quote the Author's own words. Let us at once confess that he has succeeded exceedingly well in giving us a vivid and interesting picture of some great men of letters and of their attitude towards the universe. The selections of characteristic extracts, showing especially their religious views, is made with great discrimination. This is by no means an easy tash to achieve in some short lectures, but the reader must certainly admit that the Author of this little book has himself the same faculty he ascribes to Browning, viz. „he sees right through to the man and plucks out the very heart of his mystery".

Especially vivid and appreciative are the papers on Tennyson, Swinburne, Browning and Kipling. It is a pity that he has not chosen more interesting types for some of his lectures than Arnold, Clough and Thomson. We should very much prefer to change them for more important writers who have left deep and perceptible traces on the intellectual life of England, let us say, for inst. Dante Gabriel Rosetti and William Morris.

Nevertheless, and in spite of rather numerous errata, the book is very interesting and instructive, and schould be read by all lovers of English literature. *Aino Malmberg.*

Quelques remarques sur le livre de M. ***Fr. Wulff*** *intitulé* ***De franska historiska tempora,*** *Lund, Gleerup, 1900.*

Dans ce petit manuel utile, qui a pour but de compléter les règles des grammaires élémentaires concernant les temps du passé en français, l'auteur ne semble pas être assez précis en ce qui touche à la question de l'emploi de l'imparfait.

Ma première remarque visera les propositions hypothétiques. Pourquoi p. ex. ranger l'exemple: *Sans le secours du président Grévy, il nous culbutait* sous le paragraphe 7 (l'imparfait exprimant une action qui a failli s'accomplir), mais cet autre exemple: *Si le bras du Turc n'avait fait un mouvement, le roi était mort* sous le paragraphe 8 (l'imparfait exprimant un effet tellement subit et inévitable que l'action qui produit l'effet a eu à peine le temps de s'accomplir). Ce second exemple peut se ranger, aussi bien que le premier, sous le paragraphe 7. Ce sont deux propositions appartenant au même type irréel de la construction hypothétique qui doivent être expliquées de la même manière (cp. Plattner, Frz. Gramm., p. 274).

Si l'on élimine les propositions hypothétiques, le paragraphe 8 n'est suivi que d'un seul exemple: *Tout ce qu'il touchait était* (M. Wulff explique: déjà, *eo ipso*) *embelli.* Mais cet imparfait s'explique sans difficulté autrement, p. ex. comme exprimant une action répétée, de sorte que cette règle n'est véritablement appuyée d'aucun exemple.

Une proposition hypothétique d'un autre type que les précédentes est rangée sous le paragraphe 5 (l'imparfait dans le discours indirect): *Si demain, par impossible, dit-il, dans la chaire de Pierre s'asseyait un véritable évêque, j'irais le trouver.* Il me semble que cet exemple aurait besoin de quelques mots d'explication.

J'ai encore quelques mots à dire sur l'explication que donne l'auteur de quelques imparfaits dans des cas où l'on s'attendrait plutôt à un passé défini. Sous le paragraphe 7 („Själfva det sista och yttersta af en kritisk belägenhet, hvilken dock icke var eller blef förbytt" etc.) l'auteur cite un passage tiré du discours de M. G. Paris sur Pasteur: *Quelques heures après, la poule mourait* (M. Wulff traduit: „var döende?") *infestée de bactéridies,* etc. Il me semble absolument impossible que cet imparfait soit un *imperfectum conatus,* il l'est aussi peu que p. ex. dans le cas suivant: *Cependant Philippe Sermoise, relevé et transporté à l'Hôtel-Dieu, y mourait „par faute de bon gouvernement ou autrement"* — (je cite G. Paris, Fr. Villon, p. 52).

La même explication dubitative se trouve p. 34: .... *comme Mme de Sévigné mourait* (M. Wulff traduit: „var dödligt sjuk?") *aux premiers jours d'avril de cette année, cette lettre doit être la dernière écrite par la sémillante marquise.*

Dans ces trois cas, l'imparfait remplace tout simplement l'aoriste. Dans le dernier exemple ce temps pourrait peut-être aussi s'expliquer

par le fait qu'on emploie de préférence l'imparfait dans les propositions causatives (cp. Vising, Die realen Tempora der Vergangenheit II, p. 52: „Imperfekt in inhaltlicher Beziehung, als Grund"). *Artur Långfors.*

Protokolle des Neuphilologischen Vereins für das akademische Jahr 1901—1902.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 5. April 1902, bei welcher Sitzung der 2. Vorsitzende, der Schriftführer und 15 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Der Vorsitzende verlas einen von Professor Mussafia an den Verein angekommenen Brief, worin dieser für die ihm zugeschickten Mémoires des Vereins dankte.

§ 3.

Dr. *Lindelöf* gab ein längeres Referat von Prof. Köppels Buch Spelling-Pronunciations „Der Einfluss der Schrift auf die Aussprache im Englischen", aus welchem er eine reiche Sammlung beleuchtender Beispiele vorführte.

Prof. *Mandelstam* bezweifelte, dass die Schrift einen Einfluss auf die Aussprache des Volkes hätte ausüben können. Es ist wol kaum möglich, dass das Volk seine Aussprache geändert, weil ein halbgelehrter Etymologe einmal es vorgenommen hat die Orthographie der Wörter nach seinem Kopfe umzubilden. Scheinbar kann dies der Fall gewesen sein, aber wie ist man denn im Stande es zu beweisen? Ein Laut, der in der Schriftsprache verschwunden gewesen ist und dann aus etymologischen Gründen wieder aufgenommen wird, wie z. B. *p* in cors > corps, hat sich vielleicht immer im Volke erhalten. Die Volkssprache lebt für sich und muss gründlich untersucht werden, bevor man zu behaupten wagte, dass sie durch die Schrift beeinflusst worden wäre.

Dr. *Lindelöf,* Lektor *Poirot* und Dr. *Wallensköld* erwiderten Prof. Mandelstam und hoben hervor, wie man in manchen Fällen zweifellos einen Einfluss der Schrift auf die Aussprache beobachten und feststellen kann. Unter den Beispielen Köppels gab es auch mehrere, die in dieser Hinsicht ganz überzeugend sind.

§ 4.

Dr. *Wallensköld* referirte eingehend „Studier i modern språkvetenskap utgifna af Nyfilologiska sällskapet i Stockholm“ II.

§ 5.

Als Mitglied des Vereins wurde vorgeschlagen und gewählt: Mag. phil. *Väinö Corell.*

In fidem:
Matias Wasenius.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 26. April 1902, bei welcher Sitzung der 2. Vorsitzende, der Schriftführer und 25 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Prof. *Mandelstam* gab ein längeres Referat von Alexej Wesselofskys neulich erschienenem Werke über Byron. Der Verfasser zeichnet hier den englischen Dichter als Menschen und folgt ihm während seines Lebenslaufes Schritt für Schritt. Sehr geschmeidig hat W. es verstanden in den Charakter Byrons einzudringen, die Eigentümlichkeiten in seiner Natur aufzuspüren und psychologisch zu erklären, die Einheit seines Wesens zu zeigen. Um noch besser Byrons Entwickelung zu begreifen, hat W., den Spuren Byrons folgend, fast alle die Örter besucht, wo dieser verweilt hat, um dort am Platze selbst die Stimmungen nachzuempfinden, die früher Byron hier durchlebt hat. W. will in dem Schöpfer des „Childe Harold“ und des „Don Juan“ nicht den Cyniker und Misanthropen sehen, zu dem so viele seiner früheren Biographen ihn gemacht haben. Sein Menschenhass war ein Hass gegen die Unterdrückung, welche die Menschen ausüben, aber kein Hass gegen die Menschen selbst, die er vielmehr liebte. W:s Biographie über Byron ist ein Werk von grossen Verdiensten; es enthält manche feine, scharfe und originelle Beobachtungen über Byrons Persönlichkeit und fesselt noch durch eine vortreffliche, künstlerische Darstellung. — Eine recht lebhafte Diskussion folgte, woran besonders Prof. Mandelstam, Dr. Donner und Frau Professor Freudenthal teilnahmen.

§ 3.

Dr. *Lindelöf* teilte einige statistische Data mit, die er über die schriftlichen neusprachlichen Maturitätsprüfungen im Frühjahr 1902 zusammengestellt hatte.

In fidem:
Matias Wasenius.

Jahresbericht des Neuphilologischen Vereins für das akademische Jahr 1901—1902.

Das 15. Tätigkeitsjahr des Neuphilologischen Vereins ist verflossen überhaupt so wie die meisten vorhergehenden Jahre. Ein für den Verein bedeutungsvolles Ereignis ist jedoch für dieses Jahr zu verzeichnen, indem der dritte Band der „Mémoires de la Société néo-philologique" Anfang März erschienen ist. Über die darin vorkommenden Aufsätze haben sich auch Fachleute im Auslande schon geäussert. In Romania und in der Zeitschrift für deutsches Altertum sind die Mémoires erwähnt.

Besprechungen über die einzelnen Aufsätze sind erschienen: über Prof. Söderhjelms „Une vie de St. Quentin" im Literaturblatt für germanische und romanische Philologie und über die von Dr. Wallensköld und Dr. Lindelöf herausgegebene kritische Edition der Lieder des Gautier d'Épinal in Romania. Dr. Palanders Aufsatz ist in der Zeitschrift f. deutsches Altertum und Mag. Runebergs in Romania besprochen worden.

Auch sind mehrere einzelne Briefe angelangt, die vorteilhafte Urteile über die Aufsätze enthalten: So sagt z. B. Prof. H. Suchier, dass Lektor Poirots Aufsatz zu dem Besten gehört, was über die französische Aussprache geschrieben worden ist. — Die Auflage des dritten Bandes der Mémoires beläuft sich auf 200 Exemplare und die Druckkosten dafür betragen Mk 2,446: 55.

Da aber der Verein nicht Mittel genug besitzt um diese Summe aus eigener Kasse auszahlen zu können, haben Prof. Söderhjelm und Dr. Wallensköld für den Neuphilologischen Verein das Consistorium academicum um einen Beitrag von 2,000 Mk ersucht um die Druckkosten des dritten Bandes zu decken. Der Preis des 576 Seiten starken Bandes beträgt 10 Mk; für die Mitglieder des Vereins kostet das Buch 5 Mk. Wie viele Exemplare im Buchhandel schon verkauft worden, lässt sich nicht feststellen. Nach Deutschland und Frankreich sind zum Verkauf 30 Exemplare abgesandt worden, von denen fast alle schon Käufer gefunden haben. Die Zahl ausgeteilter Gratisexemplare ist etwa 50.

Die „Neuphilologischen Mitteilungen" sind während des letzten akademischen Jahres mit 4 Doppelnummern erschienen, deren Inhalt, ebenso wie früher, meistenteils aus an den Vereinssitzungen gehaltenen Vorträgen und aus Besprechungen besteht. Auch die Protokolle des Vereins sind dort abgedruckt und zwar nicht wie voriges Jahr in Übersetzung sondern im Original, da ja die Protokollsprache des Vereins laut dem Beschluss vom 1. Februar 1902 nicht mehr schwedisch sondern deutsch ist. Die Zahl der Abonnenten war 86. Als Redaktör der Zeitschrift fungirte Dr. *Palander.*

Als Vorstand des Vereins für das Jahr 1901—1902 wurden Prof. *Söderhjelm* als erster, Dr. *Wallensköld* als zweiter Vorsitzender und Magister *Wasenius* als Schriftführer wiedergewählt.

Der Verein zählte dies Jahr 4 Ehrenmitglieder. Ein Verzeichnis der Mitglieder ist im ersten Doppelhefte der Neuphil. Mitteilungen 1902 zu finden. Die Zahl neugewählter Mitglieder war während des Jahres 11 (6 Damen und 5 Herren).

Im Laufe des Jahres wurden 8 Sitzungen abgehalten, im Herbstsemester 3 und im Früjahrssemester 5. Die Vereinssitzungen boten folgende Vorträge und Referate:

1901. 28. Sept. Prof. *Söderhjelm* sprach von den anbefohlenen Stundenplänen unserer Lyceen und deren Einfluss auf den neusprachlichen Unterricht.

Prof. *Söderhjelm* ref. E. Rasmussens Buch über Marguerite de Navarre.

19. Okt. Dr. *Lindelöf* ref. das Kapitel „Allgemeiner Begriff des Satzes" aus Wundts „Völkerpsychologie".

Dr. *Wallensköld* ref. Otto Jespersens Buch „Om Sprogundervisning".

16. Nov. Prof. *Mandelstam* kritisirte die von Wundt und Anderen aufgestellten Definitionen des Satzes.

1902. 1. Febr. Prof. *Söderhjelm* hielt einen Vortrag über die neueren Sprachen und die wissenschaftliche Litteratur.

22. Febr. Lektor *Poirot* ref. Wundts und H. Meyers Theorien über die urgermanische Lautverschiebung.

16. März (Jahresfest). Lektor *Öhquist* hielt einen Vortrag über Gottfried Keller.

5. April. Dr. *Lindelöf* ref. Köppels Buch Spelling pronunciations.

Dr. *Wallensköld* ref. „Studier i modern språkvetenskap utgifna af Nyfilologiska sällskapet i Stockholm" II.

26. April. Prof. *Mandelstam* ref. Alexej Wesselofskys Buch über Byron.

Dr. *Lindelöf* teilte statistische Data über die schriftlichen Maturitätsprüfungen im Frühjahr 1902 mit.

Ausserdem sind noch kleinere Besprechungen von Prof. *Söderhjelm*, Dr. *Wallensköld*, Dr. *Lindelöf* und Lektor *Poirot* vorgekommen.

Die Sitzungen des Vereins sind durchschnittlich von 20 Mitgliedern besucht worden.

Das Jahresfest des Vereins wurde am 15. März gefeiert. Ein gemeinsames Diner wurde eingenommen; Prof. *Söderhjelm* hielt dabei eine Rede, worin er einen Rückblick auf die 15 Jahre warf, die seit der Stiftung des Vereins verflossen waren.

Helsingfors den 27. September 1902.

Matias Wasenius.
Schriftführer des Neuphilologischen
Vereins 1901—1902.

Mitteilungen.

Professor *W. Söderhjelm* hat im Literaturblatt f. germ. und rom. Phil. XXIII, n:o 5 folgende zwei Arbeiten über Marguerite de Navarre besprochen: *William Rasmussen,* Marguerite af Navarra (Kopenhagen 1901) und *Ph. A. Becker,* Marguerite duchesse d'Alençon et Guillaume Briçonnet (Paris 1901).

Der dritte Band der *Mémoires de la société néophilologique à Helsingfors,* der im letzten Frühjahr erschien, ist schon in mehreren Fachzeitschriften besprochen worden (vgl. den Jahresbericht S. 26 dieses Hefts). Nachdem der Jahresbericht schon in Druck gelegt worden, erschienen von den Mémoires noch zwei Rezensionen: die eine von *Adolf Tobler* im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen, Bd. CIX, SS. 221—226, die andere von *E. Bourciez* in Revue critique 1902, n:o 36.

Helsingfors 1902. Hufvudstadsbladets Nya Tryckeri.

DOPPELNUMMER.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

15/11—15/12	Acht Nummern jährlich. Preis 4 Fmk. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Dr. H. Palander, Alexanderstr. 19) zu senden.	1902

I-Umlaut und U-Brechung in den nordischen Sprachen.

Ein Beitrag von *Hugo Pipping.*

In P. Br. B. Bd XXVII, S. 166 ff. hat Kock im Anschluss an Bugge[1]) die Ansicht kundgegeben, dass der früher sogenannte urgermanische *i*-Umlaut mit Ausnahme von wenigen, näher angegebenen Fällen, gar nicht urgermanisch sei, sondern in den Einzelsprachen entstanden. In den nordischen Sprachen sei der *i*-Umlaut von *e* mit dem der übrigen Vokale wesentlich gleichzeitig und denselben Einschränkungen unterworfen.

Ich finde Kock's Aufsatz hochinteressant und neige dazu, seinem Hauptresultate beizustimmen. Aber seine Beweisführung scheint mir in einigen Punkten anfechtbar.

Viel Gewicht legt Kock auf den seltenen gen. pl. *Venða* statt gewöhnlicherem *Vinða.* Die Verbindung *nð* (nicht *nd*) zeigt, dass ein Vokal zwischen *n* und *ð* synkopiert wurde, und ahd. *Winid (Venedi* bei Plinius) giebt an, dass ein *i* verloren ging. Nach der seit Läfflers bekanntem Aufsatz (Tidsskrift for Filologi N. R. 2) herrschenden Ansicht ist eine lautgesetzliche Entwickelung **wenið-* > *Venð-* unmöglich. Die Form *Venða* beweist nach Kock die Unzulänglichkeit der Läffler'schen Hypothese.

---

[1]) Ark. VIII, S. 9. Norges Indskr. med de ældre Runer, S. 101.

Ich kann dieser Form nicht die Bedeutung beimessen, welche Kock ihr zuerteilt. Nach demselben Flexionsmuster wie aisl. *Vinðr* ging das weit häufigere Hauptwort *vetr*. Nach dem vorliterarischen Flexionsmuster nom. pl. **witrʀ* gen. *wetra* konnte zu dem nom. **Winðʀ* ein genitiv *Wenða* leicht neugebildet werden. Ich halte es übrigens für möglich, dass das Lehnwort *Vinðr* in mehrfacher Gestalt in die nordischen Sprachen aufgenommen wurde. Auf dem zweiten Runensteine von Sjonhem (Säve, Gutniska urkunder 90), die ich wiederholt untersucht habe, steht: *uarþ tauþr a uitau*. Ich lese das letzte Wort *Windau* [1]).

Ein Bruder von dem Manne, zu dessen Ehren der zweite Sjonhemerstein errichtet wurde, ist von Wallachen *(Blakumen)* getötet worden (vgl. Sjonhem I, Säve 89). Da liegt es sehr nahe anzunehmen, dass auch der zweite Bruder sich auf der Reise im Osten befand, als ihn der Tod wegriss. Die kürzeste Überfahrt von Gotland nach Russland geht von Östergarn nach Windau.

Es kommt mir sehr wahrscheinlich vor, dass *Windau* als erstes Kompositionsglied den Namen der *Wenden* enthält, ebenso wie *Libau* den der *Liven*.

In der Sprache des Runenritzers von Sjonhem ist der jüngere, spätnordische Übergang *nð* > *nd* noch nicht vollzogen worden (vgl. den Namen *Roþanþr*). Die Schreibung *uitau* macht es also wahrscheinlich, dass der Name der Wenden entweder urgermanische Doppelformen hatte, oder auch durch die fortwährende Berührung der Nordgermanen mit fremden Völkern wiederholt aufgefrischt wurde. Unter diesen Umständen beweist die form *Venða* nicht viel.

Kocks Behandlung von den Komparativ- und Superlativformen *verri, verstr* enthält sehr fruchtbare Gedanken, hat mich aber nicht ganz zufrieden gestellt.

---

[1]) Die Weglassung eines Nasalzeichens vor homorganem Klusil ist allerdings eine recht seltene Erscheinung in den gotländischen Runeninschriften, ausser wo der Nasal zwischen einem nicht haupttonigem *i* und einem *g* steht (vgl. Pipping, Månadsblad 1900, S. 55 ff.). Aber auf dem Stein von Hauggrän, welcher mit den Sjonhemer-Steinen sehr nahe verwandt ist, wird *nd* wiederholt mit *t* bezeichnet *(Sigmutr)*.

Zweifelsohne hat Kock darin ganz recht, wenn er betont, dass got. *wairsiza* und aisl. *verri* nach Läfflers Gesetz nicht identisch sein können. Dies hat Läffler auch vollkommen klar eingesehen und die beiden Formen von einander getrennt. Kock glaubt nun *wairsiza* und *verri* wieder auf eine Grundform zurückführen zu können. Meines Erachtens hat Kock in der That *eine* Quelle des *e*-Vokals in *verri, verstr* gefunden, wenn er sagt, dass die gleichzeitigen Formen **werʀistʀ* und **wirʀstan* durch Kontamination **werʀstan* gegeben haben. Aber ich halte es für durchaus unwahrscheinlich, dass die Vokalisation einiger wenigen Kontaminationsformen aus einer frühen Entwickelungsperiode alle lautgesetzlichen Superlative der späteren Sprache *(*virristr *virstan)* verdrängt hätten, und daneben auch die lautgesetzlichen Komparative.

Wenn die Isländer *verri, verstr,* nicht **virri, *virstr* sagten, so beruht dies meines Erachtens weniger auf dem Einfluss der Kontaminationsformen *verstan, verstum* etc. als auf dem Einfluss des Sinnverwandten Paradigmas *betri, betztr.* Dieser Einfluss hat sich wahrscheinlich schon auf ziemlich früher Entwickelungsstufe geltend gemacht, so dass **werʀistʀ* nach **batistʀ* in **warʀistʀ* umgewandelt wurde; **warʀistʀ* ging nachher lautgesetzlich in **werristr* über. Später haben die umgelauteten Formen *betri, beztr* kräftig dazu beigetragen, den Formen **virri, *virstr* ein Ende zu machen [1].

Ganz besonders kräftig muss der Einfluss von *betri, beztr* im Altgotl. gewesen sein. Hier hatte man wohl gleichzeitig ein Paradigma **werʀistʀ, *wirʀstan* (durch kontamination **werʀstan*) und **batistʀ *beztan,* denn im agotl. hat auch ein *i,* welches nach kurzer Silbe synkopiert wurde, Umlaut gewirkt [2]. Hier musste die analogisch gebildete Form **warʀistʀ* geradezu mit Gewalt eindringen.

---

[1]) Die Richtigkeit meiner Ansicht würde sich leicht prüfen lassen, wenn nicht *e* und *ę* sehr früh zusammengefallen wären, im Aisl. in allen Stellungen, im Anorw. in der Stellung zwischen *v* und *r*. Vgl. Noreen, Aisl. Gr. II, §§ 81 und 85.

[2]) Vgl. Pipping, Gotländska Studier, Upsala 1901. S. 95 ff.

Aus dem Gesagten dürfte hervorgehen, dass ich die Formen *verri, verstr* gewissermassen als Stützen für Kock's Hypothese betrachte aber ihnen keine entscheidende Bedeutung beimesse. Denn es ist nicht ausgeschlossen, dass der Einfluss des Paradigmas *betri, beztr* ausgereicht hätte, um den *i*-Vokal in **virri *virstr* zu verdrängen.

Ich habe oben zwei von Kock's Beweisen zu schwächen gesucht. Dagegen giebt es ein Argument zu Gunsten seiner Hypothese, das er selbst nicht sehr hoch schätzt, während es mir recht wichtig vorkommt. Kock hebt hervor, dass urg. **esi, *meði* sich in den nordischen Sprachen zu *es, með* entwickelt haben, aber er fügt hinzu, dass die Synkope eines Vokals, der schon ieu. im Auslaut stand, vielleicht schon vor der Umlautsperiode stattgefunden habe. Noch weniger als Kock will ich eine bestimmte Meinung darüber aussprechen, wann die betreffenden Vokale synkopiert wurden, aber ich möchte die Aufmerksamkeit darauf lenken, dass die betreffenden Formen im Agotl. *ir*[1]), *miþ* heissen.

Die Lautregel *iʀ* > *ĕʀ* (Noreen Aschw. Gr. § 83, 1b, 2c) ist meiner Ansicht nach nicht, wie bisher angenommen wurde, gemeinnordisch und auch nicht an gewisse Betonungsgrade gebunden, sondern sie ist dem Agotl. vollständig fremd, gilt aber in den übrigen nordischen Sprachen für alle Betonungsstufen. Der Gegensatz aisl. *es* ∾ agotl. *ir,* ist für die Umlautsfrage nicht strenge beweisend, weil aisl. *es* durch **eʀ* < **iʀ* beeinflusst sein könnte, was ich indessen bezweifle. Wichtiger ist vielleicht der Gegensatz aisl. *með* (aschw. *mæþ*) ∾ agotl. *miþ*. *Miþ* ist in G. L. cod. A Normalform (155 *miþ* gegen 24 *meþ*), und *meþ* ist entweder (wie Läffler mir in einem anderen Zusammenhange schreibt) der Festlandssprache entlehnt, oder auch nach Aschw. Gr. § 164 zu erklären. Wenn man nun weiss, dass bei den übrigen Vokalen ein nach kurzer Stamm-

---

[1]) Agotl. *ier*, ist, nach mündlicher Mitteilung Lidéns, nicht durch Brechung entstanden, sondern hat sich aus älterem *iʀ* entwickelt. Die Beweise können hier nicht geliefert werden.

silbe synkopiertes *i* nur im Altgotl. immer Umlaut wirkt, ist es interessant zu sehen, dass dies auch beim *e* der Fall zu sein scheint, und es kann unter Umständen eine sehr gute Stütze für Kock's Hypothese daraus gewonnen werden.

Bei der Diskussion des urg. *i*-Umlautes bemerkt Kock, dass seine Theorie von zwei *i*-Umlautsperioden in den nordischen Sprachen jetzt wohl allgemein angenommen sei. Ich habe mich bemüht, in meinem Büchlein *Gotländska Studier,* Upsala 1901, darzulegen, dass man mit einer *i*-Umlautsperiode gut auskommt. Aber da ich (abgesehen vom Altgotl. und der Behandlung des *j*-Umlautes) den Regeln Kock's über das Eintreten bez. Fehlen des *i*-Umlautes beigestimmt habe, und dies fast nachdrücklicher betont habe, als die Differenzen im Bezug auf die Erklärung der Erscheinungen, scheint es Kock entgangen zu sein, dass ein wichtiger, prinzipieller Gegensatz zwischen seiner Auffassung und der meinigen vorhanden ist, oder auch hält er die Zurückweisung meiner abweichenden Meinung für überflüssig. Ich werde mich indessen zu zeigen bemühen, dass meine Auffassung der Vorgänge nicht nur einfacher ist als Kock's, sondern auch einen fruchtbaren Gedanken enthält, welcher geeignet ist, das Rätsel der *u*-Brechung seiner Lösung näher zu bringen.

Bei der Behandlung des *i*-Umlautes bin ich für die (keineswegs neue) Meinung eingetreten, dass kein qualitativer Unterschied zwischen dem älteren und dem jüngeren *i*-Umlaut vorhanden sei. Der ältere *i*-Umlaut ist nicht durch Wegfall des *i* bewirkt worden, sondern es haben während einer einzigen zusammenhängenden Periode immer diejenigen *i*-Vokale umlautend gewirkt, die einen gewissen Betonungsgrad nicht überschritten. Vor der urnordischen Synkope hatten nur einige von den nachher geschwundenen Vokalen den geeigneten Betonungsgrad inne, nachher aber auch die in den Endungen bewahrten *i*-Laute. Die Lücke zwischen den beiden Perioden Kock's ist nur scheinbar, indem das *i* im Typus **taliðō* (im Gegensatz zu den *i*-Vokalen in **ðōmiðō* und **ʒastiʀ*) vor der Schwundperiode zu

stark betont war, um Umlaut zu erzeugen, und während der Schwundperiode so rasch von der Betonung zweiten Grades auf Null herabsank, dass, bei dem schnellen Durchgang durch den kritischen Betonungsgrad, keine dauernde Umlautserscheinung zu Stande kommen konnte [1]).

Wenn man nur den *i*-Umlaut in Betracht zieht, hängt es gewissermassen von subjektiven Neigungen ab, ob man Kock's Zweiperiodensystem oder meiner Hypothese beistimmen will. Mir kommt die Annahme zweier qualitativ verschiedenen Umlautsperioden mit einer dazwischenfallenden Lücke als ein Notbehelf vor, der beseitigt werden muss, sobald es sich zeigt, dass man ohne ihn auskommt. Ich gebe aber zu, dass ich bis jetzt keine positive Stütze für meine Hypothese geliefert habe. Eine solche Stütze ist aber aus der Geschichte der labialen Brechung zu gewinnen. Denn auch die komplizierten Regeln für diese Erscheinung werden einfach und leicht zu verstehen, wenn man annimmt, dass das Resultat der Änderung von dem Zeitraume abhängt, während dessen der modifizierende Laut den Stammvokal beeinflusste, und dass die Dauer des Einflusses am geringsten war, wo der betreffende Laut nach kurzer Stammsilbe synkopiert wurde.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschte die Ansicht, dass die labiale Brechung kein einheitlicher Prozess sei, sondern dass ein *e* durch die Einwirkung eines folgenden *u* oder *w* zuerst in *ia* gebrochen wurde, worauf *ia*

---

[1]) Ich halte es jetzt nicht einmal für sicher, dass das *i* in **taliðō* jemals den für die Hervorbringung des Umlautes geeigneten Betonungsgrad besass. Nach der Synkope vom *i* im **ðōmiðō* gehörte allerdings das *i* in **taliðō* zu den schwächsten damals vorhandenen *i*-Lauten, aber seine Betonung kann immerhin stärker gewesen sein als das *i* in **ðōmiðō* vor dessen Schwund. Die Synkope fand wahrscheinlich bei der Überlieferung von einer Generation auf die andere statt, und dabei konnte der allerschwächste Betonungsgrad leicht übersprungen werden. Will man dies nicht zugeben, lässt sich das Ausbleiben des Umlautes in **taliðō* auch so verstehen, dass, bei der kurzen Dauer der Umlautenden Wirkung, der Umlaut nur bei einer Minorität der Bevölkerung durchzudringen vermochte, und deshalb später wieder zurückgedrängt wurde.

durch Labialumlaut zu *io* bez. *iu* wurde. Gegen diese Auffassung trat Blomberg in seiner Dissertation „Bidrag till omljudsläran", Upsala 1865, auf. Nach Blomberg ist z. B. *biorn* durch direkte Epenthese aus **bernu* entstanden, während er für *giof* den Durchgang durch das *ia*-Stadium noch zugab. Paul in seinem Aufsatz in P. Br. B. VI hat die Zwischenstufe *ia* ganz gestrichen und behauptet, dass jeder Brechungsdiphthong *io, iu* durch Epenthese entstehe. Durch den Nachweis, dass das *o* im Brechungsdiphthong *io* in alten Handschriften [1]) abweichend vom Labialumlaut bezeichnet werde (*io* nicht *iǫ*), und dass die beiden *o*-Laute im Aschw. eine verschiedene Behandlung erfahren (Kock, Fsv. ljudlära S. 481 ff.), wurde den meisten Sprachforschern die Überzeugung beigebracht, dass die alte Theorie definitiv aufgegeben werden müsse. Nur ein Forscher, Hultman, hat noch vor Kurzem [2]) hervorgehoben, dass die Annahme eines Durchgangsstadiums *ia* Vieles für sich hat, und dass die qualitative Verschiedenheit von *(i)o* und *ǫ* auch vom alten Standpunkte aus durchaus leicht zu erklären sei.

Mit Hultman glaube ich, dass die Differenz zwischen *(i)o* und *ǫ* sich daraus erklärt, dass im Diphthong *ia* der Hauptton auf *i*, nicht auf *a* ruhte, als der Labialumlaut hinzutrat. Heisst doch auch der dat. pl. von *harpare* im Aisl. nicht **hǫrpǫrom,* sondern *hǫrporom.* Und mit Recht hebt Hultman hervor, dass die Formen *fiakura, fiakurum* der Röker-Inschrift ohne die Annahme einer Entwickelung *e* > *ia* > *io* keine ungezwungene Erklärung zulassen [3]).

Diese schlagenden Bemerkungen Hultmans haben bei mir die Überzeugung hervorgerufen, dass die Grundzüge der alten Theorie richtig sind, und je eingehender

---

[1]) Vgl. Wadstein, Fornnorska Homiliebokens ljudlära S. 63, wo die Vorlesungen Noreens zitiert werden.

[2]) Finländska Bidrag, Helsingfors 1894, S. 96.

[3]) Erklärungsversuche findet man bei Rydquist IV, S. 129; Kock Ark. XIV, S. 252; Noreen Aschw. Gr., § 118, Anm. 1. Neben den genannten Formen in der Röker-Inschrift ist auch das *haeruwulafiʀ* (für **hearu—?*) des Istabyer-Steines zu berücksichtigen.

ich das vorliegende Material im Lichte dieser Theorie betrachtet habe, desto fruchtbarer habe ich sie gefunden.

Ich gehe zunächst von den Verhältnissen im Agotl. aus. Was uns hier gleich auffällt, ist die Häufigkeit, mit welcher der Diphthong *ie* als Endresultat der labialen Brechung auftritt. Z. B. *smier, miel, fiel, *miek* (evident richtige Konjektur Söderberg's; die Handschrift har *mier*). Die Anhänger der Lehre von der *u*-Epenthese haben sich vergeblich bemüht, diese Erscheinung zu erklären. Kock nimmt [1]), nach Blomberg's [2]) Vorgang, an, dass der Gang der Entwickelung *e* > *io* > *iø* > *ie* gewesen sei, und bemerkt, dass das Aschw. in den entsprechenden Fällen *iø* habe.

Noreen [3]) wendet gegen Kock ein, dass agotl. *iø* sich in *iy* hätte verwandeln müssen, und dass die Vokalisation *ie* zu früh auftritt, als dass man an so viele Zwischenstufen denken könnte. Noreen hält agotl. *ie* in den betreffenden Fällen für unaufgeklärt.

Ich finde Noreens Einwände gegen Kock nicht strenge bindend [4]) aber doch z. T. schwer wiegend. Und Kock selbst bemerkt, dass er von seinem Standpunkte aus das aus *mier* emendierte **miek* nochmals in **miok* emendieren müsse, weil das Aschw. auch in jüngeren Perioden *miok*, nicht *miøk* habe.

Ganz zurückgewiesen wird Kock's Hypothese von der Gleichstellung von agotl. *ie* mit spätaltschw. *iø* < *io*, durch die neugotl. Formen *skiåld*, Schild, *biån*, Bär, und *gjån* [5]),

---

1) P. Br. B. Bd. XX, S. 123 ff.

2) Bidrag till omljudsläran, S. 49. Diese Übereinstimmung mit Blomberg scheint Kock entgangen zu sein.

3) Aschw. Gr. § 98.

4) Das *ø* im Diphthong *iø* könnte sich anders entwickelt haben als in den übrigen Stellungen. Die *ie*-Formen auf dem Hauggräner-Stein sind meiner Ansicht nach nicht durch labiale Brechung entstanden. Über *gierua* vgl. Pipping, Hum. Vet. Samf. Skr, VII, 3, S. 50; über *biern* siehe unten.

5) Lautlich mit aisl. n. sg. f. *giǫrn* identisch. Wennerstens neugotl. Wörterbuch (noch nicht erschienen) giebt die Bedeutungen: *Narr; glad tölp (om pigor)*. Die Übertragung der Vokalisation in nom. sg. f., nom. acc. pl. neutr. auf andere Formen, ist auch sonst im Neugotl. belegt. Neogard schreibt neutr. sg. *gamult*. Vgl. Hum. Vet. Samf. Skrifter VII, 3, S. 48.

Narr [1]), in welchen Wörtern das Spätaschw. (und Neuschw.) *iø* hat, oder gehabt haben würde. Neugotl. *biån* zeigt, dass agotl. *biern* nicht, wie Kock und Noreen wollen, mit aschw. *biorn* > *biørn* zusammengestellt werden darf, sondern mit rschw. *biarn.*

Das Richtige scheint mir Söderberg getroffen zu haben, wenn er in seiner Abhandlung *Forngotländsk ljudlära* (S. 27) bemerkt, dass agotl. *miel* < **mial* ein Beweis für die Ansicht sei, dass urn. *e* durch *ia* zu *io* werden konnte, und dass das Agotl. mit seiner Abneigung gegen Labialumlaut in gewissen Fällen auf der Zwischenstufe *ia* stehen blieb. Als Söderberg sich später [2]) der Epenthesentheorie anschloss, ging er an den schwerwiegenden Fällen *smier, miel* stillschweigend vorüber.

Meiner Ansicht nach hatte das *u* die Tendenz, ein vorhergehendes *e* durch die Zwischenstufen *ia* und *io* in *iu* zu verwandeln. Das endgültige Resultat hing jedesmal von der Zeitdauer ab, während deren das *u* seine Wirkung ausüben konnte. Es scheint bis jetzt allen Forschern entgangen zu sein, dass wir im Agotl. *io* haben, wo das *u* nach langer Stammsilbe schwand, *ia (ie),* wo es nach kurzer Stammsilbe schwand, und *iu* dort, wo es bewahrt wurde. Es heisst agotl. *iorþ, þioki* [3]), neugotl. *giård, biån* [4]), *giån* [4]), *tiåkkur, skiåld* [4]), agotl. **miec, mielc (< *meluk), fielkunnugur, miel, smier,* neugotl. *mialk* [4]) ∾ *miälk* [4]), *mialke, miäd* [4]), agotl. *tiugu, fiugur,* neugotl. *tiäugu* (< *tiugu*) [5]).

Nach meinen Prinzipien lässt sich dies sehr einfach erklären. Die modifizierende Tendenz des *u* war bei den

---

[1]) Neogard, Gautau-Minning § 15. Ich habe die in der Visbyer Schulbibliothek befindliche Abschrift im Sommer 1900 eingesehen und excerpiert.

[2]) Öfversigt af Filologiska sällskapets i Lund förhandlingar 1881—1888, S. 54.

[3]) In einer Runeninschrift aus Dune. Söderberg. loc. cit. S. 12.

[4]) Nach Neogard zitiert. Über dialektische Variation zwischen *ia* und *ie (iä)* vgl. Hum. Samf. Skr. VII, 3, S. 47 ff.

[5]) Vgl. Söderberg, Forngutnisk Ljudlära, Lund 1879, S. 22.

schwachtonigsten Silben schon ziemlich lange Zeit vor dem Anfang der *u*-Synkope vorhanden, und deshalb konnten sich **erþu, *þekku* durch **iarþu, *þiakku* zu **iorþu, *þiokku* entwickeln, bevor das *u* fiel. Nach der Synkope von *u* in den Langsilblern sind die *u*-Vokale in **meku, *smeru* die schwächsten geworden. Der Brechungsprozess fing auch hier an, war aber nur bis zur Stufe *ia* fortgeschritten, als die betreffenden *u*-Laute synkopiert wurden. In *tiugu* und *fiugur*, wo das *u* nie fiel, hat das *u* am spätesten den für die Erzeugung der Brechung geeigneten Betonungsgrad erhalten, aber hier konnte statt dessen der Prozess ungestört bis zu Ende fortgehen, also **tegu* > **tiagu* > **tiogu* > *tiugu*.

Es wird ohne Zweifel eingewendet werden, dass ein durch bewahrtes *u* bewirkter Umlaut von *a* im Ostn. nicht zu erwarten sei, und am wenigsten im Agotl. Es ist aber ein gewaltiger Unterschied zwischen einem beliebigen *a* und einem *a* dem ein *i* vorhergeht. Wie ich in verschiedenen phonetischen Arbeiten hervorgehoben habe, stehen *i* und *u* mit Rücksicht auf die Resonanz des Rachenraumes auf gleicher Stufe und vom *a* möglichst weit entfernt. Es muss folglich die Verschiebung von *a* gegen *u* durch ein vorhergehendes *i* ganz bedeutend erleichtert werden.

Im Betreff der Ausdehnung der Labialisationserscheinungen bildet das Aschw. (mitsammt dem Aostnorw.) eine Zwischenstufe zwischen dem Aisl. (mitsammt dem Awestnorw.) und dem Agotl. Es steht demnach zu erwarten, dass im Aschw. die *ia*-Stufe der *u*-Brechung, welche Stufe im Aisl. gar nicht [1]) vertreten ist, im Aschw. weniger verbreitet sei als im Agotl. Und dies ist in der That der Fall. Wenn wir das von Kock und Noreen zusammengestellte Material von meinem Standpunkte aus betrachten, gelangen wir, unter strenger Beibehaltung der jetzt gebräuchlichen Gruppierung zu folgenden Regeln:

---

[1]) Oder höchstens in Zusammensetzungen wie *biarndýr* etc. Wahrscheinlich liegt in solchen Fällen *a*-Brechung vor. Vgl. über diese Frage Paul, P. Br. B. VI, S. 28, und Kock, ebenda XX, S. 135 ff.

1) Wo das *u* einer *Mittelsilbe* nach kurzer Stammsilbe synkopiert wurde, ist die Entwickelung des Stammvokals *e* auf der *ia*-Stufe stehen geblieben. (Bei dieser Formulierung sehe ich vom späteren Uebergang *ia* > *iæ* ab). Vgl. Kock, P. Br. B. XX, 136 ff.; Noreen, Aschw. Gr., § 118 [1]). Z. B. inf. *fiætra*, n. pl. *fiætrar, þiæþrar, iætnar*, Kompositionsform *miælk-* (< **meluk-*), n. sg. *mialke* (neuschw. *mjölke* im Anschluss an *mjölk*), *fiælde, miæþm* (got. *miduma*) [2]).

2) In den übrigen Fällen hat synkopiertes *u* die Entwickelung *e* > *ia* > *io* hervorgerufen. Vgl. Noreen, Aschw. Gr., § 75. Z. B. *miok, hiorter, miolk.*

Dieses *io* hat sich wenigstens vor *i* in *iu* weiterentwickelt, vor gewissen Konsonantverbindungen in *iø*. Kock, P. Br. B. XX, 123, Arkiv XI, 323, Noreen, Aschw. Gramm., §§ 75, 98.

3) Bewahrtes *u* hat am längsten gewirkt und die Entwickelung *e* > *ia* > *io* > *iu* zu Stande gebracht. Brate, Ä. Vestmannalagens ljudlära, Upsala 1887, S. 41; Kock och Tegnér, Nordisk Tidsskrift for Filologi, 2. Række VIII, 284 ff.; Kock, Ark. XI 323, P. Br. B. XX, 124; Noreen, Aschw. Gr., § 75. Z. B. *tiughu, fiughur.*

Im Aschw. hat also, abweichend vom Agotl., das *e* die *io*-Stufe erreicht, wo das *u* einer *Endsilbe* nach kurzer Stammsilbe synkopiert wurde. Z. B. aschw. *miok, smior, miol*, agotl. **miek, smier, miel.* Aber wo das *u* einer *Mittelsilbe* nach kurzer Stammsilbe synkopiert wurde, sind Aschw.

---

1) Von Noreens Beispielen möchte ich aussondern: *siol* ∾ *sial* (nach Reinius, Språkvetenskapliga Sällskapets i Upsala förhandlingar 1897—1900, S. 50); *giora* ∾ *giara* (nach Pipping, Humanistiska Vetenskapssamfundets Skrifter VII, 3, Upsala 1901); *fiorþe, fioþertiogher* (aus dem Västmanna-Gesetz) und *fioþer-mæningi* (aus dem Hälsinge-Gesetz), welche letzgenannten Formen wohl als dialektisch aufzufassen sind. Vgl. Kock, Nordisk Tidsskrift for Filologi, 2. Række VIII, S. 287—288 und P. Br. B. XXIII, S. 538.

2) Der von Kock angenommene Einfluss eines folgenden *a* ist so gut wie ausgeschlossen in *fiæþertiugher*. Gegen Kock's Auffassung spricht auch, dass im aschw. kein **fiolþe, *mioþm* angetroffen wurde.

und Agotl. vorläufig beide auf der *ia*-Stufe stehen geblieben. Z. B. aschw. *fiældi*, agotl. *fielkunnugur* (*iæ, ie* < *ia*).

Auch das Verhalten im Aschw. ist nach meiner Theorie volkommen leicht zu erklären. Das *u* in **bernu, *erþu, *þekku* war schon eine Zeitlang vor der Synkope schwach genug, um Brechung zu bewirken, und das *e* hat deshalb die beiden Entwickelungsstufen *e* > *ia* und *ia* > *io* durchlaufen. Nach der Synkope von *u* in den genannten Wörtern waren die *u*-Laute in **feturoʀ, *meku* und **smeru* die schwächsten und ungefähr um diese Zeit fing die Brechungstendenz in diesen Wörtern zu wirken an. In **feturōʀ* schwand das *u*, weil in einer Mittelsilbe stehend, am frühesten, und die Brechung hörte deshalb bei der *ia*-Stufe auf. In **meku, *smeru* ging der Prozess etwas weiter, aber es war hier auch nur das *io*-Stadium erreicht worden, als die Synkope eintrat. Die Entwickelung **tegu* > **tiagu* > **tiogu* > *tiugu* konnte selbstverständlich ungestört vor sich gehen, genau wie in den übrigen nordischen Sprachen.

Ein gutes Zeugniss für die Richtigkeit einer Theorie ist es, wenn sich als Nebenprodukt die Erklärung von Erscheinungen ergiebt, welche zunächst nicht ins Auge gefasst wurden. Ich erlaube mir darauf aufmerksam zu machen, dass die aschw. Wechselformen *-ia-* ∾ *-io-* ∾ *-iu-* im Präteritum von den Zeitwörtern *halda, falla* eine äusserst einfache Deutung finden, wenn man annimmt, dass das *e* des Stammes vor dem *u* der Pluralendungen die Stufen *ia* > *io* > *iu* durchlief. Diese Diphthonge wurden successiv in den Singular eingeführt, konnten sich dort, vor weiteren Einflüssen des *u* geschützt, bis in die literarische Zeit erhalten und drangen sogar von Neuem in den Plural ein [1]).

Eine Sonderstellung nimmt der Fall ein, wo das *u* dem *e* unmittelbar folgte. Es wird im Allgemeinen gesagt, dass

---

[1]) Andere Erklärungen, z. T. weniger einfach, z. T. weniger erschöpfend, findet man bei Andersson-Noreen, Arkiv I, S. 173; Kock, Arkiv XI, S. 319 ff.; Torp og Falk, Dansk-Norskens Lydhistorie, S. 127; Noreen, Pauls Grundriss I, S. 633, § 241 (erste Auflage S. 512, § 221). Aschw. Gr., § 75. 2.

in diesem Falle keine Brechung eintrat. Wenigstens was das Ostnordische betrifft, halte ich diese Meinung für unrichtig. Sowohl auf den ältesten dänischen und schwedischen Runensteinen mit dem jüngeren Alphabet [1]), als auch im Agotl. [2]) wird urg. *eu* durch *iau* vertreten. Das Agotl. mit seiner schwachen Tendenz zur Labialisation ist auf dieser Stufe stehen geblieben, aber im Aschw. hat sich der Triphthong *iau* duch die Zwischenstufe **iou* [3]) in *īū* verwandelt [4]). Die Entwickelung *eu* > *iau* > **iou* > *īū* bildet eine genaue Parallele zu **tegu* > **tiagu* > **tiogu* > *tiugu*.

Ob auch aisl. *ió, iú* (< urg. *eu*) verschiedene Zwischenstufen durchlaufen hat oder nicht, darüber möchte ich vorläufig keine bestimmte Ansicht aussprechen.

Wie schon oben angedeutet wurde, bietet die *u*-Brechung schlagende Parallele zu dem *i*-Umlaute, so wie ich die dazu gehörenden Erscheinungen in meinem Büchlein *Gotländska Studier* aufgefasst habe. Die umlautende Tendenz des *i* hat im Westen keine Spuren hinterlassen, wo das *i* vermutlich nur kurze Zeit minimale Betonung hatte; die *u*-Brechung ist im Osten unter ähnlichen Bedingungen auf dem halben Wege stehen geblieben.

Im Bezug auf die Haupttypen des *i*-Umlautes *(ðømða, talða, vendir, synir)* muss ich deshalb meine Ansicht durchaus aufrecht erhalten und Kock's Annahme von zwei verschiedenen Umlautsperioden mit einer dazwischen fallenden Lücke für überflüssig erklären. Dagegen glaube ich, dass meine Darstellung des *j*-Umlautes und des von Kock sogenannten *iʀ*-Umlautes einige wunde Punkte hat und vereinfacht werden kann.

Im Bezug auf den sogenannten *iʀ*-Umlaut habe ich in *Gotländska Studier* den Regeln Kock's beigestimmt,

---

1) Nørrenærå: *niąut;* Rök: *þiaurikʀ*.

2) Vgl. Bugge, Svenska Fornminnesföreningens tidskrift XI, S. 118 ff.

3) Vielleicht belegt im finnischen Lehnwort *joulu*.

4) Über einige Fälle von *io* statt *iu* vgl. Noreen, Aschw. Gr., § 82. 1; Kock Ark. XV, S. 206, P. Br. B. XXIII, S. 532—544, Tidsskrift for Filologi. 2. Række VIII, S. 287—288.

obgleich ich eine etwas abweichende phonetische Erklärung der Erscheinungen geben zu müssen glaubte. Bevor ich den genannten Aufsatz veröffentlichte, hatte mich mein Freund und Lehrer Prof. E. Lidén darauf aufmerksam gemacht, dass die Fälle, in welchen Kock _iʀ_-Umlaut annimmt, sich wesentlich mit denen decken, in welchen das _i_, nach kurzer Stammsilbe synkopiert, in der _Endsilbe_ gestanden hat. Ich habe damals dieser wichtigen Bemerkung keine grosse Aufmerksamkeit geschenkt, weil ich sehr viel Gewicht auf den von Kock hervorgehobenen Umstand legte, dass die Komparative vom Typus _betri_ (< _*batiʀē_) in den ältesten isl. Handschriften regelmässig Umlaut zeigen und erst später, durch den Einfluss des Superlativs unumgelautete Nebenformen bekommen. Jetzt, wo ich eingesehen habe, dass die _u_-Brechung im Aschw. auf der _ia_-Stufe stehen geblieben ist, nur wo das _u_ einer _Mittelsilbe_ nach kurzer Stammsilbe synkopiert wurde, nicht aber, wo ein _u_ der _Endsilbe_ synkopiert wurde, habe ich mich der Bemerkung Lidéns wieder erinnert, und ich glaube in der That, dass das Ausbleiben des _i_-Umlautes in den nordischen Sprachen (ausser im Agotl.) fast genau nach seiner Regel zu begrenzen ist [1]. Dass unumgelautete Formen der Komparative vom Typus _betri_ in der ältesten Sprache fehlen, beruht wohl teils auf dem Einfluss der Feminin- und Pluralformen [2], teils auf dem der _Adverbia_, wo das _i_ in der _Endsilbe_ stand.

Wer diese Ansicht teilt, braucht von einem besonderen _iʀ_-Umlaut nicht weiter zu reden.

Ich habe früher die Meinung ausgesprochen, dass der _j_-Umlaut schon vor der Synkope-Periode eingetreten sei, also z. B. _*skarja_ durch _*skerja_ > _*skeri_ zu _*sker_ geworden, und habe darauf hingewiesen, dass das konsonanti-

---

[1]) Es muss nur noch der Fall ausgenommen werden, wo das _i_ schon urn. im ungeschützten Auslaut stand. Vgl. aisl. _es_, _með_.

[2]) Vgl. Noreen in Pauls Grundriss, I S. 564, § 51, mom. 8; Kock, Arkiv VIII, S. 259.

sche *i* in **skarja* ebenso geringe Intensität hat haben können wie das vokalische *i* in *ðōmiðō.* Es giebt aber einige Thatsachen, die sich aus meiner Annahme nicht ungezwungen erklären lassen. Das finnische Lehnwort *kari* zeigt, dass man, wenn man die Streitbergsche Ablautshypothese vermeiden will, eine Entwickelung **skarja* > **skari* > **skeri* > *sker,* annehmen muss [1]). Auch die Form *huariaʀ* auf dem Rökerstein zeigt, verglichen mit *mukmini* [2]), dass man die Einwirkung eines bewahrten *j* am liebsten in eine spätere Periode verlegen soll, als die eines synkopierten *i.* Abgesehen davon, dass das *e* in der Stellung zwischen *u* und *r* wahrscheinlich schon früh eine etwas offenere Aussprache hatte, als in anderen Stellungen, und deshalb *möglicherweise* auf dem Rökersteine mit der Rune *a* bezeichnet wurde, könnte ich zur Not meinen älteren Standpunkt durch die Bemerkung retten, dass das Östgötagesetz stets *huar,* nicht *huer* hat, obgleich es sicherlich nach dem Eintreten des *j*-Umlautes niedergeschrieben wurde. Aber wenn ich bedenke, dass man im Guta-Gesetze die Entwickelung *huer* > *huar* Schritt für Schritt verfolgen kann, so muss ich glauben, das eine durch *j*-Umlaut entstandene Form **huerjar* zwischen *huariaʀ* der Röker-Inschrift und die Formen des Östgötagesetzes einzuschieben ist.

Ich bin also jetzt zu der älteren Meinung zurückgekehrt, wonach bewahrtes *j* gleichzeitig mit bewahrtem *i* Umlaut wirkte. Die Frage, ob auch geschwundenes

---

1) Aus dem Gotischen kann fi. *kari* nicht entlehnt sein, wie die vielen schwedisch-finnischen Doppelnamen in Finland (z. B. *Seiskari* = *Seskär*) zeigen.

2) Vgl. die scharfsinnigen Auseinandersetzungen Kock's im Arkiv XIV, S. 247 ff. Was *mukmini (moȝmeni)* = *mógmenni* betrifft, hat sich jedoch ein kleines Versehen in Kock's Darstellung eingeschlichen. *Mógmenni* steht im dativ, und weil die *ia*-Stämme im dativ das *i* des Stammes synkopieren, nicht das *i* (< *ē*) der Endung, ist der Umlaut hier lautgesetzlich vor *synkopiertem i* eingetreten. Die von Kock supponierte Miteinwirkung der Semifortisbetonung (bez. der Konsonantgruppe *nn)* wurde ohne Grund für die Erklärung des Umlautes herbeigezogen.

j in derselben Weise wie geschwundenes *i* behandelt wurde, scheint mir schwieriger zu entscheiden. Ich möchte zunächst ein paar Wortformen besprechen, von deren Deutung die Lösung des Problems abhängig ist.

O. v. Friesen [1]) sieht in dem aschw. Adj. *saker* einen Beweis für die Entwickelung **sakjaʀ* > **sakiʀ* > *sakr* Ich kann dieser Ansicht nicht beistimmen, weil *saker* offenbar durch das Hauptwort *sak* beeinflusst worden ist. Im Aisl., wo dieses Hauptwort wechselnde Vokalisation hatte *(sǫk, sakar),* war dieser Einfluss geringer, und das Eigenschaftswort hiess lautgesetzlich *sekr.* Im Agotl. hiess es *sacr,* obgleich **secr* ohne jeden Zweifel die lautgesetzliche Form war, da im Agotl. jedes synkopierte *i* Umlaut wirkte.

Obgleich ich, im Gegensatz zu v. Friesen, aisl. *sekr* für eine lautgesetzliche Form halte, glaube ich jetzt, in Übereinstimmung mit Kock, Noreen [2]) und v. Friesen, dass synkopiertes *i* dieselbe Wirkung hatte, ob es im Urn. sonantisch oder konsonantisch war. **Sakiʀ* musste auf alle Fälle *sekr* geben, weil das *i* in einer Endsilbe stand und von einem folgenden Laute geschützt war (Vgl. oben S. 14).

Als eine wichtige Instanz gegen die Gleichstellung von altem *i* und *i (< j)* habe ich früher das Wort *elligar* betrachtet [3]). Der Knoten löst sich indessen äussert einfach nach Noreen, Aisl. Gr. dritte Auflage, § 63, Anm. 2. Ich sehe nunmehr kein Hinderniss für die vollkommene Gleichstellung von *i* und *j* im Bezug auf umlautende Wirkung.

Schwierig bleibt noch die Entscheidung, ob bei urnordisch auslautendem *-ja, -jō* Umlaut eintrat oder nicht. *Für* den Umlaut spricht der Umstand, dass der palatale Laut im ältesten Urnord. *geschützt* war (vgl. *dyrr* < **duriʀ,* aber *es* < **esi),* und dass der Umlaut in den *ja-* und *jō-* Stämmen

---

1) Humanistiska Vetenskapssamfundets Skrifter VII, 2, S. 7. Upsala 1901.

2) Aisl. Gr. 3. Aufl. § 66.

3) Vgl. hierüber Kock, Alt- und neuschwedische Accentuierung, § 431. Pipping, Gotländska Studier S. 100.

selten fehlt. *Gegen* den Umlaut spricht wiederum, dass eine Zwischenstufe angenommen werden muss, wo das *i* im absoluten Auslaut stand (vgl. fi. *kari*), und dass der Umlaut thatsächlich in einigen Fällen fehlt (z. B. aschw. *skal*). Entscheidend für die Frage ist das Ausbleiben des Umlautes in *skal* und ähnlichen Wörtern nicht, denn die unumgelauteten Formen lassen sich durch Doppel-Ausgleichung erklären, weil der Umlaut auf keinen Fall gleichzeitig in allen Kasusformen eintrat.

Sehr umstritten worden ist das Eintreten des *i*-Umlautes in den Fällen, wo das *i* unmittelbar auf den umzulautenden Vokal folgte. Nach Brate [1]) zeigt das Prät. *fáða* < **fāiða* < *fāhiðō*, dass in diesem Falle kein Umlaut eintrat. Bugge [2]) meint, dass Formen wie *hœll* und *høð* das Gegenteil beweisen, und hält *fáða* für eine analogische Neubildung.

Ich sehe die Unvereinbarkeit einer lautgesetzlichen Form *fáða* mit *hœll, høð* nicht ein. In *høð* kann der umgelautete Vokal aus den Kasusformen stammen, wo das *i* lautgesetzlich bewahrt wurde. In *hœll* erfolgte der Umlaut regelmässig auch in den synkopierenden Kasusformen, denn die Silbe *hą̄-* ist lang, weil die Nasalität als eine mora mitzählt. Vgl. Noreen, Aisl. Gr., 2. Aufl., § 49. In *fáða* < **fāiða* wurde das *i* einer Mittelsilbe *nach kurzer Silbe synkopiert* (denn nach dem Wegfall des *h* enthielt die Silbe *fā-* nur zwei moræ) und der Umlaut blieb lautgesetzlich aus.

Ich möchte meine Auffassung von dem *i*-Umlaut und der *u*-Brechung in den nordischen Sprachen folgendermassen zusammenfassen:

1) Im Agotl. besass jedes schwachtonige *i* die Fähigkeit, Umlaut zu wirken.

2) In den übrigen nordischen Sprachen sind diejenigen Fälle auszunehmen, wo das *i*, gleichviel ob alt oder

---

1) Bezzenbergers Beitr. XIII, 27. Vgl. auch Paul, P. Br. B. VI, 102, VII, 155; Noreen, Aisl. Gr. 2. Aufl., § 62, Anm. 2.

2) Norges Indskrifter med de ældre Runer, S. 83. Vgl. auch Noreen, Aisl. Gr., 3. Aufl., § 59, Anm. 1.

aus *j* sonantisiert, nach kurzer Stammsilbe synkopiert wurde und urn. entweder in einer Mittelsilbe *(talða < *taliðo)* oder im absoluten Auslaut *(es < *esi)* gestanden hatte.

3) Jedes schwachtonige *u*, gleichviel ob alt oder aus *w* sonantisiert, hat in allen nordischen Sprachen die Tendenz gehabt, das nicht unmittelbar vorhergehende *e* der Stammsilbe die Stufen *ia* > *io* > *iu* durchlaufen zu lassen.

3 a) Wo das *u* bewahrt wurde, ist die Stufe *iu* überall erreicht worden. Z. B. aisl. und agotl. *fiugur*, aschw. *fiughur*.

3 b) Wo dass *u* nach langer Stammsilbe synkopiert wurde, ist die Stufe *io* überall erreicht worden. Z. B. aisl. *iorð, þiokkr*, aschw. *iorþ, þiokker,* agotl. *iorþ, þioki.*

3 c) Wo das *u* einer *Endsilbe* nach kurzer Stammsilbe synkopiert wurde, ist im Aisl. und Aschw. die Stufe *io* erreicht worden, im Agotl. nur die Stufe *ia*. Z. B. aisl. und aschw. *miok, smior, miol,* aber agotl. **miek, smier, miel* (aus **miak* etc.)

3 d) Wo das *u* einer *Mittelsilbe* nach kurzer Stammsilbe synkopiert wurde, ist bloss im Aisl. die Stufe *io* erreicht worden. Das Aschw. und das Agotl. sind auf der Stufe *ia* (woraus später *iœ*, bez. *ie*) stehen geblieben. Z. B. aisl. *fiotrar, mioðm, fiolði,* aschw. *fiœtrar, miœþm, fiœldi,* agotl. *fielkunnugur.*

4) Wo das *u* unmittelbar auf das *e* der Stammsilbe folgte, ist das Agotl. auf der Stufe *iau* stehen geblieben, das Aschw. hat aber die ganze Entwickelungsreihe durchgemacht. Vgl. Rök: *ÞiaurikR,* fi. Lehnwort *joulu,* aschw. *biūþa.* Wie urg. *eu* im Aisl. zu *ió, iú* wurde, darüber möchte ich vorläufig keine Meinung aussprechen.

5) Je weiter man nach Westen kommt, desto weniger weit ist der *i*-Umlaut fortgeschritten, je weiter nach Osten, desto weniger weit die labiale Brechung. Behindernd für beide Prozesse ist es, wenn der modifizierende Vokal nach kurzer Stammsilbe synkopiert wurde, und zwar ganz besonders, wenn der betreffende Vokal in einer Mittelsilbe stand. Ich

schliesse hieraus, dass Vokale in dieser Stellung die Stufe der Unbetontheit am raschesten durchliefen.

Über die Einwirkung eines bewahrten *w*[1]) und über die sogenannte ostnordische Brechung möchte ich mich vorläufig nicht äussern.

Zur phonetischen Erklärung der Entwickelung *e* > *ia* > *io* > *iu* mag noch erwähnt werden, dass in der Vokalreihe *e* > *a* > *o* > *u* die Resonanz der Mundhöhle kontinuierlich sinkt[2]). Die Zigzagbewegung der Mundresonanz, welche die landläufige Brechungstheorie voraussetzt, wird in meiner Darstellung vermieden.

Über den Wandel der Wortbedeutung.

Das wechselnde Leben der Wortbedeutung war schon in der Rhetorik der alten Römer ein häufiger Gegenstand der Beobachtung und des Nachdenkens, aber damals und noch lange bis auf unsere Zeiten sah man darin nur ein willkürliches Spiel der Phantasie. Die treibenden Kräfte der Bedeutungsentwicklung erkannte man erst im vergangenen 19. Jahrhundert. Wie auf vielen andern Gebieten der Wissenschaft blieb es dieser „entwicklungsgeschichtlichen“ Periode vorbehalten, in die wahren Gründe der begrifflichen Verschiebungen einzudringen, und zwar diese Ursachen im eigenen Wesen der Sprache zu suchen. Damit soll gewiss nicht gesagt sein, das jedes einzelne Problem der Bedeutungsgeschichte durch diese Erkenntnis zu lösen wäre. Ebenso wenig wie in der Lautgeschichte können die Bedingungen der Bedeutungsdifferenzirung überall mit zureichender Wahrscheinlichkeit nachgewiesen werden. Aber wenn es vorläufig und in manchen Fällen vielleicht für immer unmöglich ist, die Gründe einer bestimmten Bedeutungsveränderung herauszufinden,

---

1) Vgl. Söderberg, Öfversigt af Filologiska sällskapets i Lund förhandlingar 1881—1888, S. 55.

2) Vgl. Pipping, Zur Phonetik der finnischen Sprache, Helsingfors 1899, und Noreen, Arkiv för nordisk filologi XVII, S. 207—208.

so ist dies doch wesentlich etwas ganz Anderes als die alte Annahme, dass die Verschiebungen des Wortinhalts schliesslich auf eine unberechenbare subjektive Willkür zurückgingen. Die neuere Sprachwissenschaft geht vielmehr von einer prinzipiell entgegengesetzten Annahme aus: ganz wie der Lautwandel ist der Wandel der Wortbedeutung überall einer strengen Gesetzmässigkeit unterworfen, deren Erkenntnis nur in vielen Fällen durch die Konkurrenz mannigfacher Ursachen verschiedenen Ursprungs erschwert wird.

Bei den einzelnen Erscheinungen der Bedeutungsentwicklung sind, nach anerkannten methodologischen Grundsätzen, immer zunächst die in Betracht kommenden allgemeingültigen Bedingungen, erst in zweiter Linie die singulären, individuellen zu erforschen. Als der nächste Gesichtspunkt bei der Erklärung des Bedeutungswandels stellt sich ein kulturhistorischer dar. „Die Bedeutungsgeschichte ist ein Stück Geistesgeschichte. Es spiegelt sich in ihr in erster Linie die Geschichte der menschlichen Vorstellungen, wie sie durch die Gegenstände der Umgebung und durch mannigfache Veränderungen, die diese mit und ohne Zuthun des Menschen erfahren haben, bedingt sind.“ (Wundt, Völkerpsychologie I,2 S. 438.) Für die historische Betrachtung des Bedeutungswandels gelten die Erscheinungen als erklärt, wenn die geschichtlichen Bedingungen ihrer Entstehung erkannt sind. In einer Menge von Fällen ist der kulturhistorische Gesichtspunkt in der Tat notwendig, um die Erscheinungen ins rechte Licht zu setzen. „Unsere Sprache ist auch unsere Geschichte!“, diese geflügelten Worte des Altmeisters unserer historischen Sprachforschung, Jacob Grimms, lassen sich gerade auf diesem Gebiete der sprachlichen Entwicklung schön bestätigen. Den verschiedensten Gebieten der Kultur und des geistigen Lebens können Beispiele dafür in Fülle entnommen werden, wie die Wörter in ihren ursprünglichen Bedeutungen die geschichtlichen Kulturverhältnisse eines Volkes wiederspiegeln.

Der historische Gesichtspunkt bei der Erklärung der bedeutungsgeschichtlichen Vorgänge ist jedoch nur éine Betrachtungsweise. Die ausschliessliche Anwendung einer solchen verbietet sich schon dadurch, dass eine grosse Zahl von Bedeutungsent-

wicklungen überhaupt keine bestimmten geschichtlichen Bedingungen haben, indem sie in den verschiedensten Sprachen, bei Völkern ohne jede Spur eines historischen Zusammenhangs in übereinstimmender Weise hervortreten können. In völlig unverwandten Sprachen werden so z. B. — nach einer schon längst gemachten Beobachtung — Wörter für psychische Zustände und Vorgänge oft gleichzeitig oder in früheren Perioden der Sprachentwicklung auch zur Bezeichnung äusserer Gegenstände und Tätigkeiten angewendet. Bei solchen häufigen Übertragungen von Ausdrücken mit sinnlicher Grundbedeutung auf das Seelenleben, auf die innere Empfindung, überhaupt bei Erscheinungen, die wegen ihrer Allgemeingültigkeit von besonderem Interesse sind, muss jedes historische Erklärungsprinzip im Stiche lassen. Aus dieser Betrachtungsweise erhellen überhaupt nur die äusseren Bedingungen einer Erscheinung, während die dabei wirkenden psychischen Vorgänge — die Mittelglieder zwischen den geschichtlichen Gründen und ihren Wirkungen — dunkel bleiben. Das deutsche Wort *Vieh* — um aus der Menge ein einzelnes Beispiel herauszuwählen — erscheint in seinem heutigen Sinne schon im Altgermanischen. Daneben begegnet aber in den altgermanischen Dialekten, wie auch aussergermanisch, dasselbe Wort in den Bedeutungen „Habe, Besitz, Geld“; vgl. lat. *pecunia* „Vermögen, Geld“: *pecu* „Vieh, Herde“, *pecus* „Kleinvieh, Schaf“, sowie noch neuengl. *fee* „Honorar, Trinkgeld“ (: altengl. *feoh* „Vieh“ u. „Geld“), neuschw. *inlags-fä* „depositum“ neben *fä* „Vieh“. Der Bedeutungswandel „Vieh“ — „Geld“ — hat seine *äussere* Bedingung in der auch sonst bekannten Tatsache, dass das (Herden)vieh bei den alten Germanen im Tauschhandel die Rolle des Geldes spielte, aber für das volle Verständnis dieser Verschiebung tritt noch eine *innere* Bedingung hinzu: warum und wie, auf Grund welches psychischen Vorgangs diese Übertragung geschieht, darüber gibt uns ein bloss historischer Gesichtspunkt keine Belehrung. Die Erkenntnis der inneren Natur einer Bedeutungsentwicklung gewinnt man nur durch Anwendung eines allgemeineren Prinzipes, mit Beziehung auf „die geistigen Vorgänge, die stets als die nächsten Ursachen bestimmter Begriffsentwicklungen und der aus ihnen hervorgehenden

Bedeutungsänderungen angesehen werden müssen“ (Wundt, a. a. O. S. 442). Für die Erklärung dieser „individuellen“ Bedingungen des Bedeutungswandels muss ein logischer und psychologischer Gesichtspunkt zu Grunde gelegt werden.

Zu dieser Einsicht ist die Lehre von dem Bedeutungswandel nur sehr langsam und erst in unseren Zeiten gelangt. Sie bildet in der Tat den jüngsten Zweig unserer Sprachwissenschaft. Ihre Begründung und Bezeichnung mit dem Namen Semasiologie ist das Verdienst von Ch. K. Reisig, der in seinen an der Universität Halle gehaltenen „Vorlesungen über lat. Sprachwissenschaft“ (veröffentlicht 1839) für das Lateinische damit den Anfang machte. Die semasiologische Forschung der folgenden Jahrzehnte bewegt sich ausschliesslich auf klassischem Sprachboden. Wenn man von dem bekannten Aufsatze Jakob Grimms über die fünf Sinne (Kleinere Schriften VII S. 193) — dem ersten Beitrage zur germanischen Bedeutungslehre — und von dem Versuche F. Bechtels in seiner Arbeit „Über die Bezeichnungen der sinnlichen Wahrnehmungen in den indogerm. Sprachen“ (Weimar 1879) diese Grimm'schen Ausführungen in umfassender Weise, durch Heranziehung des Materials aus den wichtigsten indogerm. Sprachen zur Darstellung zu bringen, absehen will, war es erst in den achtziger Jahren als man den semasiologischen Erscheinungen der neueren Sprachen ein tieferes Studium zu widmen anfing. Bis dahin hatte man sich fast ausschliesslich mit der Wortform beschäftigt. Bloss gelegentlich pflegte man auf den Inhalt einzugehen, und wo dies der Fall war, geschah es nicht um seiner selbst willen, nicht aus dem Gesichtspunkte, eine Geschichte des Inhalts zu geben. Und in der Tat ist dieser Entwicklungsgang unserer modernen Sprachforschung auch der natürliche, denn so lange nicht die wichtigsten lautlichen Streitfragen zu einem befriedigenden Abschlusse gebracht waren, konnten nicht die Fragen um den Inhalt mit sicherem Erfolge betrachtet werden. Die ersten hierhergehörigen Arbeiten gelten dem Bedeutungswandel des Französischen, und auf diesem Gebiete sind Männer wie Darmesteter (La vie des mots étudiée dans leurs significations) und Bréal (Essai de sémantique) von grundlegender Bedeutung.

Bahnbrechend auch für diesen Zweig der Forschung, wie für die geschichtliche Auffassung der Sprache überhaupt, sind Hermann Pauls 1880 erschienene „Prinzipien der Sprachgeschichte“ (seit 1898 in einer 3. Aufl.), wo er, vorwiegend von deutschen Beispielen ausgehend, im Anschluss an die psychologische Sprachbetrachtung Steinthals, eingehend auch den Wandel der Wortbedeutung erörtert. Und von ebenso eminenter Bedeutung für die Diskussion der Prinzipienfragen des Bedeutungswandels ist das diesem Gegenstande gewidmete (oben herangezogene) Kapitel in Wundts gross angelegtem Werke „Völkerpsychologie“ 1, 2 (Die Sprache).

Seinem allgemeinen Plan gemäss will das Paul'sche Buch (wie dasjenige von Wundt) die allgemeinen Grundsätze der Bedeutungslehre darstellen, unter Beigabe nur einiger weniger Beispiele. Trotz der Fülle an Wörterbüchern fehlte es besonders der deutschen Philologie bis auf die letzten Jahre an einer konkreten Systematik der Grundzüge des Bedeutungswandels, mit erschöpfender Aufzählung der jeder einzelnen Kategorie zugehörigen Fälle. Diese Lücke in der sprachwissenschaftlichen Literatur ist jetzt gefüllt durch die dankenswerte Arbeit Alb. Waags: „Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes“ (Lahr i. B. 1901). Sie bildet den ersten Versuch den Bedeutungswandel eines begrenzten Zeitraumes — der historischen Perioden des Hochdeutschen — auf Grund eines möglichst (nicht absolut) vollständigen Wortmaterials darzustellen. Und in dieser zeitlichen Umgrenzung der Erscheinungen liegt auch die Stärke der Arbeit. Die Beweiskraft der dargebotenen Tatsachen erhöht sich gerade durch den Umstand, dass der unsichere Boden konstruirter Sprachperioden und vorliterarische Hypothesen gemieden werden.

Die Waag'sche Arbeit zerfällt (nach einer Einleitung, die besonders wegen der da gegebenen bibliografischen Notizen sehr willkommen ist) in acht Kapitel: I. Verengung des Bedeutungsumfangs, II. Erweiterung des Bedeutungsumfangs, III. Metafer, IV. Metonymie, V. Andere Arten des Bedeutungswandels, VI. Aufeinanderfolge verschiedener Arten des Bedeutungswandels, VII. Bedeutungswandel von Wortgruppen und VIII. Anpassung

an die Kulturverhältnisse. Die Anregung zu seinen semasiologischen Studien verdankt der Verf. vor allem dem deutschen Wörterbuche Hermann Pauls (v. J. 1897), wo der Bedeutungsentwicklung eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Selbstverständlich sind auch andere lexikalische Hilfsmittel, wie die bekannten Werke von Kluge und Heyne, zu Rate gezogen, aber die Hauptgrundlage des Buches bildet doch das Paul'sche Werk, dessen Wortschatz Waag nach den in Pauls „Prinzipien" aufgestellten Kategorien näher bearbeitet. Dank diesem ausgezeichneten Quellenmaterial sind es nur sichere, von ernster Kritik garantirte Einzeltatsachen, die in der Waag'schen Arbeit zu festen Normen aufgebaut sind. Die Zahl der Kategorieen ist eigentlich nicht grösser als die schon früher bekannte, aber mehrere Unterabteilungen von feineren Abstufungen der Wortbedeutung sind zugekommen, weshalb auch der deutsche Sprachforscher von Fach hier viele neue und glücklich durchgeführte Einzelbeobachtungen finden kann. Wenn das Buch als selbstständige wissenschaftliche Leistung jedenfalls nicht besonders hoch gestellt werden kann, ist sein praktischer Wert sowol für die Fortentwicklung der semasiologischen Forschung (vgl. die anerkennenden Besprechungen von Kluge, Deutsche Litteraturzeitung, 1901, Sp. 665 und R. M. Meyer, Zeitschrift für deutsche Philologie Bd. 34, S. 88) als besonders für den Schulunterricht in der deutschen Sprache um so grösser, und das Hervorheben dieser pädagogischen Bedeutung des Buches ist der eigentliche Zweck meiner obigen Bemerkungen gewesen.

Nach dem Vorbild des Paul'schen Wörterbuches wendet sich Waags Arbeit überhaupt an alle Gebildeten, die ein lebhaftes sprachliches Interesse haben, einen Reiz empfinden über die Geheimnisse ihrer Muttersprache nachzudenken, insbesondere aber an die Lehrer der deutschen Sprache. Auf Grund der Erfahrungen eigener Lehrtätigkeit ist er von der Wichtigkeit der Bedeutungslehre gerade für die Schule zur festen Überzeugung gelangt. Dass die Bedeutungslehre unter allen Teilen der Sprachwissenschaft für den Schulunterricht am unmittelbarsten fruchtbar gemacht werden kann, diese Erkenntnis scheint in der Heimat des Verfassers mehr und mehr Verbreitung gewonnen zu haben. Dies erhellt zur Genüge

aus den manchen schwerwiegenden Stimmen deutscher Schulmänner, aut die er sich hierfür berufen kann.

Wenn die äusseren Bedingungen des hiesigen deutschen Sprachunterrichts mit denen in Deutschland auch keinen Vergleich gestatten, scheint es mir doch, als ob der berührte Gesichtspunkt auch bei uns eine ernste Erwägung verdiente.

T. E. Karsten.

Besprechungen.

Ad. Zünd-Burguet,* Méthode pratique, physiologique et comparée de Prononciation Française.** *Paris, Gymnase de la Voix — Genève, H. Kündig — Marburg, N. G. Elwert, 1902, in-8⁰, XIV + 77 pages,* ***avec un livret d'illustrations de dix-huit planches, précédées de sept pages de légendes. (Prix non indiqué).

M. Zünd-Burguet, directeur du Gymnase de la Voix à Paris, et „ex-attaché au Laboratoire de Phonétique expérimentale, Collège de France," n'est pas satisfait de la manière dont les partisans de la „méthode intuitive, naturelle ou directe" enseignent la prononciation du français. „On a imaginé, dit-il (p. V) des graphies plus ou moins singulières que les inventeurs se plaisent à appeler *phonétiques*, et, au lieu d'apprendre aux élèves des *sons*, on leur a enseigné des *signes* dont ils n'ont que faire dans la pratique". Voilà un reproche fort grave, qui semble bien être lancé particulièrement à l'adresse de M. Paul Passy et des „maîtres-phonétistes"! Ce reproche est-il fondé? Je ne le crois pas. Pourquoi, en effet, se sert-on d'une écriture phonétique, sinon précisément pour faciliter l'enseignement de la *bonne* prononciation? S'il y a vraiment des professeurs qui se servent de cette écriture sans se soucier de la prononciation des élèves, ce sont, certes, de bien singuliers spécimens du genre *homo sapiens*, dont je serais curieux de faire la connaissance. Je crois donc que M. Zünd-Burguet a mal formulé son reproche. Il aurait peut-être eu raison de dire qu'on trouve des professeurs qui, *bien que se servant de l'écriture phonétique*, ne réussissent pas à enseigner à leurs élèves une bonne prononciation. C'est que vouloir n'est pas toujours pouvoir. Souvent peut-être aussi, en face de quelque prononciation très vicieuse, le professeur juge-t-il inutile de tourmenter l'élève par des exercices phonétiques continuels, trouvant avec raison qu'une prononciation impeccable n'est pourtant pas ce qu'il y a de plus important dans la connaissance d'une langue étrangère. Dans tous les cas, il est injuste de dire que les professeurs qui se servent d'une écriture phonétique enseignent des signes *au lieu* d'enseigner des sons. Ces professeurs emploient cer-

tainement leurs „signes“ dans le même but que M. Zünd-Burguet emploie *son* écriture phonétique: comme un aide-mémoire excellent. Seulement, beaucoup d'entre eux s'en servent exclusivement pendant le commencement de l'enseignement, et c'est ce que M. Zünd-Burguet ne paraît pas approuver, probablement parce qu'il n'a pas enseigné lui-même d'après cette méthode. Pour ce qui concerne l'assertion de M. Zünd-Burguet que la „réforme produisit de si mauvais résultats que le ministre de l'instruction publique, en Prusse, en interdit l'application dans les écoles de cet État“ (p. V), je renvoie les lecteurs de ce compte-rendu à la rectification donnée dans les *Neueren Sprachen*, tome X (1902), pp. 386-7.

Abstraction faite de la critique déplacée sur l'emploi de l'écriture phonétique dans l'enseignement élémentaire des langues étrangères, l'ouvrage de M. Zünd-Burguet me semble très méritoire. L'auteur donne des descriptions minutieuses de la position des organes de la parole pour l'articulation des phonèmes français et établit des comparaisons utiles avec d'autres langues, notamment l'allemand et l'anglais. Le fait que M. Zünd-Burguet base ses descriptions sur des analyses expérimentales personnelles leur donne une grande valeur scientifique, mais j'ai été tout de même assez étonné en lisant ces lignes: „Exposer, aussi simplement que possible, nos moyens pratiques et leur application à l'enseignement de la prononciation du français, tel a été notre but en écrivant ce petit livre. Jamais, croyons-nous, pareil essai n'a été fait jusqu'ici“ (p. VII). J'avoue que, sur nombre de points, M. Zünd-Burguet est beaucoup plus précis que ses devanciers, mais je ne vois pas au fond, que M. Paul Passy, dans ses *Sons du français*, ait visé un autre but que notre auteur. Dans une foule de cas, M. Paul Passy donne des analyses fort satisfaisantes des phonèmes français, sans s'être servi de tous les instruments de M. Zünd Burguet. Non que je désapprouve l'emploi de ces appareils; au contraire· Je trouve seulement qu'il n'y a pas, entre la méthode de M. Zünd-Burguet et celle de M. Passy, l'abîme que semble y voir celui-là. Ce qui est vraiment nouveau dans l'ouvrage de M. Zünd-Burguet, ce sont les intéressantes reproductions photographiques d'une jeune Parisienne, prononçant différents phonèmes où l'articulation des lèvres joue un rôle important [1]. Cela, c'est un progrès évident.

J'ai déjà dit plus haut que, sur beaucoup de points, M. Zünd-Burguet est bien plus précis que ses devanciers. Je voudrais particulièrement attirer l'attention sur la distinction délicate que fait l'auteur entre l'*r* grasseyé et l'*r* gutturale (pp. 23—24). Il m'a aussi paru très instructif de lire comment et pourquoi les consonnes sonores en français se prononcent avec une très faible tension musculaire (pp. 15, 17, 19, 28, 31, 33, 51, 55, 59, 62). Enfin, on apprend que l'articulation des explosives sour-

---

[1] Il y a des figures analogues dans le nouvel ouvrage de l'abbé Rousselot et F. Laclotte, *Précis de Prononciation Française* (Paris, Welter, 1903).

des en français est toujours accompagnée de la fermeture de la glotte (pp. 49, 53, 56). Je pourrais encore citer d'autres détails plus ou moins importants, mais je préfère renvoyer à l'ouvrage lui-même.

Les descriptions phonétiques de M. Zünd-Burguet étant basées sur des recherches faites à l'aide d'appareils enregistreurs, ses résultats devraient être considérés comme des vérités plus ou moins absolues. Néanmoins, on ne peut pas toujours être tout à fait convaincu de l'exactitude des assertions de l'auteur. Ainsi, je ne puis comprendre que le premier élément des diphtongues *oi* et *oin* soit un *o* fermé (v. pp. 65 et 67). Selon moi, c'est un phonème assez rapproché de l'*ou* français, quelque chose comme l'*o* suédois de *bo*. Mais comment M. Zünd-Burguet a-t-il pu se tromper? Voilà une énigme que je dois laisser à d'autres de résoudre.

Outre les fautes d'impression relevées à la fin du volume, j'ai encore observé les suivantes: P. 46: *vaz-y* rangé parmi les mots où il s'agit de la semiconsonne y; *les-yœ* pour *lez-yœ*. — P. 68: *l*⁰ *õ* pour *l*⁰ *ẽ*. — P. 69: *reveí* pour *revei*. — Ne faut-il pas enfin, p. 11, lire que l'*o* de *joli* se produit comme l'*o* moyen, sauf que la langue fait un petit mouvement *en avant*, et non pas „*en arrière*"?

A. Wallensköld.

P. S. Je désirerais ajouter quelques mots au compte-rendu de M. W. Je laisse de côté la question de principe. Je me bornerai à faire remarquer que M. Zünd-Burguet me semble mettre plus d'ardeur, dans sa campagne contre la phonétique d'observation, que son maître. Il me paraît assez douteux que M. l'abbé Rousselot eût écrit la préface de ce petit manuel. Mais il y a là un phénomène fréquent: l'exagération chez les disciples des théories de leurs maîtres, — à moins qu'il ne s'agisse d'une simple rivalité de boutique.

Mais je voudrais relever deux points, signalés précisément dans le compte-rendu:

1:o sur la prononciation de la diphthongue *oi*. Il y a des personnes qui prononcent effectivement un o; j'en ai entendu; mais c'est une prononciation sûrement fautive. Si l'auteur ne s'est pas laissé induire en erreur par l'observation d'un sujet présentant cette particularité, c'est qu'il aura mal observé. Le Précis de Rousselot-Laclotte donne en effet (p. 40) une photographie du son w, qui montre bien une articulation différente, comme l'avaient indiqué tous les théoriciens de la phonétique française.

2:o sur la question des explosives avec fermeture de la glotte. L'auteur se bornant, vu le peu d'étendue de son manuel, à énoncer ses résultats sans en donner de démonstration, on ne sait sur quelles expériences il se base pour affirmer le fait. Quelques mots d'explication eussent été pourtant les bienvenus. L'auteur, il est vrai, n'est pas seul de cet avis (v. p. ex. la *Fonetik* de Jespersen); mais la question est loin

d'être tranchée. En l'état actuel des choses, il faut reconnaître que la théorie des articulations laryngiennes est encore très imparfaite; et je me souviens qu'en 1901 M. l'abbé Rousselot me parlait de recherches entreprises dans son laboratoire, et qui tendraient à prouver que le støde-ton danois, contrairement à l'opinion régnante, se produit sans fermeture complète de la glotte. D'autre part, d'après les tracés obtenus par M. Rousselot (Principes de phonétique expérimentale, p. 491 suiv.), des explosives sourdes géorgiennes qui paraissent bien analogues à celles où Sievers (Phonetik [5] p. 141) voit des sons avec fermeture de la glotte sembleraient être plutôt des sons *inspiratoires* [1]). — En tous cas, voici ce qu'on peut objecter à M. Zünd-Burguet:

a) les recherches de Rosapelly, devant lesquelles s'incline Jespersen, montrent qu'il n'y a pas fermeture de la glotte;

b) l'expérience indiquée par Sievers Phonetik [5] p. 142 confirme ce résultat;

c) j'ajoute que le Précis de Rousselot ne contient rien qui ressemble à l'affirmation de M. Zünd-Burguet, chose d'autant plus remarquable que les deux auteurs travaillent d'après la même méthode.

Jusqu'à ce que l'auteur ait apporté des preuves à l'appui de sa thèse, je crois qu'on est en droit de la rejeter, s'appuyant sur les recherches antérieures. *J. Poirot.*

Wilhelm Tell von ***Friedrich v. Schiller.*** *In neuer Rechtschreibung. — Opiskelevaa nuorisoa varten. Sisältää historiallisen johdatuksen, sanaselitykset ja asiaintiedot. Viides painos. Helsingissä 1902. G. W. Edlundin kustannuksella. VIII + 25 + 124 S. Preis: 1 FM. 50 P.*

Das Titelblatt des vorliegenden Büchleins beginnt in deutscher Sprache um dann plötzlich ins Finnische überzuspringen. Und ein ähnliches Zwitterding wie das Titelblatt ist auch das ganze Buch. Denn nachdem wir die kurze historische Einleitung und die Wort- und Sacherklärungen durchgeblättert haben, folgt auf ganz anderem Papier gedruckt der mit Schillers Bild versehene Text, auf dessen Umschlagsseite wir lesen können, dass er im Hendelschen Verlag in Halle a. d. S. gedruckt ist. Es hat also der finnische Verleger eine Menge Exemplare von dem in Halle erschienenen Wilhelm Tell aufgekauft, an diese die etwa dreissig Seiten in Anspruch nehmenden Erklärungen angeklebt, das Ganze mit einem Umschlag versehen und so fix und fertig zu Nutz und Frommen der ‚studierenden Jugend' in den Buchhandel hinausgesandt.

Als die eben erschienene neue Auflage des Buches vom Verleger mir zugesandt wurde, kam sie gleich so merkwürdig bekannt vor. Und

---

[1]) J'ai assisté moi-même en 1898 à des expériences relatives à ces sons; l'inspiration se manifestait entre autres caractères par l'extinction des flammes dans les recherches avec les flammes vibrantes de Kœnig.

da ergab es sich auch bei näherem Ansehen, dass es dasselbe Lehrbuch war, durch welches der Rezensent seinerzeit — als er noch unter ‚die studierende Jugend‘ gezählt wurde — die erste Bekanntschaft mit Schillers schönem Drama gemacht hatte. Und fünf Auflagen hatte der alte Bekannte also schon erlebt! Im Laufe der Zeit war denn auch das Gewand moderner geworden, denn wenn ich mich nicht ganz irre, lauteten die Worte auf der Umschlagsseite meiner alten Auflage folgendermassen: *Opiskelevaa nuorisoa varten ulosannettu ynnä historiallisen johdatuksen sekä sananselitysten ja asiantietojen kanssa.* — In der frohen Zuversicht, dass die Modernisirung sich nicht allein auf das Titelblatt beschränkt habe, begann ich die Wort- und Sacherklärungen durchzusehen. Mit welchem Resultat, davon mögen einige kurze Auszüge dem Leser als Proben dienen. — S. 6 erfahren wir, dass ‚Fährmann‘ auf finnisch eigtl. *lossimies* (!) bedeutet, hier aber: soutaja, *kalastaja.* Der Fischer Ruodi ist zugleich auch Fährmann, deshalb hat aber nicht das Wort ‚Fährmann‘ die Bedeutung ‚kalastaja‘. — S. 7 ist der Ausdruck ‚was giebt's so eilig‘ in einem wahrlich eleganten Finnisch wiedergegeben: *mikä kiiru nyt niin on?* — S. 8 übersetzt der Kommentator den Ausdruck ‚einem das Bad segnen‘ *jonkun kylpeissä tehdä viimmeinen hyvästijättö.* Wie gut eine solche Übersetzung sich ausnimmt, davon mache der Leser eine Probe an der betreffenden Stelle des deutschen Textes. Baumgarten erzählt hier, dass er den Vogt erschlagen, weil dieser seinem Weibe ‚anbefohlen, ihm ein Bad zu rüsten‘ und ‚drauf hab' er Ungebührliches von ihr verlangt‘, und die hier in Betracht kommenden Worte lauten: „Da lief ich frisch hinzu, so wie ich war, und mit der Axt hab' ich ihm 's Bad gesegnet.“ — S. 10 wird die ursprüngliche Bedeutung von ‚es brandet‘ als *polttaa* angegeben. Die urspr. Bedeutung des Wortes ist bekanntlich *liekehtiä.* — S. 27 finden wir den Ausdruck ‚zur Schau tragen‘ übersetzt mit *ylpeillä jotakin.* — S. 28 Trieb = aisto, vietytys, halu, rakkaus. Worte, wie *aisto, vietytys* figurieren, so viel ich weiss, heutzutage nur in veralteten Wörterbüchern. — S. 40 bestehen = seisoa päälle, väittää, vaatia. Ich wäre neugierig zu wissen, wer sich geneigt fühlen würde von den drei Synonymen das erste zu wählen. In der finnischen Sprache ist *seisoa päälle* etwas ganz Unmögliches. — S. 64 erklärt der Kommentator ‚Sündflut‘ als urspr. *syntitulva* bedeutend. Wenn man den Schülern nicht die Geschichte des Wortes mitteilen will, so soll man wenigstens keine falsche Etymologie geben. — S. 65 ‚Geben auf etwas‘ soll eigtl. dasselbe sein wie ‚sich geben‘ (antaa *itseänsä* (!), myöntyä, malttua). Stimmt nicht; denn ‚auf etwas geben‘ ist eigtl. ‚Wert auf etwas legen‘. An der Textstelle, auf welche die Erklärung sich bezieht, fehlt dem Verbum das Objekt (etwa *viel*), was sehr selten vorkommt. — S. 80 Die Stirne falten = *rypyittää* otsansa.

Dergleichen Beispiele von den Wort- und Sacherklärungen liessen sich noch ins Unendliche häufen, aber ich denke, der Leser hat deren schon genug um die Überzeugung zu gewinnen, dass das Wortverzeichnis

nicht von einem Berufenen verfasst ist und dass das Finnisch des Erklärers den heutigen Ansprüchen nicht genügt. Aber ein flüchtiger Blick in das Verzeichnis zeigt, dass es auch in pädagogischer Hinsicht verfehlt ist Welchen Zweck hat es z. B. in einem ähnlichen Verzeichnis zur Illustrirung der deutschen Worte etymologisch verwandte niederdeutsche Formen anzuführen (vgl. z. B. S. 6 lugen [Lug l. Leug Ala-saksassa vartijatorni]). Es ist ja ganz richtig verwandte Worte im Zusammenhang anzuführen, insofern sie als Assoziationshülfe betrachtet werden können und die Gedächtnisarbeit des Schülers erleichtern, aber man soll nicht das Gedächtnis des Schülers mit ganz unnützem Ballast belasten. — Welchen Prinzipien der Erklärer in der Wahl der aufzunehmenden Worte gefolgt ist, ist schwer zu ersehen. Solche Worte, wie etwa *warm, Höhe, Brücke, Unrecht* müssen in dem Stadium, wo der Tell gelesen wird, den Schülern schon bekannt sein und sind im Verzeichnisse also entbehrlich.

Als Lektüre in den höheren Klassen ist der Tell fast überall bei uns eingeführt und zwar mit Recht. Durch die schöne Sprache, den historisch interessanten und leichtfasslichen Inhalt und den erhabenen Geist der Freiheit, der in dem Gedichte weht, eignet sich Schillers Wilhelm Tell ganz vortrefflich als klassische Lektüre in dem deutschen Unterricht. Ein für finnische Schulen ausgearbeiteter mit Kommentaren und Wortverzeichnis versehener Text ist sehr erwünscht, besonders für die klassischen Lyzeen, wo nicht alle Schüler deutsche Wörterbücher besitzen. Aber man hat auch das Recht zu verlangen, dass ein solches Lehrbuch in pädagogischer und philologischer Hinsicht den modernen Ansprüchen genügt und dass unsere schöne finnische Sprache da nicht in einem veralteten Bettlergewande erscheint. Es ist wol erklärlich, dass der Kommentator, der die erste Auflage ausarbeitete, nicht ein solches Finnisch schrieb, das uns noch jetzt befriedigen würde und aus Mangel an kundigen deutschen Sprachlehrern kann man vielleicht auch erklären, dass einer die Aufgabe übernahm, der derselben nicht gewachsen war. Dass aber der Verleger ein veraltetes Lehrbuch in mehreren Auflagen unverändert in den Handel sendet, — das ist nicht ebenso leicht verzeihlich.

Wie konservativ der Verleger sich diesem Buche gegenüber verhalten hat, ersieht man erst recht deutlich daraus, dass die Seitenzahlen, auf welche die Worterklärungen sich beziehen, aus der alten Auflage unverändert übernommen sind, obgleich sie sich mit den Seitenzahlen des neuen Textes nicht mehr decken. Hieraus folgt natürlich, dass der Schüler die betreffenden Worterklärungen nicht finden wird. Der Schade ist allerdings nicht gross!

Hugo Palander.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins für das akademische Jahr 1902—1903.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 27. September 1902, bei welcher Sitzung ausser dem Vorstande 19 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung des Frühjahrssemesters wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Der Schriftführer verlas den Jahresbericht für das akademische Jahr 1901—1902.

§ 3.

Man schritt zu der im Statut vorgeschriebenen Wahl des Vorstandes und der Revisoren. Dabei wurden gewählt als: erster Vorsitzender Dr. *A. Wallensköld,* zweiter Vorsitzender Dr. *H. Palander,* Schriftführer Mag. phil. *M. Wasenius.* Zu Revisoren wurden gewählt: Fräulein *A. Lindfors* und Lektor *J. Poirot.*

§ 4.

Da Prof. *Söderhjelm* erklärt hatte eine Wiederwahl zum Vorsitzenden nicht annehmen zu können, beschloss der Verein mit Acklamation ihn zu seinem Ehrenpräsidenten zu wählen. In einer Rede an Prof. S. dankte ihm Dr. Wallensköld im Namen des Vereins für die ausgezeichnete Weise, in welcher er zwölf Jahre lang als Vorsitzender für den Verein gewirkt.

§ 5.

Prof. *Söderhjelm* hielt einen Vortrag über das Thema: Die Legende vom Ringe der toten Frau.

§ 6.

Als Mitglied des Vereins wurde vorgeschlagen und gewählt: Fräulein Irma Rosen.

In fidem:
Matias Wasenius.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 18. Oktober 1902, bei welcher Sitzung ausser dem Vorstande 20 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Prof. *Söderhjelm* besprach eingehend eine von E. Lidforss gemachte schwedische Übersetzung von Dantes Divina Commedia, von welcher Übersetzung das erste Heft neulich erschienen ist.

§ 3.

Lektor *J. Poirot* teilte das Resultat eigener Beobachtungen über rhythmische Eigenschaften des frz. Verses mit. Der Vortragende hatte nicht die Absicht, eine geschlossene und allgemeine Theorie des Alexandriners darzustellen, sondern wollte nur auf einige Punkte aufmerksam machen. Der erste gilt die Tatsache, dass der Vortrag des Verses unwillkürlich einige Verschiebungen der natürlichen Betonungsverhältnisse, hauptsächlich eine Dissimilation des dynamischen und des melodischen Akzentes mit sich bringt. Eine nähere Untersuchung scheint an die Hand zu geben, dass diese Dissimilationsprozesse an gewisse Stellen gebunden sind, nämlich an die Silben gerader Zahl: diese Beobachtung würde ihrerseits für die Richtigkeit der 6hebungstheorie sprechen. — Dann handelte Lektor P. von komplizierteren Erscheinungen, näml. von der melodischen und rhythmischen Gruppierung der Elemente des Verses. Es erweist sich dabei, dass man die Verse in gewisse Kategorien einteilen kann, je nach der rhythmischen Gruppierung (Zahl der Gruppen, Art der Bindung, *legato*- und *staccato*-Rhythmus u. s. w.) oder nach dem melodischen Schema (der Vortragende gab nur Proben der verschiedenen Tonlagen verschiedener Dichter).

Eine Diskussion folgte, an welcher sich Dr. Pipping, Dr. Wallensköld u. Lektor P. beteiligten. — Dr. Pipping bestätigte, hauptsächlich von der rein phonetischen Seite, die Ausführungen des Vortragenden über Akzentdissimilation. Dr. Wallensköld meinte, die Mitteilungen des Vortragenden seien interessant und in gewissen Punkten einleuchtend; es handle sich aber dabei nicht um die rhythmische Beschaffenheit des Verses an sich, sondern nur um den durch den Vortrag hervorgebrachten Rhythmus. — Lektor P. hielt an der Ansicht fest, dass dieser Rhythmus doch dem Verse gewissermassen innewohnen muss; übrigens zielten seine Ausführungen vorläufig nur darauf hin, die Tatsachen bei dem Vortrag des Verses zu untersuchen: es sei die unentbehrliche Grundlage für jede weitere Theorie von der rhythmischen Beschaffenheit und von der Geschichte des frz. Alexandriners.

§ 4.

Der Vorsitzende meldete, der Verein habe die von der „faculté des lettres de Toulouse“ herausgegebene Publikation „Le troubadour Bertran d'Alamaron“ par J. J. Salverda de Grave als Geschenk erhalten. Der Verein beschloss den 3. Band der „Mémoires“ als Gegengeschenk zu senden.

§ 5.

Als Mitglieder des Vereins wurden vorgeschlagen und gewählt: Stud. Fräulein Selma Arppe, Stud. Fräulein Synnöve Ilmoni, Stud. Uno Berglund und Stud. Rafael Sumelius.

In fidem:
Matias Wasenius.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 8. November 1902, bei welcher Sitzung der Vorstand und 17 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Dr. *Pipping* hielt einen Vortrag über die germanische Metrik und sprach zuerst von der von Sievers angewandten Methode das von ihm untersuchte metrische Material zusammenzufassen. Sievers zählt alle die Kombinationen auf, die von verschiedenen Metra vorkommen können, und erhält so für jede metrische Gruppe eine grosse Zahl von Grundtypen, die es sehr schwer ist im Gedächtnis zu behalten. Dr. P. hatte durch seine Untersuchungen über die metrischen Verhältnisse der nordischen Sprachen gefunden, dass es viel praktischer sei durch einige einfache Regeln anzugeben, welche metrischen Kombinationen nicht vorkommen können. Dadurch könnten eine grosse Menge der von Sievers aufgezählten Typen eliminiert werden. — Eine kürzere Diskussion folgte zwischen Lektor Poirot und Dr. Pipping.

§ 3.

Dr. *Karsten* besprach eingehend Waags Buch „Die Bedeutungsentwickelung unseres Wortschatzes".

§ 4.

Dr. *Wallensköld* ref. Zünd-Burguet's „Méthode pratique, physiologique et comparée de prononciation française."

§ 5.

Als Mitglieder des Vereins wurden vorgeschlagen und gewählt: Stud. Fräulein Elin Lindfors und Stud. Fräulein Maisi Stoltzenberg.

In fidem:
Matias Wasenius.

Mitteilungen.

Professor *W. Söderhjelms* Aufsatz ‚Une vie de saint Quentin' im dritten Bande der Mémoires ist von *P. M[eyer]* in Romania XXXI, 644—5 besprochen worden.

Das Erscheinen dieser letzten Doppelnummer der Neuphilologischen Mitteilungen vom Jahre 1902, die Anfang Dezember in den Druck gelegt wurde, ist infolge unvorhergesehener Hindernisse verzögert worden. Das erste Doppelheft des Jahres 1903 wird Mitte März erscheinen.

Helsingfors 1903. Hufvudstadsbladets Nya Tryckeri.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

15/1—15/3	Acht Nummern jährlich. Preis 4 Fmk. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Dr. H. Palander, Alexanderstr. 19) zu senden.	1903

Gaston Paris.

In memoriam.

> Une grande lumière vient de s'éteindre, un noble cœur a cessé de battre, un large esprit a cessé d'éclairer le passé . . . .
>
> G. Paris sur J. Darmesteter 1894.

Je ne connais point d'épigraphe plus digne, plus simple et plus belle à placer en tête de ces quelques pages consacrées à la mémoire du grand philologue et humaniste qui vient de mourir, que ces paroles d'adieu adressées par lui-même à l'un des maîtres les plus distingués et des hommes les plus nobles de notre temps. Elles expriment tout ce que l'on peut dire de meilleur et de plus vrai sur lui, et ceux qui l'ont connu n'ont pas besoin d'autres mots pour formuler sa personnalité. Une intelligence toujours rayonnante de clarté et de chaleur, mais qui par instants étincelait de fantaisie française et de légèreté spirituelle; un cœur pur et bon comme celui d'un enfant, s'intéressant à l'humanité aussi bien qu'aux hommes, et toujours ouvert aux confidences de toute sorte, un esprit qui avait pénétré toutes les époques et exploré tous les domaines de la civilisation humaine, et dont les aperçus sur toutes choses révélaient un œil habitué aux vastes et calmes horizons. Si on veut ajouter quelques traits pour caractériser l'intelligence, il faut signaler le mélange bien

français d'une pensée scientifique et d'un goût artistique exquis; et si on pense à un autre côté de sa personnalité, on relèvera le charme extraordinaire répandu sur tout son être, et qui avait sa source, non seulement dans ces qualités intellectuelles et morales, mais dans une force d'attraction indéfinissable, qu'il est donné à de rares personnes d'exercer sur tout leur entourage.

Rien d'étonnant dès lors à ce que Gaston Paris ait été estimé, honoré et aimé comme l'ont été bien peu d'hommes. Il était lié d'amitié, sans distinction d'opinions, avec tout ce que la France a compté de meilleurs représentants, pendant plus d'un quart de siècle, dans la culture scientifique, littéraire et même artistique. La plupart des maîtres qui, dans les universités d'Europe et d'Amérique, enseignent la langue et la littérature françaises, et bien d'autres encore, peuvent être regardés comme ses disciples Pour tous ceux-là, la nouvelle de sa mort apparaît comme un événement sinon imprévu, au moins incompréhensible, comme quelque chose à quoi on n'osait penser sérieusement; et rarement les mots de »perte irréparable» se sont présentés à leur esprit avec une force aussi désespérante. Car si les chaires de Gaston Paris doivent être bientôt occupées par des érudits plus jeunes qui, formés à son école, s'efforceront de continuer son œuvre, il sera difficile d'ici longtemps de trouver quelqu'un qui réunisse toutes ses grandes qualités de savant et de maître. Et ce qui surtout ne pourra jamais être remplacé, c'est cette amitié réconfortante, et cette infatigable bienveillance toujours prête aux plus grands et aux plus petits services. C'est une œuvre immense que ce sage a accomplie par ses écrits et son enseignement; mais ce qui a peut-être le plus agi, c'est précisément sa personnalité, qui a répandu si largement dans son pays l'intérêt pour les études qui remplissaient sa vie, et qui a éveillé et affermi chez ses disciples l'amour du travail et de la recherche scientifique.

Il a été un adorateur et un serviteur de la science, de la race des plus grands — des humanistes de la Renaissance, des Renan, des Taine, des Pasteur. Plus d'une fois il a pro-

clamé avec un brûlant enthousiasme le droit de la science à exister pour elle-même, et le droit du savant à proclamer même dans son enseignement les résultats de ses recherches, sans se soucier de leur utilité pratique. »Dans les préoccupations de celui qui s'est voué à la recherche du vrai», dit-il dans son discours de réception à l'Académie française, »l'utilité, au sens ordinaire du mot, ne tient qu'une place accessoire. L'œuvre de science, comme l'œuvre d'art, a son but en elle-même; son utilité supérieure est dans sa perfection, qui, en enchantant l'esprit, crée l'enthousiasme et provoque l'émulation. Ce qui fait la grandeur suprême, la plus haute noblesse de l'homme, c'est le culte désintéressé des choses divines.» Et, dans son article à la mémoire de James Darmesteter, il recourt à une image grandiose, pleine de mélancolie mais aussi de la joie de la recherche, pour célébrer le rôle du savant qui, à travers les déserts, doit conduire aux sources de la science les âmes altérées du désir de savoir. »Etait-ce un mirage que l'oasis où il voulait nous conduire? Peut-être la caravane tombera-t-elle épuisée dans le désert; peut-être en sortira-t-elle par une autre route que celle qu'il avait cru découvrir ou retrouver. Elle ne lui en devra pas moins admiration et reconnaissance, comme à tous ceux qui essaient de lui frayer la voie du salut, qui bravent par amour pour elle, — avec quel courage et quelle douleur, ils le savent seuls, — les vents arides et les sables brûlants, et dont les chants, même s'ils ne la dirigent pas, charment au moins sa marche fiévreuse et lui font oublier un moment ses fatigues séculaires et ses déceptions toujours renaissantes.» — On rencontre souvent dans les écrits de Gaston Paris de ces dithyrambes à la science. Même lorsque, pour la première fois, il donne au grand public un volume d'articles de vulgarisation, il convient dans la préface que, si ses études sur le moyen-âge français ont été pour lui la source d'une grande joie patriotique et littéraire, c'est pourtant le point de vue scientifique qu'il met ici encore au dessus de tout, la joie de se plonger dans le mystère de la recherche, d'ouvrir les fenêtres par où pénétrera à flots la lumière, d'ordonner et de

fixer les faits, de tirer de mines inconnues de nouvelles contributions à l'histoire de l'âme humaine. — Mais jamais il n'a formulé cette théorie du droit de la science à une indépendance complète avec plus de fierté et de force que lorsqu'il dit: »Je professe absolument et sans réserve cette doctrine que la science n'a d'autre objet que la vérité, et la vérité pour elle-même, sans aucun souci des conséquences bonnes ou mauvaises, regrettables ou heureuses, que cette vérité pourrait avoir dans la pratique. Celui qui se permet, dans les faits qu'il étudie, dans les conclusions qu'il en tire, la plus petite dissimulation, l'altération la plus légère, n'est pas digne d'avoir sa place dans le grand laboratoire où la probité est un titre d'admission plus indispensable que l'habileté». De telles paroles ne tombent pas en vain, quand les disciples qui les écoutent sont pleins d'enthousiasme pour les victoires scientifiques de l'avenir, et que le maître sait les faire passer en acte à chaque instant.

Je voudrais caractériser brièvement la carrière scientifique et littéraire de Gaston Paris; mais c'est impossible. D'abord, je ne saurais, en ce moment où domine le chagrin personnel de cette perte, entreprendre d'envisager ses travaux d'un œil calme, comme lui-même eût exigé qu'on le fît; et ensuite parce que cette carrière est si vaste que, même si on en connaît les grandes lignes, il faut pourtant une étude nouvelle et de longue durée pour en apercevoir toutes les richesses. Pendant ces derniers jours j'ai feuilleté un grand nombre de pages écrites par lui: cette lecture l'a évoqué lui-même devant mes yeux. J'ai revu sa belle tête d'apôtre, son regard vif à travers le lorgnon replié en monocle sur l'œil gauche, son sourire amical et bienveillant; j'ai entendu sa voix faible, mais distincte, comme lorsqu'elle résonnait à nos oreilles, tandis que nous étions suspendus à ses lèvres, au collège de France dans les grands cours littéraires ou les petits cours linguistiques (ceux-ci dans la salle de Renan), dans les salles si incommodes de l'Ecole des Hautes-Etudes, et surtout chez lui, aux inoubliables conférences du dimanche. Assis à une extrémité de la longue table de sa bibliothèque,

il répandait la science, sans être astreint à suivre un programme de leçon, déroulant des vues grandioses sur des problèmes et des combinaisons littéraires ou linguistiques, distribuant l'éloge ou la critique, heures solennelles où l'on apprenait plus qu'en un mois d'études livresques, où l'on se demandait avec un étonnement croissant comment cette masse de savoir pouvait être emmagasinée avec tant d'ordre dans une mémoire d'homme, et d'où l'on sortait avec un sentiment presque honteux d'impuissance, et une reconnaissante admiration qui chez beaucoup se changeait en un dévouement éternel et presque filial. — Mais, autant le souvenir de sa personnalité est resté vivant à mes yeux, autant il m'est difficile de réunir dans un ensemble les traits variés de sa production. Dans la seule *Romania*, que, avec Paul Meyer, il a dirigée depuis sa fondation en 1872, il a publié en moyenne plus d'un grand article ou d'une édition de texte par an, près de cent petites notices, et environ deux cent cinquante compte-rendus, dont quelques-uns très longs et très importants par des vues personnelles, sans parler d'analyses de livres et d'articles, sommaires mais très substantielles, dont le chiffre se monte sans doute à un millier. On comprend facilement tout ce que doit contenir cette production, et on serait tenté de placer le centre du travail scientifique de Gaston Paris dans cette revue qu'il aimait tant, si on ne voyait en même temps les éditions d'anciens monuments littéraires avec leurs introductions philologiques pleines d'érudition et qui ouvrirent des voies nouvelles, ou les grands ouvrages d'histoire littéraire, à commençer par sa thèse, l'*Histoire poëtique de Charlemagne*, de plus de 500 pages, pour finir par le grand traité sur les romans du cycle breton dans l'*Histoire littéraire* des Bénédictins, ou les excellents manuels de l'histoire de la littérature française au moyen-âge, ou les grands articles du *Journal des Savants* sur la vie des mots, sur le Roman de Renart, sur les Cours d'amour au moyen âge, sur la nouvelle en France au XVe et au XVIe siècles, sur l'épopée nationale espagnole, sur les chants populaires du Piémont, sur plusieurs légendes dont l'histoire compli-

quée est pour la première fois éclaircie, etc., ou les articles de vulgarisation dans *La Poésie du moyen âge*, témoignage éclatant du caractère attrayant de ses leçons et de ses qualités de styliste. Dans tous ces travaux on retrouve quelques traits communs qui caractérisent sa manière, que ses recherches portent sur la linguistique pure, sur l'histoire de la littérature ou sur le folk-lore: les larges vues, les combinaisons suggestives, la clarté extraordinaire. Tout ce qu'il touche, même les plus subtiles questions linguistiques, se transforme sous sa main en un panorama artistique qu'anime une grande idée poursuivie avec méthode, et qui passe sous les yeux du lecteur revêtu des couleurs et des divisions les plus nettes. Des matériaux qu'il amasse il sait toujours construire un édifice d'un style élégant et bien proportionné. Il se peut qu'un architecte vienne et montre que tel ou tel détail de construction n'est pas bien calculé, ou que certains matériaux sont de mauvais choix; mais, même si quelques parties ont besoin d'être refaites, le nouvel architecte ne saurait manquer d'être inspiré par les idées du premier, et d'en conserver une partie plus ou moins considérable. C'est ainsi que Gaston Paris, même quand ses propres hypothèses ont été soumises à une correction ou remplacées par d'autres, a marqué son empreinte sur presque toutes les découvertes faites depuis une trentaine d'années en philologie romane, au moins par la jeune génération.

J'ai mentionné les travaux de vulgarisation écrits par Gaston Paris. Je voudrais m'y arrêter un instant. J'ai parlé du but élevé qu'il posait à la recherche scientifique: mais cela ne veut pas dire qu'il eût regardé comme indigne du savant de vulgariser les résultats de ses études; au contraire, dès que ces résultats étaient assurés et qu'ils pouvaient éveiller de l'intérêt, on devait, estimait-il, les rendre accessibles au grand public. Lui-même n'a pas craint d'éditer des légendes du moyen-âge pour les enfants et la jeunesse, comme le *Huon de Bordeaux*, paru également en suédois à Noël de l'année dernière. Les articles qu'il a écrits dans ce sens traitent de l'histoire de la littérature ou des légendes. Les

premiers donnent une idée de ce qu'il entend par une étude d'histoire littéraire basée sur la philologie, des méthodes à suivre, que Gaston Paris a été l'un des premiers à développer, et de la possibilité d'y joindre aussi des considérations psychologiques. Il a appliqué cette méthode critique, la seule juste à mon sens, non seulement à la littérature du moyen-âge, mais encore à la littérature moderne, dans ses grands articles sur Frédéric Mistral et Sully-Prudhomme. Et si parfois, comme dans son livre d'ailleurs très remarquable sur François Villon, l'habitude et le goût de discuter des questions de détail a peut-être nui à l'éclat de l'exposition esthétique et psychologique et au travail propre du critique, il a montré ailleurs comment la personnalité peut relever et animer l'étude d'un sujet en le traitant du point de vue de l'histoire littéraire. C'est ainsi que l'essai sur Sully-Prudhomme m'apparaît comme une grande confession philosophique; mais je suis encore plus attiré par le sentiment purement humain qui a dicté tant de pages, et surtout les dernières, de son article sur Tristan et Iseut, écrit avec l'ardeur de la jeunesse et les larges vues du sage sur les passions humaines. Ce roman est toujours apparu aux yeux de Gaston Paris comme la plus profonde et la plus belle épopée d'amour que la littérature universelle ait produite, et on a rarement proclamé avec moins de réserves les droits de la poésie qui, »aux lois sociales, aux conventions nécessaires qui règlent les rapports des hommes et qui frappent de châtiment ou de réprobation les actes qui les violent, oppose une loi plus ancienne et en même temps moins changeante, cette »loi non écrite» qui dicte ses arrêts au fond des cœurs et qui, quand elle apparaît dans son éternelle réalité, réduit à néant les lois promulguées par les hommes. Au dessus des devoirs ordinaires, notre légende proclame le droit qu'ont de s'appartenir malgré tous les obstacles deux êtres que pousse l'un vers l'autre un invincible et inextinguible besoin de s'unir». L'on peut comparer aussi la préface, inspirée par les mêmes idées, que Gaston Paris a écrite au beau livre de Bédier sur le

roman de Tristan, livre qui a fait tomber l'article ci-dessus dans un oubli immérité quoique compréhensible.

Si l'on veut avoir une expression du brûlant patriotisme de Gaston Paris, dont sa carrière tout entière n'est qu'un long témoignage, on n'a qu'à lire l'article sur la Chanson de Roland et la nationalité française, conférence faite en 1870 sous le canon prussien. Mais ce sentiment n'était point mêlé de chauvinisme: il suffit pour s'en convaincre, de prendre, soit la préface du second volume de la Poésie au moyen-âge, où il traite des échanges entre la littérature française et les littératures étrangères, et montre comment la première, dans ses périodes les plus brillantes, a toujours subi des influences étrangères très fortes; soit son discours de réception à l'Académie française, dans lequel il adresse des paroles sérieuses à la jeunesse française; soit l'article sur James Darmesteter, où il parle de l'éducation de cette jeunesse; soit, pour remonter plus haut, la préface de l'*Histoire poétique de Charlemagne* où il se plaint, avec la vivacité de la jeunesse, de l'indifférence de ses compatriotes envers leur passé; soit l'article sur son père, Paulin Paris, dans lequel il engage à ne pas exagérer la valeur de la littérature du moyen-âge, comme l'ont fait certains enthousiastes, pour le plus grand dommage des études scientifiques.

Il est curieux et intéressant de suivre les débuts de Gaston Paris dans la carrière littéraire. Il y a sans doute peu de personnes, surtout dans la jeune génération, qui sachent où il commença à écrire. Dans les premières années du *Jahrbuch für romanische und englische Litteratur* d'Ebert (1859 et suiv.) on trouve le nom de Gaston Paris, qui écrit de Paris des correspondances sur la littérature française moderne. Il n'avait pas vingt ans lorsqu'il rédigea la première de ces lettres critiques. Elles sont naturellement juvéniles, mais écrites dans une langue excellente, qui laisse entrevoir déjà le style de la maturité, sérieux et cependant tout personnel, qui recherche plutôt la simplicité, la profondeur et la clarté que l'ampleur et l'éclat. On trouve aussi dans ces premiers essais des images heureuses, esquisses des métaphores si puissantes que

Gaston Paris aimait à employer dans les derniers temps de sa carrière. Les jugements littéraires y sont très indépenpants. Sans cesse il déclare que la critique a, d'une voix presque unanime, loué d'un ouvrage les côtés »qui sont précisément les plus mauvais»; et il juge la littérature d'alors en général faible et sans valeur. Ce jeune homme de dixneuf ans traite en 1859 avec un ton de supériorité *L'Amour* de Michelet, dont il critique la morale et le style. L'année suivante il blâme aussi fortement la *Légende des siècles* de Victor Hugo; mais il relève pourtant quelques mérites dans le livre, et accorde une admiration sans réserve aux *Pauvres gens*, dont la beauté, à son avis, a échappé à la plupart des critiques. Dans la même lettre, il parle avec indignation des publications de George Sand, Paul de Musset et Louise Colet sur Alfred de Musset. Il y est encore question de *Mireille* de Mistral, qu'il apprécie, chose remarquable, avec sympathie, mais sans enthousiasme, et dont il aperçoit à peine les principaux mérites: plus tard, comme on le sait, il devait devenir un admirateur passionné du poème. La publication de *La Femme* de Michelet lui fournit l'occasion de revenir sur *L'Amour*. Michelet avait dit que toutes les femmes qui avaient lu ce livre avaient pris parti pour l'auteur, et caché l'ouvrage sous leur oreiller, pour le cas où leurs maris leur en interdiraient la lecture. Le jeune critique ajoute avec malice: Ou bien M. Michelet s'est imaginé le fait, à cause de l'opinion qu'il a lui-même de son livre, ou bien il a oublié de nous dire quel genre de femmes il avait questionné. Dans un troisième article il parle avec dédain de quelques romans de George Sand, et critique vivement le livre de Sainte-Beuve: *Chateaubriand et son groupe littéraire*.

En général le point de vue auquel il se place dans ces critiques, — qui du reste trahissent des connaissances peu ordinaires, surtout en littérature allemande, — est juste et logique, bien que très conservateur. Mais Gaston Paris conserva toute sa vie une grande défiance à l'égard de certains courants nouveaux dans la littérature française, ce qui s'explique par son caractère idéaliste. Je me souviens qu'un jour, en par-

lant de ces questions, il disait que rien de ce qu'il avait lu dépuis longtemps en fait de nouveautés littéraires ne lui avait plu autant qu'une nouvelle finlandaise de Juhani Aho, qui avait paru en traduction dans le *Journal des Débats*. C'était une destinée vraie et saisissante décrite par un poète; cela avait du caractère et inspirait des réflexions profondes, tandis que la littérature française moderne était désespérante par ses tendances sceptiques et négatives.

Dès ces correspondances de jeunesse on voit apparaître son admiration pour Renan et Taine, les deux grands champions de la culture moderne en France, avec lesquels il fut plus tard lié d'amitié. Des juges plus compétents pourront décider quelle influence ont exercé ces deux hommes sur les conceptions de Gaston Paris. Il me semble que bien des traits de sa production pleine à la fois de science et d'art, l'étendue de son esprit ouvert à toutes choses, l'infinie souplesse de sa pensée et la variété de ses travaux en font un disciple de Renan, tandis que, dans sa méthode d'histoire littéraire, on retrouve quelques unes des meilleures idées recommandées par Taine: on n'a qu'à lire, pour s'en rendre compte, son article sur la poésie du moyen-âge envisagée dans ses rapports avec le moyen-âge lui-même. Je l'ai comparé plus haut aux humanistes. Il était en effet et avant tout un humaniste, et, s'il ne s'était consacré à un domaine d'études si spécial, il se serait sans doute conquis, dans la critique littéraire ou la littérature comparée, une place à côté des plus grands. En contribuant à ressusciter le moyen âge français, il a servi ses compatriotes et leur a donné un sujet de fierté; par son travail scientifique, il a été un exemple pour tous. Mais il était, et il resta un humaniste, non seulement en ce sens que son éducation scientifique était bâtie sur un fondement classique, ou qu'il possédait toutes les connaissances littéraires et philologiques du monde, mais aussi dans ce sens plus vaste encore, que rien de ce qui était humain ne lui resta étranger – *nihil humani alienum*.

Gaston Paris portait à la Finlande un intérêt très vif et qui datait de loin. De bonne heure il lut la traduction du

Kalevala par Léouzon le Duc; il connaissait Runeberg par des traductions allemandes, et *La Finlande au dix-neuvième siècle*, dont un exemplaire lui fut offerte par ses élèves [1]), lui procura une grande joie, et l'amena à écrire son article si beau et si personnel dans la *Revue de Paris* en 1895.

Des fleurs déposées sur sa tombe ont témoigné des regrets de ses élèves finlandais. Ses enseignements continueront à vivre dans leur souvenir reconnaissant. Ces lignes écrites à la hâte ont voulu dire à d'autres aussi que la France et l'humanité ont perdu avec Gaston Paris un de ces grands esprits élevés au dessus des luttes journalières et mesquines, nés pour servir de modèle et de consolation à leur époque, et dont nous avons besoin maintenant plus que jamais.

Werner Söderhjelm.

Die Ferienkurse im Auslande.

Die neuere Metode im Unterricht der lebenden Sprachen verlangt bekanntlich vom Lehrer »ausser den auf der Universität erworbenen philologisch-historischen Kenntnissen einen hohen Grad technischer Fertigkeit, eine sichere Beherrschung der lebenden Sprache in Wort und Schrift, zugleich aber auch eine gründliche Kenntnis des fremden Volkstums, seiner staatlichen, gesellschaftlichen und kirchlichen Verhältnisse, seiner Sitten und Bräuche, Gewohnheiten und Einrichtungen.» [2]) Gelegenheit sich jene Dinge im Auslande anzueignen, bieten seit einigen Jahren den Lehrern und Studierenden der neuern Sprachen die englischen, deutschen und französischen Ferien- oder Sommerkurse.

---

[1]) Les Finlandais qui ont suivi pendant un certain temps l'enseignement de Gaston Paris et pris part à ses conférences du dimanche sont A Wallensköld, U. Lindelöf, Anna Lindgren, Hj. J. Runeberg et l'auteur de cet article.

[2]) H. Breymann, Die neusprachliche Reform-Literatur 1900.

Diese Ferienkurse scheinen, obwol sie auch von Lehrern und Lehrerinnen aus Finland besucht worden sind, doch ihrem Wesen nach verhältnismässig wenig bei uns bekannt zu sein. [1]) Es dünkt mir daher, ein längerer, die Ferienkurse in *England*, *Deutschland*, der *Schweiz* und *Frankreich* umfassender Bericht könnte von einigem Interesse für unsere Lehrerwelt sein. Das Bild der Entstehung und Organisation der Kurse, das ich zu entwerfen gedenke, wird und kann zwar nicht vollständig sein, da eine solche Arbeit den Rahmen eines einfachen Berichts beträchtlich überschreiten würde.

Die ältesten Ferienkurse, an denen fremden Lehrern und Studierenden Gelegenheit geboten wird, sich im Auslande in der Kenntnis der fremden Sprachen und Literaturen zu vervollkomnen, das fremde Volkstum kennen zu lernen, sind die auf Veranstaltung der »University Extension Movement» (Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung) seit 1888 an den alten Universitäten zu *Oxford* und *Cambridge* gehaltenen »Summer-Meetings.» Seit dem obenerwähnten Jahre waren 10 Meetings in Oxford, die übrigen in Cambridge. Einmal, im Jahre 1898, hat das Meeting in London stattgefunden. Man hat aber von London Abstand genommen, wol aus dem Grunde, weil dort die Entfernungen so gross sind und die Weltstadt allzu viele Zerstreuungen und Abhaltungen bietet, vielleicht auch weil die meisten London schon mehr oder weniger kennen und

[1]) Die »Tidskrift för pedagogiska föreningen» enthält ausser einigen Programmen folgende Berichte: *A. Wallensköld*, En feriekurs i Greifswald för lärare och lärarinnor i franska språket (1894); *P. Nordmann*, »Cours de vacances i Genève 1894 (gedr. 1896); *L. Eichinger*, De franska feriekurserna i Paris 1896 (gedr. 1897) und *A. Rosendahl*, Alliance française'in toimeenpanemista cours de vacances Parisissa kesällä 1898 (erschien in verkürzter Form in den »Neuphilologischen Mitteilungen» $^{15}/_{2}$ 1899: »Cours de vacances de l'Alliance fr.»). Von übrigen Quellen, deren ich mich bedient habe, mögen folgende genannt werden: »Die Neueren Sprachen», »Svensk pedagogisk Tidning», »Vor Ungdom», die Programme der verschiedenen Ferienkurse sowie Berichte (meist Programmarbeiten) von *Hoffschulte*, *Luley*, *Gaster*, *Reusch*, *Lachmund*, *Dressler*, *Neumann*, *Koschwitz*, *Breymann*.

den Wunsch hegen, eine der beiden alten Universitätsstädte kennen zu lernen, die seit Jahrhunderten an der Spitze des Geisteslebens Englands gestanden haben. In den letzten Jahren ist es Regel geworden, zwischen Oxford und Cambridge abzuwechseln, so dass das letzte Meeting im Sommer 1902 am Cam abgehalten wurde. Die Hauptaufgabe der in allen Teilen des Landes mit lebhaftem Interesse verfolgten grossen Sommer-Versammlungen ist, jene gewaltige Volkshochschuleinrichtung, die »University Extension Movement» stärken und ausbauen zu helfen und die Studenten aller Teile der vereinigten Königreiche unter den Einfluss der alten Universitäten zu bringen. Aus dem oben gesagten ist ersichtlich, dass die Meetings in erster Reihe für Engländer bestimmt sind. Doch sind Ausländer als Gäste willkommen, weil man in England hofft durch Heranziehung von Nichtengländern bei Diskussionen die Ansichten und Erfahrungen des Auslandes kennen zu lernen.

Während die Summer-Meetings in Oxford [1]) und Cambridge sich eines weit verbreiteten Rufes erfreuen, blieben die Sommerkurse in *Edinburg* lange Zeit ziemlich unbekannt. Diese Kurse, die seit 1886 nur mit biologischen Studien zu tun hatten, seit 1890 auch soziale Fragen behandelten, veränderten im Jahre 1897 ihr Programm, indem Sprachkurse, sowol englische als französische, nach dem Muster der Kurse auf dem Kontinent, eingerichtet wurden. Obwol das Programm der letzten Summer-Meetings reichhaltig und verlockend war, sahen sich die Leiter der Kurse veranlasst das Unternehmen im Jahre 1899 einzustellen. Es wird mir aber aus Edinburg mitgeteilt, dass vielleicht nächsten Sommer eine Wiederaufnahme desselben wird stattfinden können.

Die englischen Summer-Meetings fanden zuerst in *Deutschland* Nachahmung, wo der erste Versuch auf Thüringer Boden im Jahre 1889 gemacht wurde. *Jena* war die erste Universitätsstadt, in welcher Fortbildungskurse, wie sie bereits

[3]) Es soll noch erwähnt werden, dass seit einigen Jahren in *Oxford* in St. Hilda's Hall englische Sprachkurse für *Damen* stattfinden. Diese Kurse, die unter Leitung der Mrs. Burch stehen, umfassen englische Sprache, Literatur und Geschichte und erfreuen sich einer recht grossen Teilnehmerzahl.

für Ärzte an mehreren deutschen Universitäten bestanden, nun auch für Lehrer und Lehrerinnen, sowie für ein weiteres Publikum, eingerichtet wurden. Es wurden zuerst nur naturwissenschaftliche und pädagogische Kurse, die letztgenannten unter der Leitung des berühmten Pädagogen, Professor Rein, gehalten. Trotz vieler Gegnerschaft, trotz mancherlei Zweifel und mannigfacher Hindernisse, die dem Unternehmen in den Weg gelegt wurden, wurde dasselbe mit grossem Eifer von Seiten der Universitätslehrer fortgesetzt. Mit jedem folgenden Jahre wurde das Programm erweitert: die Teilnehmerzahl, die 1889 etwa 25 Kursler umfasst hatte, stieg langsam an, ein Beweis, dass die Sache Anklang fand.

Auf Jena folgte im Sommer 1894 *Greifswald*, wo der damalige Rektor der Universität Prof. Ed. Koschwitz eine Reihe Vorlesungen und Übungen für Lehrer und Lehrerinnen der französischen Sprache veranstaltete. Seitdem ist das Programm bedeutend erweitert worden. Zu dem französischen Kursus sind englische und deutsche Kurse getreten: auch wird Geschichte und Naturgeschichte in ziemlich grossem Umfange den Zuhörern geboten. Der Kursus soll, wie der in Jena, Herren und Damen, insbesondere deutschen Lehrern und Lehrerinnen, Gelegenheit zur Erweiterung oder Erneuerung ihrer Kenntnisse geben und ihnen Anleitung bieten sich wissenschaftlich fortzubilden. Er nimmt gleichzeitig aber auch auf Ausländer, die sich im Gebrauche der deutschen Sprache vervollkomnen wollen, besondere Rücksicht, und giebt ihnen Anleitung, sich mit deutscher Sprache und Literatur zu beschäftigen.

Als Prof. Koschwitz nach *Marburg* übersiedelte, wusste er die Universitätslehrer für die Idee der Ferienkurse zu interessiren, und im Sommer 1897 strömten nach der an der Lahn hübsch gelegenen kleinen Stadt zahlreiche deutsche und ausländische Studierende und Lehrer um an den Vorlesungen und Übungen in deutscher, französischer und englischer Sprache teilzunehmen. In verschiedenen Städten Deutschlands wurden nach dem Muster der obenerwähnten Städte Ferienkurse eingerichtet, wie in Berlin, Bonn, Frankfurt a. M., Göttingen,

Köln. Da jene Kurse aber speziell für deutsche Lehrer und Lehrerinnen veranstaltet und nicht von Ausländern besucht zu sein scheinen, werde ich sie bei Seite lassen und mich ausschliesslich inbetreff Deutschlands mit den drei erstgenannten Kursen in Jena, Greifswald und Marburg beschäftigen.

Der Ruhm, die Ferienkurse in der *Schweiz* zuerst ins Leben gerufen zu haben, gebührt *Genf* und dem dort wirkenden, tätigen und geistreichen Prof. Bouvier. Die dortigen Kurse, »Cours de vacances», die 1892 begannen, unterscheiden sich von den bis jetzt erwähnten darin, dass sie an erster Stelle die Aufgabe haben, in Genf sich aufhaltenden fremden Lehrern die Gelegenheit zur weitern Erlernung der französischen Sprache zu geben, an zweiter Stelle erst den Forderungen der einheimischen Studierenden, die die Ferien in Genf zubringen, angepasst sind. Jene Kurse haben bisher eine grosse Anziehungskraft ausgeübt, wozu natürlich die landschaftlichen Reize der Schweiz in nicht geringem Masse beigetragen haben. Weniger besucht sind die Cours de vacances der kleinen Universitätsstädte *Neuchâtel* und *Lausanne,* die ersterwähnten im Jahre 1893, die letztgenannten 1896 begründet. Zu Gunsten jener Kurse spricht, obwol das Programm bei weitem nicht so reich ist als das in Genf, der Umstand, dass die Teilnehmerzahl und die Lebenskosten, besonders in Neuchâtel geringer sind.

Für die Lehrer und Studierenden der französischen Sprache ist natürlich eine möglichst gründliche Aneignung dieser Sprache das Hauptziel. Aus dem Grunde muss das Hauptgewicht auf *Frankreich* gelegt werden, als den für den genannten Zweck geeignetsten Ort. Auch wird seit einigen Jahren in Frankreich sehr viel getan um die Ausländer ins Land zu ziehen. In erster Reihe sind es die französischen Universitäten, die den Fremden eine weitgehende Gastfreundschaft gewähren. Sehr verdient gemacht hat sich ferner die bekannte im Jahre 1883 begründete »Alliance française», die ihr Ziel — die Kenntnis der französischen Sprache, Literatur und Kultur im Auslande zu fördern und zu verbreiten — teils durch Unterstützung französischer Lehranstalten, literarischer

Vereine etc. im Auslande, teils durch Organisirung von Sprachkursen in Paris und einigen anderen Städten Frankreichs zu erreichen sucht. Das Bedürfnis, eine Prüfungsbehörde zur Ausstellung von Zeugnissen an Ausländer, die die französische Sprache im Auslande lehren wollen, zu schaffen und den Prüfungen die nötige Unterlage zu geben, hat im Jahre 1894 die »Cours de vacances» in *Paris* ins Leben gerufen. Die Teilnehmerzahl dieser Kurse, die ausschliesslich für Ausländer eingerichtet sind, erfuhr eine rasche Zunahme. Von 50 Zuhörern im Jahre 1894 stieg deren Zahl ein Jahr später auf 120, im Jahre 1896 auf 326 und erreichte 1902 die stattliche Höhe von 566. Den Ruhm der Pariser Kurse, die mannigfaltige Gelegenheit zur Weiterbildung bieten, erklärt besonders der Umstand, dass die Vorträge und Übungen in der Hauptstadt Frankreichs stattfinden, die ja stets die grösste Anziehungskraft auf Ausländer ausüben wird.

Von Paris ist die Einrichtung französischer Ferienkurse für Ausländer auch auf mehrere Provinzialstädte übertragen worden. In *Caen* bestehen indessen schon seit 1890 Kurse für Ausländer. Die ersten Kurse wurden von Prof. Spencer für Engländer eingerichtet; später standen sie unter Aufsicht der »Teacher's Guild of Great-Britain and Ireland», bis im Jahre 1898 ein französisches Comité gebildet wurde, welches unter der Aegide der Alliance française und der Universitätsbehörden die alten Kurse reorganisirte. Es muss aber erwähnt werden, dass diese Kurse, da sie hauptsächlich von Engländern besucht werden, speziell auf die Bedürfnisse und Kenntnisse derselben zugeschnitten sind. — Das Bestreben, die Engländer, die die Sommerferien in den am Südufer des Kanals gelegenen französischen Seebädern zubringen, mit französischer Sprache, Literatur und Sitten, sozialen Einrichtungen u. s. w. bekannt zu machen, hat zahlreiche »Cours de Vacances» ins Leben gerufen, wie die von der Alliance bevorzugten Kurse in *Bayeux*, *Luc-sur-Mer* und *Villerville-sur-Mer* in der Nähe von Trouville, sowie die von der schon genannten »Teacher's Guild» gestifteten Ferienkurse in *Honfleur*. Wenn schon diese Kurse wesentlich für Engländer berechnet sind, werden doch auch

Angehörige anderer Nationalitäten, soweit es die Verhältnisse erlauben, zugelassen. — Bevor wir das nördliche Frankreich verlassen, um uns dem Süden und Osten zuzuwenden, müssen wir noch die Sommerkurse erwähnen die in *Tours* der englischen »Teacher's Guild«[1]) ihr Dasein verdanken. Der Grund des besonderen Interesses dieser Stadt für den Ausländer liegt darin, dass dort und in der Touraine überhaupt, ein sehr reines Französisch gesprochen wird.

Den Ausländern, die es vorziehen ihre Kenntnisse der französischen Sprache im östlichen und südlichen Frankreich zu erweitern, wird seit einigen Jahren reichliche Gelegenheit dazu geboten. Ausser den permanenten Sprach- und Literaturkursen für Ausländer, die während des Wintersemesters an den Universitäten zu Montpellier, Grenoble, Besançon und Lyon eingerichtet worden sind, veranstalten die Alliance française in Nancy und die Universitätsbehörden in Grenoble, Besançon und Bordeaux auch Sommerkurse. Da die »Cours de vacances« in *Besançon* und *Bordeaux* noch verhältnismässig jung sind (seit 1901), haben sie noch bei weitem nicht die Berühmtheit der Grenobler Kurse erlangt. Doch scheinen die Verhältnisse sich besonders in Besançon, der Vaterstadt Victor Hugo's, die an den Abhängen des Jura-Gebirges malerisch liegt, recht günstig zu gestalten. — Eines der tätigsten und erfolgreichsten Glieder der Alliance française ist der seit 1896 in *Nancy* bestehende Zweigverein, der Auslandkurse das ganze Jahr hindurch leitet, denen jederzeit beigetreten werden kann. Nach dem Vorbilde der Nancy'er Kurse sind z. B. in Caen sowol s. g. »Cours permanents«, die den grössten Teil des Jahres umfassen, wie auch eigentliche Sommerkurse eingerichtet worden. — Die berühmtesten Ferienkurse der französischen Provinzstädte sind ohne Zweifel die Cours de vacances in *Grenoble*, deren Teilnehmerzahl von 35

[1]) Die »Teachers Guild« veranstaltet auch *spanische* Sommerkurse in dem an der Nordküste Spaniens schön gelegenen *Santander*. — Es mag hier auch nebenbei bemerkt werden, dass im Sommer 1900 in *Venedig* ein *italienischer* Ferienkursus zur Ausbildung von ausländischen Lehrern und Studierenden abgehalten wurde.

im ersten Jahre ihres Bestehens (1898), schon im Jahre 1900 auf mehr als 200 gestiegen war. Den Universitätsbehörden wird von Seiten der Kursler viel Lob gespendet wegen der stetigen Bemühungen den Unterricht zu verbessern und zu erweitern. Die herrliche Lage der Stadt in einer der schönsten Gegenden Frankreichs, der Dauphiné, in nächster Nähe der Alpen, trägt dazu bei, den Sommeraufenthalt angenehm zu gestalten.

Das *Programm* der Ferienkurse muss sich verschieden gestalten, je nachdem es in erster Reihe den Bedürfnissen einer einheimischen oder denen einer ausländischen Zuhörerschaar entsprechen soll. Ferner beruht die Gestaltung desselben natürlich darauf, ob den Zuhörern Gelegenheit geboten wird, nur in einer, näml. der Landessprache sich zu vervollkomnen, oder ob drei verschiedene Sprachen der Gegenstand der Studien sind. Wir kommen dergestalt zu einer Dreiteilung, die vorher schon angedeutet wurde: 1) die englischen *Summer-Meetings,* oder Kurse in *englischer* Sprache hauptsächlich für *Engländer,* 2) die *Cours de Vacances* in der Schweiz und Frankreich, oder Kurse in *französischer* Sprache hauptsächlich für Ausländer und 3) die *deutschen* Ferienkurse, oder Kurse hauptsächlich für *Deutsche* in *deutscher, französischer* und *englischer* Sprache. [1]) In den englischen Summer-Meetings fällt das Hauptgewicht auf die *realen* Unterrichtsfächer, in den »Cours de Vacances» treten die *sprachlich-literarischen* Unterrichtsfächer in den Vordergrund, während die deutschen Ferienkurse sich entweder, wie Jena, mehr den englischen anschliessen oder, wie Marburg, mehr den französischen, während Greifswald es versucht die beiden Richtungen mit einander zu verschmelzen.

Nehmen wir als Vertreter der erstgenannten Kategorie das Programm der zwei letzten Summer-Meetings in *Oxford* und

---

[1]) Zu den letztgenannten können die Edinburger Kurse gezählt werden, da sie sowol das *Englische* als das *Französische* umfassen.

Cambridge, sowie das der letzten *Jenaer* Ferienkurse. Die Vorlesungen, nach ihrem Inhalt gruppirt, behandelten Geschichte, Naturwissenschaften, Sozial-Ökonomie, Pädagogik, Teologie und Philosophie, Kunst und Literatur. Den breitesten Raum in dem englischen Lehrplan nahm die *Geschichte* ein, welcher etwa 40 Vorlesungen gewidmet waren. Das Meeting in Oxford 1901 behandelte in erster Linie die älteste Periode der englischen Geschichte: The Making of England (—1215), with special reference to the Life and Times of King Alfred.» Der Gegenstand des Meetings in Cambridge 1902 war wie im Jahre 1900: »Life and Thought in Europe and America in the Nineteenth Century», wobei besonders die Beziehungen Englands zu den übrigen Grossmächten berücksichtigt wurden. — Was die *naturwissenschaftlichen* Kurse betrifft, die für die Neusprachler von geringerem sachlichem Interesse sind, scheinen die englischen Meetings sich mehr mit Sternkunde und Geographie, die Jenaer sich hauptsächlich mit Pflanzen- und Tierkunde zu beschäftigen. Vorlesungen wurden von trefflichen Lichtbildern und zahlreichen Exkursionen unterstützt und brachten auch den Neusprachlern eine hübsche Bereicherung des Wortschatzes. — Die Vorträge und Konferenzen auf dem Gebiete der »*Social Economics*», die recht zahlreich und in Jena von der Vorlesungsreihe »Deutsche Wirtschaftsgeschichte» repräsentirt waren, erfreuten sich eines sehr zahlreichen Besuchs und gewährten dem Ausländer vielfach Einblicke in die englischen und deutschen Verhältnisse. Besonders scheinen die englischen Vorträge über John Ruskin und den tief gehenden und weit verbreiteten Einfluss des grossen Sozialreformers auf das englische Volk lebhaftes Interesse erregt zu haben. Sehr lehrreich waren die an diese Vorträge zuweilen sich anschliessenden Konferenzen, wobei jeder, auch der Ausländer, seine Ansichten und Erfahrungen vortragen konnte. — Die *teologischen* und *philosophischen* Kurse waren verhältnismässig wenig zahlreich, erfreuten sich aber auch einer ziemlich grossen Hörerschaar.

Das Hauptgewicht der Jenaer Ferienkurse scheint in den *pädagogischen* Kursen zu liegen, die von dem schon genannten

berühmten Professor Rein geleitet werden. Es wurde sowol allgemeine als spezielle Didaktik getrieben, Probelektionen wurden in verschiedenen Fächern gegeben, Vorlesungen und Konferenzen über die Bildung des sittlichen Charakters, über das Seelenleben des Kindes, über Frauenfrage und Mädchenerziehung u. s. w. gehalten. Auch in den englischen Summer-Meetings wurde auf dem Gebiete der Pädagogik recht viel und Interessantes geboten. Es wurden in Cambridge u. anderem Reformen und Reformatoren des 19 Jahrhunderts behandelt, in Oxford das Unterrichtswesen im allgemeinen und die Organisation des englischen Schulwesens im besondern, die Frauenfrage u. s. w.

Die Gruppe »*Literatur und Kunst*» scheint am reichsten in Cambridge vertreten zu sein. Hier galt es ein Bild der Kunst und Literatur des 19 Jahrhunderts und deren Hauptvertreter, besonders der englischen zu geben. In Oxford behandelten die literarischen Vorlesungen die epische Poesie in Europa; es werden besonders die Vorlesungen des Bischofs von Ripon über Dante und die Vorträge über die Artussage als überaus treffliche Leistungen gerühmt. In Jena wurde unter anderem Gœthes Faust als symbolische Dichtung behandelt. Auf dem Gebiete der *Kunst* wurde Verschiedenes geboten. So hatten die deutschen Ferienkursler z. B. Gelegenheit mit der brennenden Frage: »Die Kunst in Haus und Schule», in Vorträgen und Diskussionen, sowie durch eine Ausstellung von Kunstblättern, sich vertraut zu machen. In einer Reihe von Vorlesungen suchte man den englischen »Students» Wesen und Entwickelung der normannischen Architektur und der frühitalienischen Malerei klar zu machen. — Die Vortragenden erläuterten ihre Ausführungen durch zahlreiche schöne Lichtbilder und ergänzten sie durch Besuche von Kirchen und »Colleges.» — Auch die *Musik* war auf dem Programm der drei Ferienkurse repräsentirt, und zwar waren es tüchtige Kenner und Verehrer der Wagner'schen Musik, die sich bemühten einige der gewaltigen Werke des deutschen Tondichters den aufmerksamen Hörern nahe zu bringen. Die Ausführungen wurden öfters durch Klavierspiel unterstützt.

Auf dem rein *sprachlichen* Gebiete scheinen die englischen Summer-Meetings verhältnismässig wenig zu bieten, und die Ausländer, von denen viele auf diese Sprach-Kurse ihr Hauptaugenmerk gerichtet hatten, klagen, die Einrichtung sei in ihrer jetzigen Gestalt verfehlt. Neben den wenigen Vorträgen über die englische Sprache, die gehalten wurden, — in Oxford versuchte der berühmte Phonetiker und Grammatiker, Prof. Sweet in einem 10-stündigen Cyclus einen Überblick über die Entwickelung der englischen Sprache bis auf Shakespeare zu geben — wünschten die Fremden mehr Phonetik teoretisch und praktisch zu treiben und weit mehr Gelegenheit zur Übung im Sprechen. — Jena hat in dieser Hinsicht mehr für die Fremden getan, die die deutsche Sprache studiren, obgleich auch hier keine eigentliche Phonetik getrieben wurde. Durch zahlreiche Sprechübungen, an die sich schriftliche Übungen anschlossen, sollte Gewandtheit in mündlicher und schriftlicher Darstellung der Gedanken erlangt werden. Alle Stunden (täglich eine) und sechs Spaziergänge, welche zu dem Unterricht in enger Beziehung standen, trugen den Charakter der deutschen Unterhaltung. — Da die englischen und französischen Kurse ihrer Organisation nach mit den Greifswalder und Marburger Kursen im Wesentlichen zusammenfallen, werde ich sie bei Besprechung der letztgenannten erwähnen.

Soll für die zweite Kategorie der Ferienkurse, der »Cours de vacances« in Frankreich und der Schweiz, die die Aufgabe haben Ausländern Gelegenheit zu geben, die französische Sprache und französisches Wesen an der Quelle zu studiren, ein Beispiel gegeben werden, so fällt die Wahl natürlich auf die berühmtesten und am meisten besuchten, näml. die *Pariser Kurse* der Alliance française. Wie oben angedeutet, ist hier die Scheidung zwischen sprachlich-literarischen und realen Unterrichtsfächern, den Bedürfnissen der fremden Zuhörerschaar entsprechend, so vorgenommen worden, dass das *sprachlich-literarische* in den Vordergrund tritt, während den Realien weniger Aufmerksamkeit gewidmet wird.

Diesem Grundsatz gemäss zerfällt das Programm in drei

Abteilungen: *I Französische Sprache; II Literatur; III Französische Institutionen und Kunst.* Den Schülern von 1902 wurde innerhalb der ersten, der *Sprachgruppe*, die etwa 40 Vorlesungen umfasste, vielerlei geboten: Abrisse aus der geschichtlichen und vergleichenden Grammatik des Französischen, Anleitung zum Studium des Neufranzösischen auf der Bühne und in der politischen Presse, französische Lexikologie und schliesslich Experimental-Phonetik vom berühmten Abbé Rousselot, woran sich praktische Lautübungen unter der Leitung des Phonetikers Fauste-Laclotte anschlossen. Durch Einführung der Vorträge über Phonetik, durch Vorführung phonetischer Apparate und Modelle, sowie durch praktische von phonetischgeschulten Fachleuten geleitete Übungen, ist nunmehr einem grossen Missstand abgeholfen worden, den die meisten Besucher der Pariser Kurse vor 1898 hervorgehoben haben. Es konnten demgemäss die Aussprache-, Lese- und Vortragsübungen (»élocution et prononciation courante» und »lecture et diction»), deren Nutzen wegen der fehlenden phonetischen Unterlage vielfach in Zweifel gesetzt wurde, mit grösserem Erfolg betrieben werden. Zwar wurden jene Übungen durch grosse Beteiligung beeinträchtigt. Auch andere Übungen, die die Spracherlernung zur Aufgabe hatten, wurden vorgenommen: es wurden in Gesprächstunden literarische und grammatische Fragen erörtert, französische Texte erklärt und schriftliche Aufsätze und Übersetzungen aus dem Russischen, dem Deutschen und dem Englischen korrigirt. — Die *Literaturvorträge,* etwa 15 in jedem der zwei Kurse, beschäftigten sich hauptsächlich mit der französischen Literatur des 19 Jahrhunderts, insbesondere mit Victor Hugo und dem »roman d'observation.» Diese Vorlesungen des Herrn Doumic, Verfassers einer in Frankreich viel gelesenen Literaturgeschichte und zahlreicher Einzelabhandlungen über zeitgenössische Dichter, werden als ebenso gediegen wie geistreich und formvollendet gerühmt.

Die *Realien*, welchen etwa 20 Lektionen gewidmet waren, sollten einerseits in die »*Institutionen*» des modernen Frankreich einführen und andererseits einen auf Anschauung ge-

gründeten Überblick der französischen Kunst gewähren. Die Vorträge der Herren Debidour und Thalamas erstreckten sich auf das Gesamte der politischen Einrichtungen und der Gesellschaftsordnung Frankreichs. Die Behandlung des reichen Stoffes war, scheint es, wertvoll und lehrreich durch die geschickte Gruppirung und Auswahl gerade des für den Fremden Wissenswerten. Durch ihre anregende und geistreiche Art zu reden, wussten die Vorleser alle Zuhörer zu fesseln. — Höchst belehrend waren auch die *Kunststudien*, welche die Form sogenannter »visites artistiques«, Besuche einzelner Gebäude, besonders Kirchen, Museen u. dergl., hatten. Diese Besuche geschahen unter Leitung des Herrn Carl, der, selbst Bildhauer und zugleich wissenschaftlich gebildet, nicht nur mit vielem Geschick die wichtigsten Kunstschätze hervorzuheben wusste, sondern auch mit grösster Bereitwilligkeit das zeigte und besprach, was in den Wünschen seiner Zuhörer lag.

Als von der Entstehung der «Cours de vacances» der Alliance die Rede war, wurde betont, dass die Kurse eigentlich den Prüfungen die nötige Unterlage geben sollten. Dieses Moment der *Prüfung* kommt nur in Frankreich vor. Am Ende der Kurse wird ein sogenanntes Examen abgehalten, bei dessen schriftlichem Teil aus drei seit vier Monaten bekannt gegebenen Stoffen je ein Thema zur Auswahl gestellt wird. In der mündlichen Prüfung werden für das »Diplôme élémentaire« Fragen über Literatur und Grammatik gestellt, für das »Diplôme supérieur» Erklärung eines französischen Textes und Beantwortung verschiedener Fragen über Literatur gefordert. Wer sich dieser Prüfung nicht unterziehen will, kann ein Zeugnis (certificat d'assiduité) erhalten, falls er die Kurse regelmässig besucht hat. Mit solchen Besuchsbescheinigungen, die überhaupt von allen — nicht nur den französischen — Kursenbehörden auf Wunsch ausgestellt werden, begnügt sich die Mehrzahl der Ferienkursler.

Das Programm der übrigen »Cours de vacances» ist im grossen und ganzen nach dem Muster der Pariser Kurse aufgestellt worden. Natürlich kommen Abweichungen vor, in

Frankreich z. B. im Programm der Grenobler und Besançoner Kurse, die mehr Realien aufnehmen. Besonders scheint die Geographie, die Geologie und die Pflanzenkunde einerseits der Dauphiné und Savoyens andererseits des Jura und der Franche-Comté in dem Programm ziemlich reichlich vertreten zu sein. Auch kommen vereinzelte Vorträge aus dem Gebiete der Rechtswissenschaft, der Medizin und der Pädagogik vor, die letztgenannten z. B. an den schweizer Ferienkursen, wo 1902 unter anderem neue Aufgaben und neue Wege im Unterricht der lebenden Sprachen besprochen wurden.

Unter den deutschen Ferienkursen treten betreffs der sprachlich-literarischen Unterrichtsfächer die *Marburger* und *Greifswalder* Kurse in den Vordergrund. Die Vorlesungen in der *deutschen* Sprache, die für die Ausländer von besonderem Interesse sind, behandelten 1902 in Marburg z. B. unter anderem deutsche Stilistik, den Lautstand im Deutschen, die Faktoren der Sprachentwickelung und Geschichte der deutschen Schriftsprache. Ausserdem wurden Abschnitte aus dem Gebiete der deutschen Literatur des 19 Jahrhunderts besprochen, Vereinzeltes aus dem Gebiete der Kunst, der Völkerkunde, der Philosophie und der deutschen Geschichte mithineingezogen. Übungen in mündlicher Unterhaltung waren eingerichtet. Um neue Anregungen auf pädagogischem Gebiete zu geben wurden Fragen der neusprachlichen Reform besprochen und eine Ausstellung von Lehrmitteln mit den Kursen verbunden. Greifswald wieder hatte eine Ausstellung bedeutenderer Erscheinungen der neuesten deutschen Literatur veranstaltet.

Die *französischen* und *englischen* Sprachkurse in Deutschland und in Edinburg scheinen im grossen und ganzen nach demselben Grundsatz organisirt zu sein. Die Lehrer sind meist geborene Franzosen und Engländer, die täglich in ihrer Muttersprache Vorträge und Deklamationen halten, wodurch die Kursler sich im Hören der fremden Sprache üben können. In den Übungszirkeln, die etwa 5 bis 10 Teilnehmer zählen und von je einem Franzosen oder Engländer geleitet werden, wird den Teilnehmern Übung im Lesen und in der Konversation geboten. Scheint Jena inbetreff jener fremdsprach-

lichen Kurse das wenigste zu bieten, so nimmt Marburg den entgegengesetzten Standpunkt ein. Wenn, wie in Aussicht genommen ist, in diesem Jahre in Marburg neben den bisherigen speziellen Sprachkursen auch naturwissenschaftliche und teologische errichtet werden, so wird das Programm ebenso abwechselnd sein als das der Greifswalder Kurse, wozu noch der Vorzug kommt, dass in Marburg zwei auf einander folgende Kurse stattfinden, während Greifswald sich mit einem begnügt.

Wenn wir die Quantität des gebotenen Unterrichtsstoffes betrachten, finden wir, dass das Programm der Jenaer Kurse und das der Oxforder und Cambridger Summer-Meetings das meiste bieten, was natürlich durch die Mannigfaltigkeit des Stoffes zu erklären ist. In Jena z. B. wurden 1902 26 Kurse gehalten und zwar teils 12-, teils 6-stündige, mit Ausnahme des deutschen Sprachkursus, der einschliesslich des Unterrichts auf Spaziergängen mehr als 30 Stunden umfasste. Es muss aber bedauert werden, dass die allzukurze Zeit der Jenaer Kurse (2 Wochen nur) es den Kurslern unmöglich macht ausser an dem deutschen Sprachkursus an mehr als höchstens 4 oder 5 Kursen teilzunehmen. Günstiger gestalten sich in dieser Hinsicht die Verhältnisse in England, wo mehr als drei Wochen, und in Greifswald, wo bei weniger reichem Programm, drei Wochen in Anspruch genommen werden. Die reichsten Programme bieten sodann die Marburger Kurse, wo das Deutsche etwa 60 Stunden, das Französische und Englische je etwa 40 Stunden (auf 3 Wochen verteilt) zählen, (die Edinburger Summer-Meetings [englisch und franz.] weisen ungefähr dieselbe Stundenzahl au) und die Pariser Cours de Vacances, die etwa 100 Vorlesungen und Übungen, auf 4 Wochen verteilt, umfassen, was im Durchschnitt eine etwa 4-stündige tägliche Arbeit giebt. Die übrigen Kurse nehmen 2, meistens 3 Stunden des Tages in Anspruch.

Einige der weniger besuchten Ferienkurse, besonders die im nördlichen Frankreich, haben sowol *elementare* als auch *höhere* Kurse, eine Zweiteilung, die auch früher in Paris beobachtet wurde, die meisten aber begnügen sich mit einem

für alle Schüler gemeinsamen Kursus. Die Ferienkurse sind gewissermassen entweder *einfache*, die nur aus je einem Kursus bestehen, oder *doppelte* und *vielfache*, die zwei oder mehrere auf einander folgende Kurse umfassen. Der kürzeste ist der nur zwei Wochen dauernde Jenaer Ferienkursus, dessen deutscher Sprachkursus jedoch drei Wochen umfasst. Von den übrigen einfachen Kursen umfassen die meisten 3 bis 4 Wochen, wie z. B. die Greifswalder und die englischen Sommerkurse. Die französischen dauern in der Regel 3 bis 4, die schweizer 6 Wochen, die Cours de Vacances in Grenoble und Besançon 4 Monate, können aber in 4 Kurse von je einem Monat eingeteilt werden. Bei den englischen und den schweizer Kursen kann ebenfalls eine Zweiteilung vorkommen. Die Pariser und die Marburger Kurse endlich zerfallen in je zwei, à einen Monat (Paris) und à 3 Wochen (Marburg). — Die meisten Kurse werden im *August* gehalten; der einzige, der schon im Juni beginnt, ist der in Bordeaux (16 Juni—13 Juli); Julikurse finden in Greifswald statt, Juli—Augustkurse in der Schweiz (26 Juli—30 Aug.), in Marburg und Paris, Juli—Oktoberkurse in Grenoble und Besançon.

Die *Lehrer* der Ferienkurse sind Universitätsprofessoren und Dozenten, Gymnasiallehrer, Geistliche, Privatgelehrte etc. — Leute, die im allgemeinen gründliche wissenschaftliche Arbeit bieten und deren Vorlesungen meistens nach Inhalt und Form als treffliche Leistungen bezeichnet werden. Um den Bedürfnissen der lernbegierigen Schüler recht entgegenzukommen, sind ausser den einheimischen Vorlesern auch ausländische Grössen an verschiedene Ferienkurse berufen worden. Es hielten z. B. letzten Sommer in Cambridge je ein russischer, französischer, deutscher und österreichischer Historiker Vorträge über die Geschichte des 19:n Jahrhunderts. Auch nahmen einzelne Professoren der Universitäten Amerikas sowie der bekannte Professor der Universität zu Kopenhagen, Jespersen, an dem Summer-Meeting teil. Den Abbé Rousselot, der ein unermüdlicher Besucher der Ferienkurse zu sein scheint, finden wir z. B. 1894 und 1895 in Greifswald, 1897 in Marburg, 1900 in Grenoble. Sein Pariser Fachgenosse, Paul Passy,

gehörte 1898 zu den Vorlesern in Edinburg, 1899 und 1900 trat er in Marburg auf.

Die Leiter der Kurse, die Lehrer und Professoren beschränken sich nicht nur auf die Veranstaltung der Kurse. Vielmehr bezeigen sie die liebenswürdigste Bereitwilligkeit mit den Kurslern in persönlichen Verkehr zu kommen und lassen sich gern in Gespräche über mannigfache Fragen ein. Das bezieht sich ganz besonders auf die Provinzialstädte, wo die Ausländer in geringerer Anzahl vorhanden sind und die Lehrer mehr Zeit haben ihnen näher zu treten. — Die Leiter der Kurse bemühen sich im allgemeinen den Fremden den Aufenthalt so nützlich und angenehm als möglich zu machen, ihnen gute Pensionen zu verschaffen und ihnen Familienanschluss zu ermöglichen. Zwar kann von einem lebhaften Familienverkehr ebenfalls nur in den kleinern Städten die Rede sein, während z. B. den Parisern unmöglich zugemutet werden kann, die Unzahl der fremden Schüler in ihren häuslichen Kreis zu ziehen. Um so erwähnenswerter ist es, dass den an den Kursen teilnehmenden Fremden, besonders den Damen, Abends einige Pariser Salons geöffnet sind »pour leur faire connaître et apprécier le charme de nos intérieurs français», wie es in den an die Zuhörer verteilten Berichten heisst. Auch in Oxford und Cambridge haben zahlreiche Familien die Liebenswürdigkeit, die »Students» zu einem »At Home» oder einem »Tea» einzuladen, was aber bei der übergrossen Zahl der Schüler keinen eigentlichen Familienverkehr ersetzen kann. — In anerkennenswerter Weise erleichtern die Leiter der Kurse den Zutritt zu den Teatern, entweder dadurch, dass sie Freiplätze anschaffen (was namentlich in Paris den Ausländern viel Vergnügen bereiten könnte, wenn nicht bei der grossen Zahl der Ferienkursler durchschnittlich jeder von ihnen sich mit etwa einem Opernbillet und einem bis zwei Teaterbillets begnügen müsste), oder auch dadurch, dass durch ihre Vermittelung die Teater bedeutende Preisermässigungen gewähren. Im Anshluss an die englischen Summer-Meetings, wird von den Schauspielern der Elizabethan Stage Society, deren Spiel fast durchweg als mustergiltig bezeichnet wird, eines der be-

rühmtesten Stücke des ältern englischen Teaters aufgeführt. — Ferner wird den Kurslern der Zutritt zu reservirten Plätzen in den Gerichtsverhandlungen erwirkt und ihnen die Gelegenheit geboten den Abiturientenprüfungen der Gymnasiasten beizuwohnen. Auch die Preisverteilungen, die in den Schulen Frankreichs eine so grosse Rolle spielen, finden, dank den Verwaltungen der Kurse eine Menge von Ferienkurslern unter ihren Zuschauern. Mehrere fremde Lehrer und Studierende benutzen die von der Verwaltung erwirkte Erlaubnis, dem Unterricht in verschiedenen Schulen beizuwohnen. Die Biblioteken nebst dazu gehörigen Lese- und Arbeitszimmern stehen den Kurslern offen. Für die englischen Students werden allsonntäglich Gottesdienste eingerichtet; die Prediger gehören zu den bedeutendsten Kanzelrednern Englands.

Zu den beliebtesten Veranstaltungen der Leiter unserer Ferienkurse, die den Zweck haben die Kursteilnehmer in näheren Verkehr untereinander und mit den Lehrern zu bringen und die freien Stunden in angenehmer Weise auszufüllen, gehören die *Spaziergänge*, weitere *Ausflüge* und *Unterhaltungsabende*. Sofern es sich darum handelt die Sprachkenntnisse zu vermehren, sind jene Vergnügungen natürlich von grösserem Nutzen in den Ländern, wo die Ausländer die Minorität der Teilnehmer ausmachen, in England und Deutschland. Denn bei der grossen Zahl der einheimischen Kursler ist den Fremden vielfach Gelegenheit geboten bei den gemeinsamen Vergnügungen, Spaziergängen und Unterhaltungsabenden Bekanntschaften zu machen, in lebhaften Gedankenaustausch zu treten und die Fähigkeit zu vervollkomnen Gedanken und Gefühle in der fremden Sprache »richtig und gewandt» auszudrücken. Gilt es aber die Sachkenntnis der Kursler zu vermehren, näml. Stätten, Gebäude und dergleichen, die in der Geschichte, der Literatur und dem wirtschaftlichen Leben des betreffenden Volkes eine Rolle spielen oder gespielt haben, aus eigener Anschauung kennen zu lernen, oder ihnen Genuss zu verschaffen, so bieten Frankreich und die Schweiz ebenso, vielleicht sogar mehr Gelegenheit dazu einerseits durch den Reichtum an schönen Bauten und reichen Museen, anderer-

seits durch die Schönheit der Natur, in welcher Hinsicht die Schweiz und das südöstliche Frankreich sowie Schottland den Preis davontragen. Die kürzern und weitern Ausflüge werden unter lebhaftem Anschluss von Seiten der Ferienkursler vorgenommen. Die Edinburger Schüler gehen ins schöne schottische Hochland, die Oxforder besuchen unter anderem das Shakespeare-Haus in Stratford. Von Jena aus werden Weimar, Eisenach und die Wartburg, von Greifswald wird Rügen besucht. Die Schweizer Schüler machen Exkursionen nach Ferney, Coppet und Chillon sowie oft tief in die schöne Alpenwelt hinein, wozu auch die Grenobler Ferienkursler ausgiebige Gelegenheit haben. Von Nancy werden Ausflüge nach Domremy und in die Vogesen geleitet, von Besançon in das Jura-Gebirge, von Tours aus nach zahlreichen architektonisch interessanten Schlössern, die sämtlich in innigem Zusammenhang mit der Geschichte Frankreichs stehen. Die Caen'er Ausflüge gelten meist weithin berühmten normannischen Bädern, wie dem eleganten Trouville, dem aristokratischen Houlgate mit dem sich anschliessenden idyllischen Beuzeval. Von Paris aus besuchen die Ferienkursler gewöhnlich St. Denis, St. Germain und endlich Rouen, dessen grossartige Kirchen und bürgerliche Renaissancebauten den Geist vergangener Zeiten und Geschlechter eindringlich heraufbeschwören.

Der *Hörerkreis* der Ferienkurse ist natürlich ungemein buntscheckig, besonders in England, wo die »Students« den verschiedensten Ständen angehören. Aber auch in den übrigen Ländern sieht man unter den Schülern allerlei Leute: Studenten aller Länder neben vereinzelten Universitätslehrern, Geistlichen, Juristen, Kaufleuten u. a., während jedoch die Lehrer und Lehrerinnen das Hauptkontingent bilden. In England und Deutschland wird die grösste Zahl der Schüler aus dem Reiche gestellt: Ausländer bildeten in Oxford (1901) etwa $^1/_4$ des Hörerkreises, in Cambridge (1902) $^1/_6$, in Jena $^1/_2$ und in Greifswald beinahe $^1/_6$. In der Schweiz und besonders in Frankreich kommen nur vereinzelte einheimische Schüler vor. Die Ausländer, von denen die Deutschen und Engländer die zahlreichsten sind, repräsentiren alle euro-

päischen Nationalitäten. Auch Nicht-Europäer kommen vor; die Amerikaner gehören natürlich nicht zu den Seltenheiten. So zählten die letzten Pariser Kurse ihrer 71. Vereinzelte Finländer nahmen an den Kursen von 1902 teil, z. B. in Jena 6, in Paris und Cambridge je 1, in Genf 3. Die Beteiligung der Finländer scheint übrigens früher grösser gewesen zu sein als letzten Sommer. Im Sommer 1898 z. B. nahmen an den Pariser Kursen 9 Finländer Teil. — In Bezug auf das Geschlecht der Hörer, waren in den deutschen Kursen die Herren zahlreicher vertreten als die Damen. Das weibliche Geschlecht überwog aber in Frankreich, der Schweiz und besonders in England, wo (in Cambridge 1902) von etwa 950 Schülern nur etwa 270 Männer waren. — Es mögen hier einige approximative Angaben der Hörerzahl folgen, von denen ich die meisten den Verwaltungen der Kurse verdanke:

1) 1901: Oxford, 1,200; Cambridge, 950 (im J. 1902).
2) 1902: Jena, 273; Greifswald, 382; Marburg, 200;
3) » Genf, 237; Lausanne, 103;
4) » Paris, 566; Grenoble, 400; Nancy, 135; Caen, 114.

Die übrigen Kurse hatten zwischen 30 und 100 Hörer.

Die *Kosten* scheinen in Jena am grössten zu sein. Werden, nebst dem deutschen Sprachkursus, der 30 Rmk kostet, 4 zwölfstündige Kurse à 10 Rmk besucht, was eine tägliche 5-stündige Arbeit ausmacht, so betragen die Honorare nebst 5 Mk Einschreib-Gebühren = 75 Rmk (93 f. Mk.) Die englischen Kurse kosten bei gleicher Arbeit für Lehrer 30 Sh. nebst Sprach- und Pädagogikkursus = 50 Sh. (63 f. Mk.) Das Honorar für die Kurse in Frankreich beträgt zwischen 50 und 55 Frcs (die beiden Pariser Kurse zusammen 100 Frcs); die Caen'er Kurse kosten 65 und 75 Frcs. In Grenoble kostet der ganze 4-monatliche Kursus 60 Frcs, die ersten 6 Wochen 40 Frcs; in Besançon der ebenfalls 4-monatliche Kursus 50 Frcs, ein Monat 20 Frcs. Die Greifswalder, Marburger und Schweizer Kurse kosten, wenn spezielle Sprachkurse und Übungen mitgemacht werden, zwischen 40 und

50 Frcs (etwa 30--35 Rmk), die beiden Marburger Kurse zusammen 45 Rmk.

Was die *Lebenskosten* anlangt, ist Paris bekanntlich eine der kostspieligsten Grossstädte der Welt, wo nur selten in befriedigender Weise und zu mässigem Preise volle Pension in einer gebildeten Familie gefunden wird. Wohnt man in einer grösseren Pension, so sind 150 Frcs der Mindestpreis, wobei nur selten Gelegenheit zu ausgiebiger Unterhaltung mit Wohnungsgeber und Hausgenossen geboten wird. Der Durchschnittspreis der bessern Pensionen ist monatlich 200 Frcs. Gelingt es einem in gebildeter Familie als Pensionär Aufnahme zu finden, so zahlt man von 200 bis 300 Frcs. — Die Pensionsverhältnisse liegen besser in der französischen Provinz. Zwar kostet das Leben in Professorenfamilien etwa 200 Frcs monatlich, der Preis der Familien-Pensionen aber variirt zwischen 100—150 Frcs. — Die Lebenskosten in der Schweiz und Deutschland entsprechen im allgemeinen denen der französischen Provinzstädte (in der Schweiz 80—150 Frcs monatlich; in Deutschland 20—35 Rmk die Woche). In England scheint das Leben ein wenig teurer zu sein, im Durchschnitt 35 Sh. (45 f. Mk) die Woche.

Es mögen hier nur noch einige Worte über den Nutzen der Ferienkurse folgen. Zuerst soll bemerkt werden, dass jene Kurse natürlich keinen vollen Ersatz für den längern Aufenthalt im Auslande bieten können. Lehrer und Studierende aber, die wegen ihrer Arbeit in den Schulen und an der Universität nicht im Stande sind sich während der Semester im Auslande aufzuhalten, müssen sich mit Ferienaufenthalten begnügen. Gelegenheit zum Hören und Üben der fremden Sprache in der spätern Hälfte des Sommers zu finden, wo die Universitäten geschlossen sind und Professoren und Lehrer aufs Land ziehen, ist, wie wir Neusprachler es mehrmals schmerzlich haben erfahren müssen, mit grossen Kosten und Schwierigkeiten verbunden. Diese zu beseiti-

gen sind die Ferienkurse eingerichtet worden. Sie bieten ihren Schülern Gelegenheit ihre Sprach- und ihre Sachstudien zu mehren. Die grosse Mannigfaltigkeit der Stoffe ermöglicht es einen grossen Wortschatz zu hören; auch ist der Wechsel der Lehrer in den Vorträgen und Konferenzen eine treffliche Schule für das Ohr. Wenn auch, zufolge der grossen Zahl der Schüler, diesen nicht überall genügende Gelegenheit sich selbst im Sprechen zu üben, geboten wird, wenn auch noch gewünscht werden muss, dass die Konversationszirkel weit häufiger werden und höchstens 5—6 Mitglieder umfassen sollten, so bieten immerhin die Ferienkurse, besonders in England und Deutschland, eine Gelegenheit zur Spracherlernung, die nicht zu verachten ist. Der Verkehr mit den einheimischen Schülern vor und nach den Vorlesungen, auf Spaziergängen, Festen, Ausflügen, Konferenzen und Konversationsabenden kann sich recht lebhaft und für die Spracherlernung vorteilhaft gestalten und Anknüpfung von Bekanntschaften ermöglichen, die später von Nutzen sein können. — In Bezug auf Erweiterung der Sachkenntnis scheint der Wert der Ferienkurse auch recht bedeutend sein zu können. »Es mag das Ergebnis je nach dem Standpunkt und den Bedürfnissen des Einzelnen recht verschieden, es mag besonders die Ausbeute an Wissen für manchen vielleicht geringfügig sein: der Hauptgewinn wird für jeden Teilnehmer ohne Ausnahme in der Bereicherung der allgemeinen Erfahrung und Anschauung liegen. Dieser Vorteil, der selbstverständlich ist für jeden gewissenhaft ausgenutzten Ferienaufenthalt im allgemeinen, springt freilich nicht so in die Augen, wo es sich um die Ferienkurse insbesondere handelt; er macht sich unmittelbar vielleicht nur bei den dort gebotenen Realien bemerkbar. Im Übrigen könnte man glauben, es sei bei beschränktem Aufenthalt im fremden Lande Zeitverschwendung, Dinge anzuhören, die einem bekannt oder anderweitig zugänglich sind. Jedoch schon die rein passive Aufnahme des Vorgetragenen, abgesehen von dem behandelten Stoff, hat ihren eigentümlichen Wert durch die geistige Atmosphäre, in die es den fremden Hörer versetzt. Die französische (englische, deutsche)

Eigenart zu sehen, zu urteilen und sein Urteil zu formuliren tritt uns wol auch beim Lesen eines Buches entgegen, aber nicht annähernd so anschaulich und lebendig, wie aus dem gesprochenen Wort, das der sprechende Gesichtsausdruck, die sprechende Bewegung begleitet.» [1]) »Ganz gewiss erhält jeder Teilnehmer der Kurse reiche Anregungen zu fernerem Studium auf dem Gebiete der fremden Literatur und Volkskunde und auch manchen guten Wink in Bezug auf geeignete Bücher. Eine reiche Ausbeute wird den Kurslern möglich gemacht in der Volkskunde (namentlich in England, auch wol in Deutschland). Das Zusammenströmen von Schülern aus allen Teilen des Reiches, aus allen Stämmen, regt naturgemäss zu Beobachtungen im Gebiete der Rassenkunde an, lässt uns Blicke tun in das Wesen der verschiedenen Stämme, aus denen das Volk sich gebildet hat. Einzelne Vorträge und namentlich die Konferenzen bieten besonders viel Volkskundliches, gewähren Einblick und Aufschluss in Bezug auf den englischen (französischen, deutschen) Nationalcharakter, das Staats- und Gemeindewesen, politische, wirtschaftliche und soziale Verhältnisse, das Bildungswesen in allen seinen Verzweigungen, geistige Strömungen und Bestrebungen auf allen diesen Gebieten.» [2])

Es wird demnach neben der *grösseren Sprechfertigkeit* der Hauptgewinn für jeden Teilnehmer der Ferienkurse in der *Bereicherung der allgemeinen Erfahrung und Anschauung* liegen.

H. Andersin.

---

[1]) Lachmund: Ein Ferienkursus in Paris (1897).

[2]) Luley: Der Oxforder Summer Meeting von 1901.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins für das akademische Jahr 1902—1903.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 29 November 1902, bei welcher Sitzung ausser dem Vorstande 23 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Doktor *Pipping* hielt einen Vortrag über »Umlaut und Brechung» in den nordischen Sprachen.

§ 3.

Doktor *Wallensköld* leitete eine Diskussion über die Beschaffenheit der Lektüre beim höhern Schulunterricht der modernen Sprachen ein. Doktor W. fand, dass keines der französischen Lesebücher, die uns jezt zu Gebote stehen, den Forderungen genügt, die er an ein Lesebuch stellen wollte. Der Vortragende stellte 2 Thesen folgenden Inhalts auf: 1) Die Lektüre soll nicht aus Lesestücken bestehen, die ausschliesslich vom schönliterarischen Standpunkte ausgewählt sind; Lesestücke eines realeren Inhalts, die sich auf die Erdkunde, Geschichte, Literaturgeschichte u. s. w. des betreffenden Landes beziehen, sollen auch vorkommen. Dr. W. meinte nämlich, dass Stücke dieser Art, welche die Schüler zu Hause vorbereitet haben, sich besser zu Sprechübungen eigneten, und da sie den Schülern einen grösseren positiven Gehalt gäben, nützlicher seien als belletristische Stücke. 2) Wünschenswert wäre, dass es für die modernen Sprachen auch ganz kurzgefasste literarhistorische Handbücher gäbe, welche in den betreffenden Sprachen geschrieben und als Lektüre in den höhern Klassen angewendet werden könnten.

Es enstand eine recht lebhafte Diskussion, woran sich besonders Prof. Söderhjelm und Doktor Wallensköld beteiligten. — Prof. S. machte darauf aufmerksam, dass in unseren französischen Lesebüchern auch eine nicht so unbedeutende Zahl solcher nützlichen Stücke anzutreffen sind. Überhaupt teilte prof. S. die in der ersten These ausgesprochenen Ansichten; jedoch fand er, dass

bei der Zusammenstellung eines Lesebuches vor allem ein ästetischer Gesichtspunkt berücksichtigt werden soll. Hauptsächlich sollen deshalb auch in demselben belletristische Stücke besten Stils und fesselnden Inhalts enthalten sein. Das erste Ziel des Sprachunterrichts ist ja doch, dass die Schüler die betreffende Sprache gut lernen und dies geschieht am besten dadurch, dass ihnen Lesestücke obenerwähnter Art geboten werden. Auch eine gute Erzählung kann ja als Stoff für Sprechübungen dienen oder eignet sich wenigstens dazu von den Schülern frei wiedergegeben zu werden.

Frau *Freudenthal* hielt es für besonders wichtig, dass bei den Schülern durch die fremdsprachliche Lektüre Interesse für das Land und Volk, dessen Sprache sie erlernen, erweckt wird.

Frl. *Lindfors* schloss sich den von Prof. Söderhjelm ausgesprochenen Ansichten an.

Der Verein beschloss im Wesentlichen die erste von den von Dr. W. aufgestellten Thesen anzunehmen. Die zweite beschloss der Verein bei einer der nächstfolgenden Sitzungen zu eingehender Diskussion aufzunehmen.

In fidem:

Matias Wasenius.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 31 Januar 1903, bei welcher Sitzung ausser dem Vorstande 18 Mitglieder anwesend waren. — In der Abwesenheit des Sekretärs wurde das Protokoll von Dr. Palander geführt.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Der Bericht der Revisoren für das Jahr 1902 wurde verlesen und beschloss der Verein dem Kassenverwalter Decharge zu erteilen.

§ 3.

Fräulein *Bohnhof* hielt in englischer Sprache einen Vortrag über die Shakespeare-Bacon-Frage, wobei insbesondere auf ein im vorigen Jahre mit dem Titel »The mystery of William Shakespeare» erschienenes Buch von Professor Webb Rücksicht genommen wurde.

§ 4.

Fräulein *Andersin* erstattete in einem längeren Vortrag Bericht über die Ferienkurse im Auslande. Zuerst wurde die Entstehung und das allmähliche Umsichgreifen der Idee von Ferienkursen geschildert, wonach eine eingehende Erörterung der verschiedenen Kurse in England und auf dem Kontinent folgte.

Der Vortrag veranlasste eine Diskussion, in welcher einige Vereinsmitglieder ihre persönlichen Erfahrungen von den Ferienkursen mitteilten. — Frau *Freudenthal* war geneigt von den verschiedenen Orten, unter welchen die Wahl getroffen werden kann, einem kleinen Orte den Vorzug zu geben, da man hier in voller Ruhe sich seinen Studien widmen kann und eine bessere Gelegenheit findet das Volksleben kennen zu lernen als in einer grossen Stadt. Besonders wollte Frau F. Marburg empfehlen, das einen sehr guten Eindruck gemacht hatte. — Dr. *Uschakoff* zog einen Vergleich zwischen den Kursen in Grenoble und Jena. Die erstgenannten hatten den Vorteil, dass der Zutritt zu den Vorlesungen der Professoren jedem frei war. Dagegen waren die Anordnungen für das praktische Erlernen des Französischen nicht zu loben und die Zahl der Teilnehmer an den Übungen zu gross. Auch schienen die Professoren, denen der Unterricht in der Aussprache anvertraut worden war, nicht genügende Kenntnisse in der wissenschaftlichen Phonetik zu besitzen. — In Jena war der Übelstand vorhanden, dass man keine Gelegenheit hatte viele Vorlesungen zu hören und dass für diejenigen, zu welchen der Zutritt gestattet war, ein besonderer Preis bezahlt werden musste. Die von der Vortragenden aufgeworfene Frage, ob die Ferienkurse für unsere Studenten zu empfehlen seien, wollte Dr. U. für sein Teil bejahen. — Auch Dr. *Wallensköld* war der Ansicht, dass die Kurse den Studenten sehr nützlich seien und empfahl lieber einen kleinen Ort zu wählen als eine Grossstadt, weil dort sich besser Gelegenheit fände Bekanntschaften zu machen und die Sprache praktisch zu lernen. In ökonomischer Hinsicht würde Greifswald wegen der kurzen Reise sich als der vorteilhafteste Ort für einen Ferienkursler erweisen.

In fidem:

Hugo Palander.

Der Bericht der Revisoren

über die Kassenverwaltung des Neuphilologischen Vereins für die Periode 1 Februar 1902—31 Januar 1903.

Einnahmen.

78 Abonnements der Neuphil. Mitteil. à 4 Mk .	Fmk	312: —
Jahresabgaben der Mitglieder	»	435: —
Beitrag der Universität für die »Mémoires« T. III	»	2,000: —
Verkaufte Exemplare der »Mémoires»	»	195: —
Summe	Fmk	2,942: —
In der Kasse d. 1 Febr. 1902	»	1,531: 82
Summe	Fmk	4,473: 82

Ausgaben.

Druckkosten der Neuphil. Mitteil.	Fmk	608: 51
Distribution » » »	»	44: —
Druckkosten » »Mémoires» T. III	»	2,446: 55
Bilder für die » » »	»	50: —
Distribution der » » »	»	67: 28
Anzeigen	»	61: 80
Bedienung	»	35: —
Summe	Fmk	3,313: 14
In der Kasse d. 31 Jan. 1903	»	1,160: 68
Summe	Fmk	4,473: 82

Helsingfors den 31 Januar 1903.

Matias Wasenius.

Bei der Revision der Rechnungen des Neuphilologischen Vereins haben wir sämtliche Posten mit den uns vorgelegten Verifikaten wie auch die Kasse mit der oben angegebenen Summe übereinstimmend gefunden, und schlagen wir deshalb vor, dem Kassenverwalter Decharge zu erteilen.

Helsingfors wie oben.

A. Lindfors. *J. Poirot.*

Mitteilungen.

Die histor-phil. Sektion der philosophischen Fakultät hat den Dozenten der romanischen Philologie Dr. *A. Wallensköld* zum a. o. Professor vorgeschlagen.

Der dritte Band der *Mémoires de la Société néophilologique à Helsingfors* ist von Oscar Grojean in der *Revue de l'Instruction publique en Belgique* (Jan. 1903) und von A. Pillet in der *Deutschen Literaturzeitung* (1902, Nr. 50) besprochen worden. Ausserdem hat R. Mahrenholtz in der *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* (Bd. XXV) über den in den *Mémoires* veröffentlichten Aufsatz J. Poirot's (»A propos de V. Hugo») gesprochen.

HELSINGFORS 1903,
AKTIBOLAGET HANDELSTRYCKERIET.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

15/4 — 15/5	Acht Nummern jährlich. Preis 4 Fmk. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Dr. H. Palander, Alexanderstr. 19) zu senden.	1903

The Mystery of William Shakespeare.

In 1848 a certain Mr. J. C. Hart of America threw out some doubts about the authorship of Shakespeare's plays in a book, called *The Romance of Yachting*, whether in joke or in earnest we do not know. This gave rise to the theory that Bacon was the author of Shakespeare's plays. A controversy began, which has lasted until the present day and will last while »good and sound knowledge will putrify and dissolve into a number of subtle, idle, unwholesome and vermiculate questions, which have indeed a quickness and life of spirit, but no soundness of matter or goodness of quality», as Bacon says in his *Analysis of the Abuses of Learning*. Now the Bacon-myth has half a million of believers, its own bulky literature, its own review, the Baconiana, while numberless essays and articles are written about it. In defence of the craze may be alleged, that no author furnishes a more tempting subject for writers, who »want to rush before the public with a discovery», than the mysterious Shakespeare, about whom the most minute research has been almost fruitless. Eminent scholars like Mr. Halliwell-Phillips in his *Outlines* (with »an authentic collection of all the known facts respecting the personal and literary history of the great dramatist»), Mr. Sidney Lee in his *Life of Shakespeare,* Mr. Justice Madden in his *Diary of Master William Silence* and Mr. Swinburne in

his *Study of Shakespeare*, not to mention Georg Brandes and the Germans, have been able to add very little to our knowledge of Shakespeare.

Our actual knowledge consists of a few dry dates and a few allusions to him by his contemporaries, allusions made to the man and actor, not to the author, while all the rest of our information rests so to say on tradition. The Earl of Southampton, the only patron of Shakespeare, known to biographical research, has left no record of his patronage; the Burbages, his employers and fellowactors had no conception of his intellectual superiority, as none of them mentioned him as an author; and Shakespeare never himself claims the authorship of the plays and never mentions them in his will, while the only specimens we possess of his handwriting are the words »By me» and five signatures.

In the present age the influence of an author's life on his works is considered of so much importance, that biographers bodily follow the footsteps of the author, in order to gain an insight into his thoughts and feelings; men of genius sit as it were on a pedestal, and are interviewed by people hungering for the minutest details of their lives; no wonder then that scholars turn in despair from a man whose whole life seems to have been ruled by the sentiment, expressed in the lines on his tombstone, which tradition attributes to himself:

Good friend, for Jesus' sake, forbeare
To digg the dust encloased heare;
Bleste be the man that spares thes stones,
And curst be he that moves my bones.

Again if we turn to Shakespeare's dramatic and other writings and try to construct a theory about the author's life on this basis, the greatest difficulties meet us. The plays attributed to him either contain parts that are utterly un-Shakespearian and must be ascribed to Greene, Marlowe and others, or they exist in different shapes, difficult to distinguish some of them being piratical editions. In some cases it can

hardly be ascertained whether they were touched by his hand at all. In the folio edition, printed seven years after the death of the author in 1623, his fellow-actors, Hemming and Condell, profess to give »all the plays of Shakespeare cur'd and perfect of their limbs, and absolute in their numbers, as he conceived them», but through careful research we have been able to ascertain, that in numerous cases these men are not to be relied on. Ben Jonson who in his earlier days is thought to have denounced Shakespeare in his *Book of Epigrams* as »A Poet-ape who takes up all, makes each man's wit his own», wrote on the flyleaf of the folio with the portrait of the poet before him, apparently for the information of posterity: »The figure that thou here seest put, It was for *gentle* Shakespeare cut» and his *Memorial Verses* in the folio contain the most ample praise of the author — Jonson calling him »my beloved» and »soul of the age.» These and various other inconsistencies make it hard to arrive at any decided conclusions about the mysterious man, the great genius, whose works have influenced England and the world for nearly three-hundred years. No wonder then that the most ridiculous theories have been set up about him.

The Mystery of William Shakespeare is the name of a book by Judge Webb, Fellow of Trinity College, Dublin, and Professor of the University. It appeared last summer and treats of the Bacon - versus - Shakespeare subject in such a clever and interesting manner that it has given new life to the question and been the cause of sundry articles in English and American reviews. It may be worth while to take it up here tòo, though Georg Brandes has in his clever biography of Shakespeare made Scandinavian readers acquainted with the Bacon theory and at the same time refuted it in the most brillant manner.

A short history of the quarrel and the names of the most important writers on the question may be of interest before we proceed to Mr. Webb's book.

As was already mentioned, Mr. J. C. Hart began in 1848. In 1856 William Smith propounded the Bacon-theory

in full earnest in a letter and subsequently in a small volume, founding his assertion on parallel passages and quoting some words out of a letter to Bacon from his friend Matthew as evidence. The same year 1856 another champion arose in the person of Miss Delia Bacon. She died in a lunatic asylum after having haunted Shakespeare's grave, where she hoped to find the clue to the mystery. In 1866 Nathaniel Holmes, also an American, wrote a voluminous work to show, that the vagabond William Shakespeare, coming from a bookless neighbourhood and who could hardly write his own name, had made the great Bacon's fame his own. Then follows Mrs. Henry Pott in 1883; she edited Bacon's *Promus of Formularies and Elegancies* with a view to showing that the compiler of the Promus must have written the plays, giving thousands of similar expressions found in both. These parallels are »Amen» and »well» and »I was thinking» and »bonjour» and others, most of them trivial words and phrases, that may be found in any book of the age. It reminds one of people who make it their study to count the »ands» and the »ors» in the Bible. There are still to be mentioned Mr. Donnelly's *Great Cryptogram* and Mr. Edwin Reed's *Bacon versus Shakespeare*, the latter work having lately appeared in its seventh edition, before we speak of the curious work of one Mrs. Gallup, a native of Detroit, Michigan, *The Bi-literal Cypher of Sir Francis Bacon.* Last year's Nineteenth Century opened its columns to a controversy on this book, a facsimile of a piece of the folio edition being given to illustrate Mrs. Gallup's theory. It appears that Bacon invented a cypher and published a book about it. Mrs. Gallup applies this wonderfully simple cypher to Shakespeare's works. We shall not take the trouble to explain her system here but only mention some of the wonderful discoveries Mrs. Gallup makes through her cypher-reading. She finds out that not only Shakespeare's plays but Marlowe's, Greene's and even Spenser's works were written by Bacon, and further that Bacon and his friend Essex were both Elizabeth's sons, the lawful issue of a secret marriage with Leicester. We will only add Mrs. Gallup's admis-

sion, that none can read the cypher properly but he who has the proper inspiration, and then leave her in the hope, that she may not »Gallup» into the lunatic asylum after Miss Bacon.

And now to Mr. Webb's book. Two things strike one in reading it. Mr. Webb is a great admirer of Bacon (the lawyer of the lawyer) and knows him to perfection, — and Mr. Webb wields the weapons of his scholarship with great dexterity. The ground on which he bases his disbelief in Shakespeare's authorship is the strangeness of the poet's career. The problem is always uppermost in his mind how a young man, who had very little opportunity for study and who came from a bookless neighbourhood, could acquire the knowledge Shakespeare displays. To this anomaly he returns in every chapter, whatever it may otherwise contain. We will however go deeper into some of the matter, Mr. Webb sets forth.

The first chapter he devotes to proving, that the author and actor are not one and the same. There exist the five signatures in Shakespeare's own handwriting but they are all spelt *Shakspere* while the author's name is always spelt *Shakespeare*. Very cleverly Mr. Webb goes on to prove that the »man-player and deserving man», mentioned by Burbage, is the actor, while the real Shakespeare, that is Bacon, mentioned by Jonson in his famous eulogy, prefixed to the folio, is the poet, that is no other than Bacon, as he will prove later. He explains Jonson's words »Sweet Swan of Avon» in a way that does not convince anybody. Mr, Webb, however, is so sure of his theory that he never forgets to distinguish between the actor *Shakspere* and the author *Shakespeare* throughout the whole book.

The following chapter contains a short resumé of all the difficulties a Shakespeare scholar has to conquer to distinguish Shakespeare's own handiwork in his plays, to find out what parts of them must be attributed to Marlowe, Greene, Dekker, or even Fletcher and what belongs to the old text, which Shakespeare retouched.

In a chapter called the Scholarship of Shakespeare, Mr.

Webb fights his great battle. Even to the greatest Shakespeare enthusiasts it must seem wonderful that the poor half-educated youth could acquire the knowledge of ancient literature and philosophy, of law and science displayed in his very first plays. To his believers this is a sign of his superhuman powers, but it affords the Baconians the weightiest reason for denying him the authorship. As there is not a single particle of actual evidence respecting Shakespeare between 1587 when he is supposed to have come to London and 1592, before which year *Love's Labour Lost*, *The Comedy of Errors*, *A Midsummer Night's Dream, Romeo and Juliet, Hamlet,* in its earliest shape, *Titus Andronicus*, *King John* and the trilogy of *Henry the Sixth* must have been written, the Baconians with Mr. Webb at their head take the liberty of believing, that the young man from Stratford was unable to do, what their candidate, Bacon, was through his long course of study the right person to accomplish. Mr. Webb enumerates all the works, which the author must have studied even before he wrote the first of his plays, *Henry VI.* He knew *Horace*, Sidney's *Arcadia* and Lyly's *Euphues* before he wrote *Love's Labour Lost.* The *Comedy of Errors* was founded on the Latin Plautus, not on a translation, the first translation appearing in 1595. And in all the plays he parades his most intimate knowledge of English Jurisprudence. These are the arguments in favour of Bacon. Of course a perusal of Bacon's works would convince anyone, who was not prejudiced, how unfit Bacon was for the task, however much learning he possessed. It was the fashion of the time to parade one's learning and Shakespeare could not help falling in with it, though he caricatures writers like Lyly and Sidney in some instances.

I cannot resist the temptation of here saying a few words about Bacon.

Born in 1561 Bacon was Shakespeare's senior by three years. He was never young. Already at the age of 23 he wrote a letter of advice to the Queen, in which there is a singular want of enthusiasm. His friendship with the ardent, enthusiastic Essex was onesided. It was Bacon's misfortune,

never to have passed through the stage of admiration, which goes far to develop a complete character. And of love there is no mention made. He sought a wife who could bring him money, being himself penniless. He was a wary politician down into the depth of his soul. When his admiring and faithful friend Essex was brought before the council to answer for his conduct in Ireland, Bacon, after a faint attempt to excuse himself, submitted to the Queen's pleasure and appeared at the bar in support of the charges. The Earl's life was taken in consequence of Bacon's pleadings. The Queen, who had been pleased with some of his writings, probably his essays written in imitation of Montaigne's, selected him to murder the Earl's fame by writing »A Declaration of the Practices and Treasons attempted and committed by Robert, Earl of Essex», and he did so. It strikes one that a man with such a bent of mind, however great a genius he may be and whatever learning he may possess, could not write Shakespeare's works, where mean actions are always placed in their proper light. Besides Bacon was old from the cradle; he lacked the lightheartedness and humour, the fancy and passion that speak in every line of Shakespeare. We might be convinced of his writing the philosophical passages but never the humorous or fantastic. There exists a collection of private memoranda, known as the *Commentarius Solutus*, set down in 1608. It is said to be full of hints as to the advancement of his great schemes in science and politics as well as to the advancement of his own fortunes. Great ideas jostle small ones, says his biographer, and the thought of a restoration of philosophy or of laying the foundation of a showy foreign policy is found side by side with a plan for flattering the Lord Chamberlain, who might be helpful, and other mean matter. Bacon's biographer does not mention any allusions to poetry or drama in these private memoranda, where they would have been safe from the eyes of the world, as the Baconians have it, that Bacon kept his authorship secret on account of the discredit it would have been to a man of his high aspirations, dramatic literature being at that time consi-

dered no literature at all. By an anti-Baconian this same argument may be used in favour of Shakespeare. It was then quite in accordance with the opinion of the time that he valued his dramas as little as his contemporaries did and left them to be published by whoever cared to do so. — We will say one more word about Bacon and then return to our book. Would he not, if the gift of song had really been his, have paid his homage to Elizabeth as the other poets of the time did, he who fawned on great people, to gain influence in politics. Now Shakespeare was the only poet, who absolutely refused to do homage to her.

In a chapter called »the Identity of Shakespeare» there is one argument that may be worth mentioning. Mr. Webb quotes the following lines out of Sonnet 76:

Why write I still all one, ever the same,
And keep *invention* in a noted *weed,*
That every word doth almost tell my name,
Showing their birth and whence they did proceed?

He makes out that the second line meant, that Shakespeare was not the real name of the author, who was fearful lest his identity should be discovered. His name must be Bacon. An explanation is supplied by Bacon himself in his *Henry the Seventh* where he says, that a man »clad himself like a hermit and in that *weed* wandered about the country.» Further Mr. Webb quotes a saying of Bacon's that »his head was wholly employed about *invention.*» And from these two parallels Mr. Webb makes out his great case. The same man whose head is wholly employed about *invention* and who uses the word *weed* must have written the sonnets, nay the poems and plays. Here, I think, lies Mr. Webb's weak point. As long as he represents the difficulties of studying Shakespeare and of understanding the gigantic genius that so wonderfully adapted itself to new spheres of thought, we follow him with interest. But when he propounds arguments in favour of Bacon, he treads on such uncertain ground, that one does not care to listen to his arguments.

Mr. Webb further gives us the facts of Shakespeare's acquaintance with Jonson. He is of opinion that Jonson spoke ill of the actor during his life and quotes sundry passages out of Jonson's works in evidence thereof. How then could Jonson admire him so prodigiously in his »Memorial Verses»? Who does not know the saying about envy between authors and artists? He may have forgiven Shakespeare when he lay in his grave. But then Mr. Webb explains the following line under »The Figure»: »It was for gentle Shakespeare cut» to mean: »it was instead of gentle Shakespeare cut.» He says that the author could not have been dead whom Jonson addressed thus in his introduction to the folio: »Thou art a Moniment without a Tomb.» The context explains how wrong Mr. Webb is.

If anything is certain in regard to the sonnets, poems and plays it is certain that the author was a lawyer, says Mr. Webb, and quotes a series of law-terms, that none but a lawyer could have written.

We will not stop to examine this but pass on to his assertion that Shakespeare was Bacon, that is a man of science, and see how it has been refuted by an antagonist in the Nineteenth Century by a quotation from *Coriolanus*. Bacon says about himself, that he rang the bell that called the wits together, and both in political and scientific questions he had to give teaching, which his own generation was incapable of comprehending. But in some things he was behindhand. He either knew nothing of the circulation of the blood or did not believe in it. This is evident from his frequent allusions to the blood and its functions in his works. Now Shakespeare did believe in the new theory. It is Coriolanus' friend who makes the belly answer the other members of the body thus:

»True is it, my incorporate friends», quoth he,
»That I receive the general food at first,
Which you do live upon; but if you do remember,
I send it through the rivers of your blood
Even to the court, the heart, — to the seat of the brain,

And through the cranks and offices of man.
The strongest nerves and small inferior veins
From me receive that natural competency,
Whereby they live.»

This chapter further affords Mr. Webb the opportunity of giving numerous proofs in the form of parallels of phrases and words which, as he says, supply evidence, that decides the question. We will quote only a few: »Discourse of reason» he finds constantly in Bacon and several times in Shakespeare. Now »discourse of reason» occurs, according to Mr. Webb's antagonist in the Saturday Review, in Florio's translation of Montaigne, the only book which we are sure Shakespeare must have read, since there exists a copy with his name on the fly-leaf; the book is now kept at the British Museum. »Excrements» for hair is used by Bacon in his *Natural History* and by Shakespeare in several plays. No wonder since it was quite a common expression in the 16th century. Lines from *Richard III* describing the »water swelling before a storm» are compared with a passage in Bacon's works. Shakespeare has taken the remark directly from the work, which furnished him with the plot. Bacon says that young cattle, brought forth in the full of the moon are stronger than those brought forth in the wane: Shakespeare adopts the idea and calls Caliban a mooncalf. If Mr. Webb had studied the Clarendon press edition of *the Tempest* he would find the following explanation: mooncalf: — See Holland's translation of Pliny: »a false conception called Mola, a moonecalfe, that is to say, a lumpe of flesh without shape» etc Shakespeare and Bacon have described the phenomena of approaching death. The one speaks of the »nasus acutus», the other »the nose as sharp as a pen»; Bacon mentions the »frigus extremitatum» and the »clamor», Shakespeare the »feet as cold as stone and the crying out God, God, God three or four times. And Mr Webb points out that the *Historia Vitæ et Mortis* by Bacon was not published till long after Shakespeare's death. Does Mr. Webb really believe, that such very common phenomena must be studied out of books?

Some interesting matter is found in the chapter »Of certain Plays of Shakespeare» concerning *Richard II.* It was the first of the plays that was published with the name of Shakespeare. It was catalogued in the Northumberland papers, found 1867 in Northumberland House, with some of Bacon's works, and on the title page of the manuscript volume there are scribblings of a quotation from the *Rape of Lucrece,* and the words *Shakespeare* and *William Shakespeare* in close connection with the name *Bacon.* Mr. Webb's inference need not be mentioned.

A redeeming feature of Mr. Webb's book are the last words: »whether Shakespeare wrote for gain or not, it is certain that he did not write for glory. Whoever was entitled to that glorious name, he never claimed it himself. In the highest creations of genius it is the work that is immortal.» — We agree with him. The author was Master Silence.

It strikes one after a renewed study of Shakespeare that the mystery of the young man from Stratford resolves itself into the mystery of the great genius.

A. Bohnhof.

Vom Unterrichte der s. g. allgemeinen Grammatik.

Da ich neulich eine längere Zeit Gelegenheit hatte, den modernen Sprachunterricht in den ersten Lehranstalten Deutschlands und Skandinaviens aus unmittelbarer Anschauung kennen zu lernen, will ich dem Wunsche der Redaktion dieses Blattes entgegenkommen und einige Gedanken über die Frage von dem Unterrichte in der s. g. allgemeinen Grammatik niederschreiben.

Der traditionelle Sprachunterricht fusst einerseits auf einer verkehrten Auffassung von dem Wesen und der Entwickelung der Sprache und anderseits entspricht derselbe nur in seltenen Fällen dem Standpunkte der modernen psychologischen Didaktik.

Bis in die Mitte des vergangenen Jahrhunderts stand die Sprachwissenschaft unter dem Zeichen des alten Aristoteles, der bekanntlich seine logischen Kategorien aus den Sprachformen ableitete. Der philosophischen Sprachwissenschaft, die ihren Höhepunkt in dem »Organismus der Sprache» von K. F. Becker erreichte, verdanken wir die Annahme eines allgemeinen, auf abstrakt-logischen Prinzipien beruhenden Systems der Grammatik. Die Sprachphilosophen sahen in der Sprache eine angewandte Logik, und so entstand die »allgemeine» Grammatik. Die Ansicht, dass es eine allgemeingültige Form des menschlichen Sprachbewusstseins gebe, wurde zwar schon im Jahre 1855 durch H. Steinthals grundlegendes Werk »Grammatik, Logik und Psychologie» als unhaltbar nachgewiesen. Wenn ein Sprachforscher sich noch heutzutage bemühte die Irrwege der philosophirenden Sprachwissenschaft zu betreten, so würde man ihn kaum für ernst nehmen. Die »allgemeine» Grammatik als Wissenschaft existirt nicht mehr. Die genannte Ansicht aber, die auf der Verwechselung zwischen Logik und Grammatik und auf einer mangelhaften Erkenntnis der Gesetze der sprachlichen Entwickelung beruht, herrscht noch in der alt überlieferten Praxis der Schule. Auf dieser Ansicht, die noch in weiten Kreisen sogar die Geltung eines Dogmas hat, sind unsere Lehrpläne[1]) aufgebaut. Die Organisation der Lehrpläne entspricht nämlich durchaus der alten philosophischen Sprachauffassung, nach welcher das Studium der Grammatik der fremden Sprachen zur Kenntnis der »allgemein gültigen» grammatischen Kategorien führe und also auch dem Unterrichte in der Muttersprache diene. Die Zahl der wöchentlichen Stunden in der Muttersprache ist auf das Minimum niedergedrückt worden, denn das einheimische Idiom könne ja — so behaupteten die Sprachphilosophen — eines planmässigen und eingehenden Studiums, besonders auf dem grammatischen Gebiete, entraten.

---

[1]) Lehrpläne im eigentlichen Sinne des Wortes giebt es bei uns gar nicht, in der Praxis der Schule sind solche verschiedener Art jedoch entstanden. Vgl. § 5 in der Schulordnung vom 8 August 1872.

Diejenigen pädagogischen Schriftsteller, die mit der Zeit gehen, der Entwickelung der Wissenschaft folgen und die mit der zeitgenössischen Litteratur vertraut sind, geben zwar zu, dass eine tiefe Kluft zwischen der wissenschaftlichen Sprachauffassung und der traditionellen Schulpraxis besteht und dass eine Verbesserung des alt überlieferten Sprachunterrichts dringend notwendig ist. Wenn aber der Sprachunterricht nach der tieferen wissenschaftlichen Erkenntnis gestaltet und von philosophirenden Abstraktionen befreit werden soll, wenn die Beseitigung schwerer Irrtümer und grober Versündigungen gegen den kindlichen Geist der Schüler in Frage kommt, dann treten tiefgehende Meinungsverschiedenheiten auf.

Aus den in Preussen vorgeschriebenen Aufgaben in der Grammatik der Muttersprache, die ganz dieselben für alle drei Arten der höheren Schulen sind, welche aber hier abzudrucken der Raum mir nicht gestattet, geht hervor, dass die Muttersprache als »grundlegend» [1]) unterrichtet werden soll. Anders kann es auch nicht sein, wenn nun einmal eine Sprache als »grundlegend» getrieben werden soll, d. h. wenn eine Sprache die Kenntnis der elementaren grammatischen Begriffe vermitteln soll. Grundlegend in diesem Sinne muss die Sprache sein, die dem Schüler am nächsten liegt. Dies wurde bereits von dem hervorragenden pädagogischen Revolutionären Ratichius betont; er sagte: »Erste Unterrichtssprache ist die Muttersprache, auch in dem Sinne, dass an ihr die Grammatik zuerst eingeübt werden muss, darnach an den fremden Sprachen.[2])

Diese Tatsache wurde auch von den Lehrern der Muttersprache erkannt in den Lehranstalten, wo der Sprachunterricht nach den Prinzipien der modernen Pädagogik getrieben wird. Es war ihnen unbegreiflich, wie man durch Vermittelung einer für die Schüler ganz unbekannten fremden Sprache die grammatischen Begriffe klar machen könnte, welche einem

---

[1]) Ich gebrauche diese landläufige Benennung, obwol sie mir immer wunderlich und unwissenschaftlich vorgekommen ist; sie dürfte wie vieles Andere auf dem Gebiete des Schulunterrichts auf Selbsttäuschung beruhen.

[2]) *Fr. Paulsen,* Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten, zweite Aufl. I, 462.

rationellen und von leerem Verbalismus befreiten muttersprachlichen Unterricht notwendig sind. Ebenso waren sie davon überzeugt, dass die Kenntnis in der Grammatik der Muttersprache von Belang und praktischem Nutzen ist, denn es sei den Schülern unmöglich ohne dieselbe das einheimische Idiom weder mündlich noch schriftlich mit Verständnis zu gebrauchen. Schon für die Interpunktion und ein sinngemässes Lesen sei das elementare grammatische Wissen, welches auf der Kenntnis der formalen Verhältnisse und auf dem Verständnis für den Aufbau des Satzes beruht, erforderlich. Sie waren der Ansicht, dass das Einprägen der elementaren grammatischen Begriffe beim muttersprachlichen Unterricht keineswegs die Schüler langweile und ihnen zuwider sei, falls die Sache nur in praktischer und zweckmässiger Weise und unter Vermeidung aller abstrakten Definitionen und Regeln getrieben wird. Nach manchen sollten die grammatischen Kenntnisse, die beim Unterricht in der Muttersprache erworben sind, beim fremdsprachlichen Unterricht noch vertieft und ergänzt werden. In den Schulen wieder, wo der Unterricht in fremden Sprachen nach der grammatisirenden Methode getrieben wird, hegen die meisten Lehrer auch betreffs des muttersprachlichen Unterrichts konservative Ansichten und treiben denselben schlendrianmässig und auf eine Weise, die oberflächlich genannt werden dürfte. Ein Direktor soll sogar so weit gegangen sein, dass er trotz der ausdrücklichen Vorschrift der Lehrpläne den Lehrern in der Muttersprache verboten hatte, auf den untersten Klassen sich auf die Erklärung der »allgemeinen» Grammatik einzulassen.

In den Lehranstalten, wo die Reformmethode in dem fremdsprachlichen Unterricht herrscht, schien die praktische Ausführung der oben angeführten sprachlich-pädagogischen Grundsätze zu Aller Zufriedenheit auszufallen. Der Erfolg des Unterrichts, der in vollends rationeller Weise und nach der induktiven Methode getrieben wird, erregt allgemeine Befriedigung.

In anderen Schulen aber wird vorzugsweise nach der deduktiven Verfahrungsweise gearbeitet. Man hat Vorliebe

für Abstraktionen, man geht von Regeln und Definitionen aus, welche dann durch Beispiele näher beleuchtet werden. Was die Anschaulichkeit des Inhalts in diesen Beispielen aber anbelangt, so lässt sie viel zu wünschen übrig. Bei Zurückgabe schriftlicher Arbeiten in der Muttersprache z. B. giebt man sich im allgemeinen sogar bei schweren syntaktischen Fehlern mit einer einfachen Korrektur zufrieden ohne eingehender die Art der Fehler zu erklären; man kümmert sich gar nicht darum, ob der betreffende Schüler nach der Verbesserung wirklich im stande ist einzusehen, worin der grobe Schnitzer gegen die muttersprachliche Syntax eigentlich besteht. Man wünscht des Unbequemen überhoben zu sein, was einem immer begegnet, wenn man dem künftigen Begehen solcher Fehler zuvorkommen will. Man überlässt den Lehrern in den fremden Sprachen eine Aufgabe, die einem selbst obliegt. Dass der Unterricht unter ähnlichen Umständen keinen Erfolg hat, liegt in der Beschaffenheit des Lehrstoffes und in der Natur des geistigen Lebens.

* *

*

Der bekannte Professor in Jena K. V. Stoy († 1883) hat eine Methode des muttersprachlichen Unterrichts ausgearbeitet, die an verschiedenen Schulen in Deutschland, vor allem in Sachsen, zur Anwendung gebracht worden ist. Das Charakteristische dieser Methode ist, dass der grammatische Unterricht besonders in den drei Unterklassen stark betont wird, ja, man kann geradezu sagen, dass er auf der genannten Stufe das Rückgrat des muttersprachlichen Unterrichts bildet. Da auch ein kurzer Bericht über diese, von dem Standpunkte der traditionellen sprachlich-logischen Schulung interessante Methode zu viel Raum nehmen würde, so mag ein Teil vom Vorworte zum »Lehrplan für den deutschen Unterricht in den lateinlosen Unterklassen der Dreikönigschule» (Realgymnasium in Dresden) von Rektor Prof. Dr. Th. Vogel hier zitirt werden. In dieser Lehranstalt hat sich die Stoysche Methode

schon seit einer Reihe von Jahren eingebürgert und bestens bewährt. Für die Behandlung der Grammatik gelten, so steht es in dem genannten Vorworte, folgende Voraussetzungen:

1. Die allen Schulsprachen gemeinsamen Begriffe und Gesetze dürfen nur in der Muttersprache gefunden und festgestellt werden. Also ist aus der Sexta jeder grammatische Unterricht in einer Fremdsprache fernzuhalten; man muss dem deutschen Unterrichte einen Vorsprung geben, sodass beim Eintritt in die Grammatik der ersten Fremdsprache ein bestimmter Kreis grammatischer Begriffe, die in der Muttersprache gewonnen worden sind, als bekannt vorausgesetzt und verwertet werden kann.

2. Diese gemeinsamen grammatischen Begriffe und Gesetze und ebenso die unserer deutschen Sprache im besondern eigentümlichen sprachlichen Erscheinungen dürfen nicht als ein dem Gedächtnis einzuprägender Lernstoff behandelt werden; sind sie doch ein Besitz, den der Schüler aus dem Elternhause mitbringt und den er fortwährend, ohne es zu wissen — und deshalb oft nicht in richtiger Weise — verwendet. Der Sprach-Unterricht hat sonach die Aufgabe, den Schüler zur Erkenntnis und bewussten Anwendung des Gesetzmässigen, wie zur bewussten Vermeidung des Irrigen zu führen. Also hat der Unterricht die mechanische Darbietung ebenso wie die gedächtnismässige Aneignung des grammatischen Stoffes sorgfältig zu vermeiden, auch sind alle Hilfsmittel fernzuhalten, die zu solcher Darbietung und Aneignung verleiten könnten.

3. Der grammatische Unterricht darf nicht von dem übrigen deutschen Unterrichte abgesondert und für sich, etwa in besonderen Grammatikstunden, behandelt werden; er ist vielmehr an die verschiedenen Aufgaben des deutschen Unterrichts anzuschliessen und soll mit ihnen gemischt auftreten; dies geschieht am besten bei der Besprechung der im Lesebuch gebotenen Lesestücke. Es ist also die analytische Methode anzuwenden; durch Zerlegung und Ver-

gleichung der Sätze und Wörter sind die Gesetze der Sprache zur Erkenntnis zu bringen und festzustellen.

4. Es ist vor allem nötig, dem grammatischen Unterricht das lebhafte Interesse der Schüler zuzuwenden; dieser Zweck wird erreicht, wenn man sie ununterbrochen zur Arbeit heranzieht und sie selbst durch Beobachtung, Zergliederung, Vergleichung und Schlussfolgerung bei der Erkenntnis der Sprachgesetze und bei ihrer Feststellung tätig sein lässt (induktiver Gang). Man benutzt zu solcher Arbeit — natürlich nicht in gleich intensiver Weise — jedes Lesestück; von dem Ergebnis wird Einiges sofort für die eben im Vordergrunde stehende sprachliche Erscheinung verwendet, Anderes dagegen nur im Vorübergehn berührt und für später zu behandelnde grammatische Fragen zurückgestellt (heuristisches Verfahren).

So weit Vogel.

Als charakteristisch für die Stoysche Methode mag noch erwähnt werden, dass der Begriff und das Wort »Grammatik» den Sextanern und auch noch den Quintanern, d. h. den Schülern der zwei Unterklassen, vollständig unbekannt bleibt. Die Vertreter dieser Methode sind gar nicht der Ansicht, dass ein muttersprachlicher Unterricht der Stoyschen Art mit den vielen grammatischen Übungen das lebendige Interesse bei den Schülern beeinträchtige; nein, ihrer Meinung nach sollen die muttersprachlichen Stunden dem Schüler die liebsten von allen seinen Schulstunden sein.

* *

*

Es ist in der Tat wenigstens naiv und zeugt ohne Zweifel von mangelhafter Kenntnis in der modernen psychologischen Pädagogik, wenn man vermeint, eine dem Schüler fremde und unbekannte Sprache könne das Verständnis für die elementaren grammatischen Begriffe vermitteln. »Grundlegend» kann und muss die Muttersprache allein sein, wenn man nämlich einen wahren Wunsch hegt, dass die Schüler

die grammatischen Kategorien erlernen sollen, deren Anzahl ziemlich gering ist, und sich nicht mit einem mechanischen Einpauken leerer Worte ohne Begriffsinhalt begnügt. Die Behauptung, dass die Kenntnis der grammatischen Verhältnisse für die Einsicht in die Muttersprache vollkommen ohne Belang, ja sogar fremd für dieselbe sei, zeugt von einer allzu oberflächlichen Betrachtungsweise. Man darf nämlich keineswegs übersehen, dass der Schüler, wie übrigens auch der ungebildete Erwachsene, der unbewusst seine Muttersprache spricht, fast keine Kenntnisse in derselben besitzt, sobald die Rede von der gebildeten Sprache, der Schriftsprache ist. Eine Sprache können und dieselbe Sprache kennen ist eben etwas ganz Verschiedenes. Die grammatischen Kategorien bewegen sich auf dem Gebiete der gebildeten Sprache, die der Schüler nur in unbewusstem Besitze hat, zu welcher er aber herangezogen werden soll. Das, was ihm möglicherweise bekannt ist, zeigt ihm der Unterricht in völlig neuer Beleuchtung. Schon von den ersten Fragen des muttersprachlichen Unterrichts, wenn derselbe nämlich nicht unvernünftig und unpädagogisch erteilt wird, merkt der Schüler, dass er gerade in seiner Muttersprache recht viel zu lernen hat.

Die Aufgabe, das Verständnis für die elementaren grammatischen Kategorien zu vermitteln, ist allerdings schwierig schon beim muttersprachlichen Unterricht. Der Unterricht in der Muttersprache hat aber den unschätzbaren Vorzug vor allen anderen Fächern, dass sein Objekt in engster Verbindung mit dem Gemütsleben des Schülers steht und dass man in den muttersprachlichen Stunden immer an etwas relativ Bekanntes anknüpfen kann. Und die unerlässliche Bedingung eines wirklichen und erfolgreichen Unterrichts ist ja, dass der Unterrichtsstoff dem Kinde nahe steht. Diese Aufgabe stösst aber auf unübersteigbare Schwierigkeiten, wenn es das Studium einer fremden Sprache gilt. Es ist zu bemerken, dass ich die Sache nicht vom Standpunkte des Lehrers, sondern von dem des Schülers betrachte. Was den Lehrer betrifft,

soll auch in diesem Falle nicht vergessen werden, dass »wer die Suppe einbrockt, muss sie aufessen».

Das Einprägen der elementaren grammatischen Kategorien wird in bedeutendem Masse leichter, wenn der Lehrer den Unterricht in einer bestimmten Ordnung nach einem im voraus ausgearbeiteten Plan erteilt, sich von dem Gedanken an das psychologische Unding freimacht, das unter dem Namen die sprachlich-logische Schulung geht, den Unterricht in induktiver Weise bei der Besprechung eines dafür angemessenen, einfachen, konkreten, aus der Begriffssphäre der Schüler entnommenen Textes treibt, wenn er sorgfältig jede, auch die flüchtigste Vergleichung mit fremden Sprachen vermeidet und stets bei jedem ausgesprochenen Worte auf die geistige Entwickelungsstufe der Schüler herabsteigt. Es scheint mir, dass namentlich die Lehrer in der Muttersprache, in welcher wol jede geistige Bildung des Menschen gewonnen wird, sich stets der folgenden Worte bewusst bleiben müssen: »Der Erwachsene täuscht sich, wenn er meint, es sei mit den Worten, deren er sich zur Bezeichnung solcher Bewusstseinsinhalte bedient, in welchen keinerlei Empfindung und keinerlei wirkliches Erleben mehr verspürbar ist, auch in der Seele des Kindes derselbe empfindungslose Inhalt verknüpft; und noch grösser ist seine Täuschung, wenn er meint, er könne durch solche empfindungslosen Inhalte auf die Seele des Kindes wirken. Diese kann zunächst immer nur dadurch geschehen, dass das Kind von dem Erwachsenen in eine Lage gebracht wird, worin es etwas erlebt, das heisst, sieht oder hört oder schmeckt oder fühlt oder begehrt oder verabscheut, oder aber, dass der Erwachsene ein solches Erlebtes schon vorfindet und dasselbe wie eine Erinnerung zur Anknüpfung benutzt». [1])

Was die Sprachstudien in der Schule übrigens anbetrifft, so sollten die Sprachlehrer, vorab die Vertreter der Muttersprache zur Einsicht davon kommen, dass das Studium fremder Sprachen gar nicht die Ausbildung in der Mutter-

---

[1]) *L. Strümpell,* Psychologische Pädagogik, Seite 235.

sprache fördert, sondern ganz im Gegenteil die Erwerbung von sicheren und bewussten Kenntnissen in dem einheimischen Idiom erschwert und gefährdet. Um hier nicht wiederholen zu brauchen, was ich früher in dieser Sache geäussert habe, gestatte ich mir auf meinen Aufsatz »Wird die Ausbildung in der Muttersprache durch den fremdsprachlichen Unterricht befördert?» (Neuphilologische Mitteilungen $^{15}/_{4}$—$^{15}/_{5}$ 1902) hinzuweisen.

Meines Erachtens müssen die elementaren grammatischen Begriffe beim muttersprachlichen Unterrichte klar gemacht werden. Und dieser Unterricht selbst muss in rationeller und planmässiger Weise getrieben werden, wenn er nicht der Verflachung anheimfallen soll. Die altüberlieferte sprachphilosophische Auffassung ist schuld daran, dass der Unterricht in der Muttersprache, namentlich der in der muttersprachlichen Grammatik sich in einem Zustande der Verwirrung befindet, dass es diesem äusserst wichtigen Unterrichtszweige an Ordnung und Klarheit fehlt. Es muss dringend gefordert werden, dass die Schüler ein geordnetes, bewusstes Wissen von dem muttersprachlichen Rohstoff besitzen, den sie unbewusst verwenden. Dies kann aber meines Wissens nur dadurch geschehen, dass sie lernen, die Formen ihrer Muttersprache in die psychologischen (nicht logischen!) Gruppen einzuordnen, welche man als grammatische Kategorien zu bezeichnen pflegt.

Es liegt den Lehrern der Muttersprache vor allem ob, ihrem Unterrichtsfach eine allseitige, eingehende und intensive Behandlung zu teil werden zu lassen. Das verlangt unser nationales Bewusstsein. Da die Muttersprache hier im Lande nicht, wie es sein sollte, im Mittelpunkte des gesamten Unterrichts stehen kann, so mögen die Lehrer dieser Sprache sich angelegen sein lassen, durch liebevolle Behandlung und einen intimeren und planmässigen Unterricht dieselbe zu der ihr gebührenden Stellung zu erheben. Denn

»Modersmaal er vort Hjertesprog,
kun lös er al fremmed Tale;

det alene i Mund og Bog
kan vække et Folk af Dvale.»

Es sei in diesem Zusammenhange noch darauf hingewiesen, dass der muttersprachliche Unterricht bei uns sich ohne Zweifel besserte und vertiefte, wenn die Schüler auch in diesem Unterrichtsfach in der Maturitätsprüfung examinirt würden. Dasselbe gilt auch von unserer zweiten Landessprache. Oder denkt man hier im Lande immer noch, dass die fremden Sprachen bei uns von grösserem Werte und höherer Bedeutung seien als die einheimischen?

* *
*

Wenn der Unterricht in fremden Sprachen nach der alten Grammatik- und Übersetzungsmethode getrieben wird, die alles von einer fortgesetzten Vergleichung der fremdsprachlichen Formen mit denen der Muttersprache erwartet, so ist es unbedingt notwendig, dass der Schüler eine sichere und bewusste Kenntnis von der grammatischen Geltung und Bedeutung dieser muttersprachlichen Formen besitzt. Der Unterricht in einer fremden Sprache ist nicht im stande grammatische Begriffe und syntaktische Relationen in fremder Sprachform den Schülern klar zu machen, wenn der Weg nicht stets über die Muttersprache eingeschlagen wird. Wie kann aber dies geschehen, wenn nicht diese Begriffe und Verhältnisse bereits durch den muttersprachlichen Unterricht zum geistigen Besitz der Schüler geworden sind? Dass dies nicht der Fall ist, weiss jeder denkende Sprachlehrer. Das unpraktische und unpsychologische Lehrverfahren wird jedoch auch bei uns von denen empfohlen, die nicht mit der Zeit gegangen sind. Ein Lehrer der Mathematik würde niemals den groben didaktischen Fehler begehen, e i n e arithmetische Aufgabe mit z w e i unbekannten Grössen den Schülern zur Lösung vorzulegen. Aber das Lehrverfahren der Sprachlehrer von der guten alten Schule in jeder Unterrichtsstunde kann

mit einem solchen pädagogischen Missgriff verglichen werden, der ja gegen die gesunde Vernunft streitet. Ein jeder, der nach dieser »Methode« unterrichtet worden ist, dürfte im Gedächtnis haben, wie erfolglos das Exerziren mit den grammatischen Begriffen und syntaktischen Relationen war und wie man sich vor dieser Geistesgymnastik fürchtete. Manche werden auch einsehen, wenn sie sich nämlich die Sache überdacht haben, dass ihnen das Verständnis für die grammatischen Begriffe erst viele Jahre später aufzugehen begann, nicht durch den Unterricht im Latein, wie man so allgemein ohne Kritik annimmt, sondern trotz demselben durch den Unterricht in anderen Lehrfächern, zunächst durch den muttersprachlichen.

Die Folgen dieses unpsychologischen, schlendrianmässigen Lehrverfahrens sind wahrhaft so verhängnisvoll, dass sie das grösste Bedenken auch bei Indifferenten erregen sollten. Diese Folgen sind zu finden sowol in Lateinschulen als in lateinlosen Lehranstalten und keineswegs nur in unseren Reallyzeen, wie man hier im Lande in altphilologischen Kreisen zu glauben geneigt ist. Als Beweis für diese vermutlich für manchen unerwartete Behauptung mögen folgende Äusserungen von den kompetentesten und unparteiischen Beurteilern und sachverständigen Fachmännern hier angeführt werden. »Trotz der Verstärkung des formalen grammatischen Unterrichts ist auch heute bis auf die oberste Klasse eine nicht geringe grammatische Unsicherheit bemerklich«. [1]) »Die Tatsache ist nur allzuwahr, unsere Schüler lernen im Verhältnis dazu, dass sie es neun Jahre lang treiben, erschreckend wenig Latein«. [2]) »Wie viele Primaner sind wol imstande, mit Sicherheit anzugeben, was ein Vokal, ein Konsonant oder ein Diphthong und ein Doppelkonsonant ist? Wie viele Schüler der oberen Klassen sind denn über den Begriff der Modi, über die Unterscheidung der Wortarten und über den Aufbau des Satzgefüges im Klaren? Verwechselungen von Aktiv und

---

[1]) *A. J. Reisacker*, Zeitschrift f. d. Gymn.-Wesen. 1882. Seite 20.

[2]) *P. Cauer*, Preussische Jahrbücher. 1889. Seite 341.

Passiv und Fehler in der Anwendung der Adverbien kommen noch in der Sekunda vor». [1]) »— — aber dass wir Ursache hätten, uns der »formalen Bildung» unserer Studierenden und unserer Studierten zu rühmen, glaube ich darum gar nicht; es wird doch dabei bleiben, dass sowol die Gabe sprachlicher Mitteilung, als die Fähigkeit, Gedanken aufzufassen und zu prüfen, vielfach ungemein unentwickelt geblieben ist, ja, nicht selten beschämend zurücksteht hinter der Entwickelung der gleichen Fähigkeiten bei Leuten ohne gymnasiale und akademische Bildung: ein Beweis dafür, dass es auch andere Wege zur Bildung giebt als das klassische Gymnasium oder auch dafür, dass die Natur hier mehr tut, als die Schule.» [2]) »So lange derselbe (= der Unterricht in den klassischen Sprachen) in der Übermittlung von Sprachformen und Sprachgesetzen sein Ziel erblickt und darum die Extemporalien bis zur Oberprima als Hauptgeschäft ansieht, so lange ist auf eine tiefere geistige Beeinflussung der Jugend nicht zu rechnen. Die zahlreichen Anhänger dieser bequemsten und geistlosesten aller Verfahrungsweisen ahnen nicht einmal, wie viel Unheil sie damit anrichten, wie viel Lüge und Betrug damit grossgezogen wird — ohne dass man das Ziel der Sicherheit in den Sprachformen erreicht. — — — In den mittleren Klassen breiten sich öde, langweile Strecken aus und erst in den oberen belebt sich wieder der Eifer, wiewol hier die Klagen über mangelnde Sicherheit in der Grammatik beinahe stereotyp geworden sind.» [3])

Ich könnte mehrere Zitate dieser Art anführen, ich verzichte aber darauf, denn die obigen dürften genügen. Was das grammatische Wissen der Schüler in unseren klassischen Lyzeen anbelangt, darüber will ich mir kein Urteil anmassen. Ich frage nur: zeigt wol nicht der grammatische Unterricht auch in diesen Lehranstalten bedenkliche Lücken?

---

[1]) *A. Ohlert,* Allgemeine Methodik des Sprachunterrichts, Seite 255.

[2]) *Fr. Paulsen,* a. a. O. II, 649.

[3]) *W. Rein,* Pädagogik in systematischer Darstellung. Erster Band. Die Lehre vom Bildungswesen, Seite 439, 445.

Um den obwaltenden Übelständen Abhilfe zu leisten, verlangt man bei uns nicht einen verbesserten, gesunden und der Beschaffenheit des kindlichen Geistes angemessenen Sprachunterricht, sondern im Namen der sprachlich-logischen Schulung fordert man, dass beim Unterrichte in fremden Sprachen ein grösseres Gewicht als bisher auf ein systematisches Einprägen und Einpauken der »allgemeinen» Grammatik gelegt werden sollte. Hierzu mag nur im Vorbeigehen bemerkt werden, dass, soweit meine Erfahrung reicht, der fremdsprachliche Unterricht wenigstens auf den unteren und mittleren Klassen unserer Reallyzeen leider nicht über das Grammatikpauken und die Übersetzungsübungen hinaus geht. Diese Tatsache und ein oberflächlich und planlos getriebener Unterricht in der Muttersprache ist teilweise an der Verwirrung und dem kläglichen Zustande schuld, in welchem sich der Sprachunterricht unleugbar befindet.

Von dem, was hier oben von den fremdsprachlichen Studien als Mittel zur Vermittelung der elementaren grammatischen Begriffe andeutungsweise gesagt worden ist, dürfte es sich ergeben, dass das Einprägen der »allgemeinen» Grammatik beim Unterricht in den fremden Sprachen unmöglich ist, falls der muttersprachliche Unterricht nicht mit der möglichst grössten Intensität als Propädeutik des fremdsprachlichen getrieben wird. Die Muttersprache aber eine direkt dienende Stellung in dem gesamten Unterricht einnehmen zu lassen, das hiesse, wenigstens hier im Lande, wo diesem Unterrichtszweige leider nur eine unbedeutende Zahl wöchentlicher Stunden eingeräumt werden kann, aus dem Regen in die Traufe kommen.

Der Vorschlag, nach welchem der Unterricht in der »allgemeinen» Grammatik sich am besten dadurch ordnen lasse, dass er unter die verschiedenen Sprachen verteilt würde, fusst wahrscheinlich auf einer Konfusion zwischen den elementaren grammatischen Begriffen beim muttersprachlichen Unterrichte auf der einen und der speziellen Grammatik einer fremden Sprache auf der anderen Seite. Aus oben angegebenen Gründen muss dieser Vorschlag als in der Schulpraxis

unausführbar angesehen werden; ausserdem gilt auch hierbei das bekannte Wort: viele Köche verderben den Brei.

Die Sprachlehrer an unseren Reallyzeen sollen sich nicht mit Palliativen begnügen lassen, sondern den ganzen Schritt machen: sie müssen dem Jagen nach den aus dem Mittelalter herstammenden Phantomen, der sprachlich-logischen Schulung und der »formalen Bildung» ein Ende machen und den Unterricht in ihren respektiven Fächern nach den Prinzipien der modernen psychologischen Pädagogik treiben. Es ist die höchste Zeit, dass dies geschieht, sonst wird es zu spät. Das alte Dogma, dass speziell der Sprachunterricht das Monopol besässe, »formal bildend» zu sein, wurde im Laufe des letzten Jahrhunderts von den hervorragendsten pädagogischen Schriftstellern wiederholt mit so grosser Schärfe kritisirt, dass man sich darüber verwundern muss, dass der Glaube daran noch in unseren Tagen so allgemein ist. So sagte bereits Herbart unter anderem: »Mögen die Philologen ihre alte bekannte Ausrede von der formal bildenden Kraft des Sprachstudiums in die neuesten Phrasen kleiden; das sind leere Worte, wodurch niemand überzeugt werden wird, der die weit grösseren bildenden Kräfte anderer Beschäftigungen kennt und der die Welt mit offenen Augen ansieht, worin nicht wenige und nicht unbedeutende Menschen leben, die ihre geistige Existenz keiner lateinischen Schule verdanken». [1]) Über dieselbe Sache schreibt unter anderen ein bekannter einheimischer pädagogischer Schriftsteller folgendes: »Tarkastuksemme johtaa siis siihen päätökseen, että tuo yleinen vuosisatoja vanha luulo puheenalaisten opintojen (= die Sprachstudien und die Mathematik) etevämmyydestä järkeä kehittävinä opetusaineina perustuu vaillinaiseen ja erehdyttävään käsitykseen sieluntoimintamme laadusta.» [2])

Und was versteht man denn unter dem Ausdrucke »die formale Bildung»? Diese Frage möchte ich mit dem berühmten Professor W. Rein in Jena folgendermassen beantworten:

[1]) *Fr. Paulsen*, a. a. O. II, 241.

[2]) *M. Johnsson*, Opetusoppi I, 40.

»Eine solche giebt es im allgemeinen gar nicht, sondern es bestehen so viele Arten derselben, als wesentlich verschiedene Gebiete geistiger Beschäftigung bestehen.»[1])

Werden aber unsere Sprachlehrer in nicht ferner Zukunft sich von der Wahrheit ähnlicher Äusserungen überzeugen lassen? Werden sie ihren Schülern, derentwegen sie da sind, ein williges Ohr leihen, die ohne Zweifel, wenn sie es nur verständen, wie ein Mann in betreff der abstrakten, inhaltlosen sprachlich-logischen Schulung in das Goethesche Wort einstimmen würden:

Mir ist von alle dem so dumm
Als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum!

Das wage ich nicht zu glauben; denn es würde allzu optimistisch sein, eine solche Gewecktheit der grossen Mehrzahl zuzumuten. Das *iurare in verba magistri* ist bei der Mehrzahl zu tief eingewurzelt, die Gewohnheit ist zur zweiten Natur geworden; und bereits Horaz sagte: *naturam expellas furca, tamen usque recurret.* Auch was Finland anbelangt, wird wol das Wort zur Wahrheit: »In Deutschland gehören zwei Jahrhunderte dazu, um eine Dummheit abzuschaffen; eines, um sie einzusehen, das andere, um sie zu beseitigen.»

Weg mit allen mittelalterlichen afterwissenschaftlichen Spekulationen! Nur unter dieser Bedingung, so viel ich sehen kann und so weit mein Wissen reicht, ist dem besagten Übelstande in unseren Sprachverwirrungsanstalten mit der bereits in der untersten Klasse beginnenden äusserst *confusa variatio lectionum* einigermassen abzuhelfen.

Ich sage: einigermassen. Vorausgesetzt nämlich, dass sowol die Lehrer der Muttersprache als auch diejenigen in den fremden Sprachen in vollkommen rationeller Weise den Unterricht in ihren Fächern treiben und alles tun, was auf sie ankommt, so soll man sich doch nicht allzu grossen Hoffnungen auf das Abhelfen des mangelhaften Sprachunter-

[1]) *W. Rein*, Pädagogik im Grundriss, Seite 39.

~~richts hingeben. Die wichtigste~~ Ursache zu den obwaltenden Übelständen des Sprachunterrichts soll nicht ausschliesslich innerhalb der Schule gesucht werden, denn da ist sie zum grössten Teil nicht zu finden. Der zarte Punkt liegt einerseits in unseren Stundenplänen, denen es an einem zweckmässigen System vollständig ermangelt, und andrerseits in der jetzigen Maturitätsprüfung, die den ohnedies verworrenen fremdsprachlichen Unterricht immer mehr verwirrt.

Wenn sowol der Unterricht in der Muttersprache als der in den Fremdsprachen in jeder Hinsicht den vollen Erfolg haben soll, so ist es unbedingt notwendig, dass der erstere sich ohne Unterbrechung und von fremden Einflüssen unberührt einige Jahre lang fortsetzen kann. Je später der fremdsprachliche Unterricht innerhalb der Mittelstufe begonnen wird, desto grösser wird der Erfolg, der von ihm erwartet werden kann. In dem dänischen »Forslag til Lov om højere Almenskoler m. m.» vom Jahre 1902 steht es mit recht Seite 27:» Undervisning i fremmede Sprog er nu for Børn i deres tidligste Skoleaar pædagogisk set en Uting; den kan ikke begynde med nogen som helst Udsigt til at bœre Frugt, før Barnet er naaet hen til Alderen omkring de 11 Aar.»

Zieht man aber unsere sonderartigen politischen und kulturellen Verhältnisse in betracht, so ist es natürlicherweise utopistisch, auf eine Verbesserung unserer Stundenpläne in dieser Beziehung zu hoffen.

Die Frage von der Umgestaltung der jetzigen Maturitätsprüfung gehört nicht hierher.

* *
*

Man muss wol darauf verzichten, bei den Älteren, die in allzu hohem Grade von der Tradition suggerirt sind, neuen wissenschaftlichen und pädagogischen Bestrebungen Eingang verschaffen zu können. Bei den Jüngeren vermag man leichter Verständnis für Neuerungen zu finden. Aber wo und wie sollten die Jüngeren und die Jungen, die unter dem Einflusse

der Vertreter der altüberlieferten sprachpädagogischen Auffassung stehen, die neuen Gedanken und die neue Reformmethode kennen lernen? Denn — *mutatis mutandis* führe ich die folgenden Worte hier an — »diese Methode — die Methode der Natur — verbauen uns die grossen Pharisäer und Schriftgelehrten, die jetzt auf Mosis Stuhle sitzen: die Fenster an ihrem Rathause haben sie vergessen wie dort in Schilda und wollen nun das Himmelslicht in einer Mausefalle fangen». [1])

Axel Rosendahl.

Besprechungen.

***Abbé Rousselot** et **F. Laclotte.** Précis de prononciation française.* *Paris et Leipzig, Welter, 1 v. 8⁰ 256 p., 83 fig. 7 frcs 50. La 2:e partie seule 4 frcs.*

Ce manuel est ce qu'on pouvait attendre des auteurs, qui ont à la fois les connaissances théoriques et la pratique de l'enseignement phonétique: il est clair, succinct, précis quoique élémentaire. — La division de l'ouvrage est la suivante. Une première partie est consacrée à l'étude des sons du français isolés ou combinés, mais considérés en eux-mêmes (articulations isolées et groupées, accent etc.). Dans la deuxième partie, les auteurs donnent les règles de prononciation, partant, pour la commodité pratique, de la forme écrite. Ils indiquent les lois selon lesquelles varie la prononciation de tel ou tel son (perte d'accent, influence des sons voisins, etc.). Une 3:e partie contient des exercices de lecture. Les deux dernières parties forment un fascicule distinct, qui peut être acheté à part.

Comme on pouvait s'y attendre par le nom des auteurs, le manuel est basé sur la méthode expérimentale, et la 1:ère partie est enrichie de nombreux clichés et photographies. D'autre part il est à remarquer que M. l'abbé Rousselot, sans rejeter bien entendu les notations phonétiques, semble leur accorder moins de place dans ses exercices pratiques que l'école des maîtres phonétistes. Enfin je note comme dernier caractère que le livre est un exposé des résultats acquis et des solutions adoptées par les auteurs, et ne se préoccupe pas de la »littérature» du sujet. C'est avec inten-

---

[1]) *O. Jäger,* Aus der Praxis. Ein pädagogisches Testament, Nr. 48.

tion que M. l'abbé R. a procédé de la sorte; il ne faut donc pas lui faire sur ce point une critique en l'air. Cette manière de faire a l'avantage de rendre l'exposition plus courte et plus facile; elle a l'inconvénient qu'on est obligé néanmoins de consulter les autres ouvrages.

Le *standart* de pronociation adopté est celui des Parisiens cultivés. Mais les auteurs indiquent les divergences entre générations différentes (évolutions phonétiques) et les divergences provinciales. Ils font en autre des remarques sur les défauts contre lesquels ont à lutter les étrangers. Un certain nombre de ces remarques concernent les personnes de langue suédoise.

Je passe maintenant aux remarques de détail. La classification des voyelles participe du système de Bell et de celui de Winteler. Les auteurs partent de l'*a moyen* (P*a*ris), et établissent une double série *antérieure* (e, i, u, eu) et *postérieure* (â, o, u, ou). Les termes *antérieur* et *postérieur* ne sont peut être pas très heureux, la série antérieure étant en même temps supérieure et même un peu postérieure, mais c'est un détail. — Dans l'étude des voyelles labialisées (p. 41), on aurait désiré une indication plus claire de la différence entre le français et les langues germaniques, qui tient surtout à une différence dans le degré d'avancement des lèvres (Vorstülpung). — L'indication que les voyelles nasales sont labialisées (p. 44) est précieuse et, je crois, nouvelle. — Au sujet de *r* (p. 56), ou ne voit pas chez les auteurs la distinction des deux *r* qu'on entend à Paris. Outre *r* uvulaire, on a, chez le peuple surtout, une *r* très voisine du *r'ain* arabe, et nettement distincte de celle des classes cultivées. Quant à la question des vibration de la luette, elle reste encore un peu obscure. — A propos des sifflantes et chuintantes (p. 61), il eût été bon de parler du timbre tout spécial et caractéristique qu'elles ont en français. — P. 59 sur le *v* bilabial: »Ce défaut n'est pas rare en Allemagne». Phrase à supprimer d'une seconde édition. Le *b* fricatif est normal dans les dialectes du *mitteldeutsch*, et ne peut pas être qualifié de défaut sans plus d'explication. — P. 70 fig. 59: les lettres ne sont pas indiquées sur les clichés. — Les renseignements sur les phénomènes de coupe syllabique (p. 80) sont excellents et très utiles. La phonétique de la syllabe est un chapître trop souvent dédaigné et dans les manuels et dans l'enseignement. — P. 89: L'abrègement d'une même articulation dans des groupes de longueur croissante est un fait général, qu'il eût été bon de rattacher à son principe. C'est une des lois dominantes de la rythmique générale, que la mesure du débit s'accélère dans les rythmes irrationnels, quand croît le nombre des éléments compris dans l'unité rythmique. Cette loi,d'une importance capitale en métrique (théorie de la dipodie), joue également un grand rôle

en phonétique. Les tracés du précis en question en sont une illustration frappante. — P. 90. On ne voit pas, dans les indications sur la durée, si les auteurs ont tenu compte des pauses, dont le rôle est essentiel dans le rythme du vers. — P. 91. Si le tracé 3 de la fig. 80 *(papa)* est exact, la note 2 est fausse: le 1:er *p* est visiblement plus fort que le second. — P. 92. La remarque d'orthoépie sur la prononciation *mainnant* qualifiée de *négligence choquante* étonne un peu. N'est-ce pas une évolution commençante et à laquelle appartient peut-être l'avenir? — P. 101 et suiv. les remarques sur *l'e muet* sont pleines de justesse et de bon sens pratique.

Je ne saurais trop recommander cet ouvrage aux étudiants et aux maîtres. Je le crois appelé à rendre de grands services, si on en combine l'étude avec la reproduction des expériences qui s'y trouvent indiquées. En particulier l'emploi du palais artificiel est d'une grande simplicité et d'une incroyable utilité.

Je terminerai par une remarque d'ordre commercial. Le 1:er fascicule portait l'indication: »Prix environ 5 francs». La couverture du 2:e fascicule porte: »Prix 7 f. 50». Ce genre de surprise est sur les souscripteurs d'un effet généralement peu agréable. Pareille aventure s'est produite avec les *Principes de phonétique expérimentale* de M. l'abbé Rousselot. Cela se comprenait, à cause du nombre des clichés de la 2:e partie. Mais la 2:e partie du *Précis* ne contient pas une figure. Les frais étaient donc aisés à évaluer, et on ne s'explique pas cette élévation de prix de 50 %. L'inconvénient de ces mesures, c'est que l'auteur risque de pâtir de la surprise de l'acheteur.

J. Poirot.

Ernst A. Meyer. Englische Lautdauer. *Eine experimentalphonetische Untersuchung (Skrifter utgifna af K. Humanistiska Vetenskaps-Samfundet i Upsala VIII, 3). Uppsala Akademiska bokhandeln und Leipzig, Harrassowitz, 1903 1 Bd. 8⁰ IV + 111 S. (ohne Preisangabe).*

Der Verf. hat sich schon auf dem Gebiete der Experimentalphonetik durch verschiedene Untersuchungen als einen geschickten und gewissenhaften Forscher bewährt. In derjenigen Arbeit, deren Titel oben zu lesen ist, stellt er sich zur Aufgabe die Feststellung der Dauer der englischen Laute. Es ist von vorn herein klar, dass dieses Problem am genauesten durch die graphische Methode gelöst werden kann; und nach den Angaben des Verf. zu beurteilen, so hat er bei den Versuchen die nötige Vorsicht beobachtet.

Die Hauptresultate der Untersuchung gelten die Dauer der Laute im ein-und zweisilbigen Worte unter affektlosem (sogen. lexikalischem) Vortrag. Daneben hat aber der Verf. auch andre phonetische Eigenschaften berücksichtigt, so z. B. die Lippentätigkeit, zu deren Feststellung er ein eigenes, höchst einfaches, und, wie mir scheint, sinnreiches Apparat erfunden und benutzt hat. Die Kurven, die er auf diese Weise erhielt, sind sehr lehrreich, und das Verfahren verdient auf die Untersuchung andrer Sprachen übertragen zu werden. — Auch die Kehlkopftätigkeit, und insbesondere die Hauchverhältnisse sind vom Verfasser untersucht worden; ich bin aber bis jetzt der Frage zu fremd gestanden, um ein persönliches Urteil aussprechen zu dürfen.

In die Einzelheiben einzugehen, würde mich zu weit führen, da das Buch einen mehr wissenschaftlichen als direkt und pädagogisch praktischen Wert besitzt.[1]) Von den Schlussergebnissen will ich zwei besonders hervorheben:

1:o den Einfluss der Stellung im Worte (resp. in der Silbe) auf die Dauer der Laute, der hier sehr klar zu Tage tritt, und

2:o noch mehr den starken Einfluss der Spannungsverhältnisse. Dr. Meyer hat auf diese Verhältnisse eine grosse Aufmerksamkeit gerichtet, und die Resultate, zu denen er gekommen ist, zeigen wie berechtigt dieses Verfahren war. Es ist um so mehr zu betonen, als die Spannungsverhältnisse bis jetzt ungenügend berücksichtigt worden sind; und jedoch ist an eine eingehende Theorie der Silbe so lange nicht zu denken, bis die Lehre von den Spannungsverhältnissen zu einem gewissen Abschluss gekommen ist.

Die Arbeit Dr. Meyers muss mit grosser Anerkennung begrüsst werden, nicht nur von den Anglicisten, sondern auch von den Experimentalphonetikern, die mancherlei gute Winke darin finden können.

J. Poirot.

I. **Emile Faguet.** *André Chénier (Les grands écrivains français). Paris, Hachette, 1902 1 v. in - 18, 189 p., 2 frcs. — II.* **Paul Glachant.** *André Chénier critique et critiqué. Paris, Lemerre, 1902, 1 v. in - 18, IV + 432 p., 3 frcs 50.*

---

[1]) Einen Punkt will ich doch besprechen. Das Untersuchungsmaterial wurde von zwei Engländern geliefert, über welche der Verfasser Kontrollangaben anführt. Eine fehlt aber, so viel ich gesehen habe, nämlich das relative Sprechtempo der beiden Herren; man hätte es immerhin gerade hier erwarten können.

L'intérêt du public et des historiens de la littérature pour André Chénier a beaucoup grandi pendant les cinq ou six dernières années, et il a été redoublé par la publication en 1899 d'une partie des manuscrits inédits en prose. Plusieurs études, d'ensemble ou de détail, ont été publiées sur Chénier, et d'autres sont encore en vue. Pour cette fois, c'est de celles de M. Faguet et de M. Glachant que je voudrais rendre compte.

I. C'est une heureuse idée que d'avoir demandé à M. Faguet d'écrire le *Chénier* des *Grands écrivains français;* et il est encore plus heureux que l'ouvrage n'ait été écrit que maintenant. M. Faguet avait déjà dans son *XVIII:e Siècle* publié une étude très vigoureuse et nourrie sur le poète. Dans le présent ouvrage, l'auteur a pu profiter des publications de M. Abel Lefranc, et consulter les manuscrits. De toutes les études que j'ai lues sur Chénier, c'est peut-être la meilleure.

M. Faguet s'est écarté du plan ordinairement suivi dans la collection où paraît son livre. Au lieu de ramasser toute la biographie en un chapitre, et d'étudier ensuite les oeuvres et le style, il fait marcher ces trois études de front, et divise la carrière de Chénier en périodes correspondant à des dates importantes de sa vie. De cela on ne peut que le louer sans réserves. L'autre plan a quelque chose d'artificiel, qui me gâte un peu même les remarquables études de M. Lanson sur Corneille et de M. Larroumet sur Racine. Appliqué à Chénier, il eût été tout à fait faux; car la personne de Chénier se reflète à tel point dans sa production littéraire qu'on pourrait presque refaire sa biographie par son oeuvre: et, pour bien dire, nous en sommes le plus souvent réduits là. Le poète est donc ici inséparable de l'homme.

M. F. distingue dans la carrière de Chénier trois manières, ou trois sources d'inspiration dont chacune a été dominante dans une période de sa vie. La première manière est proprement antiquisante. C'est l'époque où il écrit la plus grande partie de ses poésies imitées des anciens. — La seconde manière, qui suit le voyage en Italie, est surtout celle des élégies. — Le séjour à Londres prépare une troisième manière, qui, interrompue par les polémiques de presse, se manifeste dans la reprise de *l'Hermès* pendant la retraite à Versailles, en attendant que l'emprisonnement lui fournisse l'occasion de nouvelles poésies, les *Iambes*. — Peut-être est-ce préciser par trop les dates, surtout pour *l'Hermès;* mais dans l'ensemble on peut se rallier à cette division.

Je signale les études très fines et approfondies que fait M. F. de ces trois manières, où il montre le caractère grec des poésies antiques, et aussi, malgré leur caractère XVIII:e siècle, les promesses d'avenir des élégies. — Il se montre très admirateur de

l'Hermès. J'ai beau y réfléchir, je ne puis partager cette manière de voir. Nous ne possédons de *l'Hermès* que des fragments de valeur inégale, qui sont souvent des imitations, des reprises de thèmes classiques, en un mot des »épisodes». Chénier n'a pas eu le temps d'aborder la vraie difficulté, l'exposition elle-même. Et quant à la question de principe, le scepticisme de M. L. Bertrand me paraît ici tout à fait de mise. Non que les conceptions scientifiques soient aussi fragmentaires que le dit M. Bertrand. La science contemporaire est au contraire dominée par le mécanisme: mais le mécanisme est la négation même de la poésie. La science antique était avant tout qualitative; la nôtre est devenue purement algébrique. Tout essai de poésie scientifique est condamné à échouer misérablement, ou à donner de la science une interprétation qualitative, et par suite fausse. M. Faguet cite un passage de Musset sur la gravitation universelle: mais la personnification des forces astronomiques à laquelle se livre le poète est puérile, pour ne pas dire grotesque; alors, à quoi bon? Ne regrettons pas »le grand poème philosophique synthétique qui manque à la France»: car quelle est la littérature qui le possède, et qui surtout pourra le posséder, à mesure que la science ira se perfectionnant!

Sur la biographie de Chénier et l'histoire de ses œuvres, on ne pouvait apporter beaucoup de faits nouveaux après les travaux de Becq de Fouquières. — Je me contenterai de relever un détail: c'est l'histoire des manuscrits du groupe de Latouche. On sait que ces manuscrits, conservés par M:lle de Flaugergues avec la bibliothèque de de Latouche, disparurent pendant la guerre de 1870—71. On en accuse les Allemands. Ne serait-il pas plus sage de dire qu'on ne sait rien à cet égard? M:lle de Flaugergues quitta sa maison (située près de Sceaux) le 19 septembre, et n'y revint qu'»au pritemps de 1871», dit Becq de Fouquières. Elle trouva la maison incendiée et pillée. Mais quand l'avait-elle été, et par qui? M:lle de Flaugergues n'a dû revenir qu'après la Commune. Est-on sûr que l'incendie ait eu lieu pendant le premier siège, et peut-on affirmer avec certitude que ce sont des Allemands qui ont mis le feu? Et pourquoi s'est-on obstiné à vouloir que les manuscrits fussent passés outre-Rhin?

II. L'ouvrage de M. Glachant se compose de deux parties, dont le lien est très fragile: les opinions d'André Chénier sur les questions littéraires, et les opinions des critiques sur les oeuvres de Chénier. Le seul trait d'union entre ces deux parties est dans le titre; c'est un peu mince, et on eût préféré un titre plus simple ou plus vague.

La première partie est précédée d'une introduction sur la critique en général, qui est une profession de foi impressionniste.

Pourtant la méthode suivie par l'auteur dans son étude sur Chénier ne m'a pas paru être spécialement impressionniste. Dans la question de savoir si Chénier est »classique ou romantique», il adopte une solution intermédiaire. Il montre l'originalité de Chénier à travers ce qu'il a conservé de son siècle. Il insiste, après M. Morillot, sur les différences que présentent, dans la conception de la poésie, *l'Epître à Le B:un* et *l'Invention;* il me semble même aller trop loin dans cette voie. Puis il passe à l'examen des genres en particulier, étudiant la conception classique pour confronter avec elle les opinions de Chénier. M. G. insiste sur les théories littéraires de l'Encyclopédie; peut être s'est-il laissé aller à en exagérer l'influence sur Chénier. — Je signalerai surtout le chapitre sur le théâtre, l'un des plus neufs de tout l'ouvrage, et celui sur la satire, genre où Chénier a été vraiment créateur.

La seconde partie est un »essai de bibliographie», où l'auteur relève à leur date les ouvrages et articles parus en langue française sur Chénier, et en donne une analyse succincte. Cette biographie est très complète; je n'y ai relevé qu'une omission, celle du petit livre de *M. Todeschini: Etude sur André Chénier, Milan 1891.* Quant à la bibliographie étrangère, il eût mieux valu la supprimer; car elle ne contient que quelques ouvrages, dont le choix n'est pas très heureux.

Le livre apportera à l'étude de Chénier une contribution importante. Il est écrit dans un style aisé, mais qui gagnerait à être plus simple. Appeler Chénier un *impressionniste* me paraît plus que risqué.

J. Poirot.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins für das akademische Jahr 1902—1903.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 21 Februar 1903, bei welcher Sitzung 17 Mitglieder anwesend waren. — In der Abwesenheit des Vorstandes und des Sekretärs wurde das Wort vom Ehrenpräsidenten Prof. Söderhjelm und das Protokoll von Dr. Palander geführt.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Professor *Mandelstam* hielt einen Vortrag unter dem Titel »Ein Weg dem Schaffen eines Schriftstellers näher zu kommen», wobei er besonders das vor kurzem erschienene Buch Ewald A. Buckes über »Wort und Bedeutung in Goethes Sprache» berücksichtigte. — Der Vortrag veranlasste eine Diskussion zwischen dem Vortragenden und Professor *Söderhjelm,* der u. a. auf die Gefahr hinwies, welche bei derartigen Untersuchungen nahe liegt, die aus dem Wortgebrauch eines Dichters Schlüsse in Bezug auf den Charakter desselben zu ziehen versuchen. Er warnte deshalb vor allzu weitgehenden Untersuchungen, die sich mit Kleinigkeiten abgeben. Nur wirklich begabte Menschen könnten solche Stiluntersuchungen unternehmen; bei anderen würden sie sehr leicht ein oberflächliches Gepräge erhalten. — Lektor *Öhqvist* schloss sich den von Prof. S. ausgesprochenen Ansichten an.

§ 3.

Um das Programm für das Jahresfest zu besorgen wurde ein Komitée ausersehen, in welches ausser dem Vorstand Frl. *Ekholm* und Herr *Långfors* gewählt wurden.

§ 4.

Dr. *Palander* gab ein Referat von Hermann Pauls Abhandlung 'Die Umschreibung des Perfektums im Deutschen mit »haben» und »sein»'.

§ 5.

Als neues Mitglied des Vereins wurde vorgeschlagen und gewählt Mag. phil. J. F. Lindström.

In fidem:

Hugo Palander.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 15 März 1903, bei welcher Sitzung (Jahresfest) das Ehrenmitglied Prof. F. Gustafsson, der Vorstand und 39 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Dr. *Wallensköld* hielt eine Rede zum Andenken Gaston Paris'. Auf Vorschlag des Vorsitzenden wurde ein Telegramm folgenden Inhalts an Madame Paris abgesandt:

La Société néophilologique de Helsingfors, réunie pour sa fête annuelle, Vous adresse l'expression de sa profonde sympathie à l'occasion de la mort de Monsieur Paris, notre maître vénéré et aimé.

Le Président:

Wallensköld.

§ 2.

Der Festvortrag wurde von Prof. *Söderhjelm* gehalten und behandelte das Tema: Die Legende der Doppelehe.

§ 3.

Es folgte ein animirtes geselliges Beisammensein. — Während des Soupers wurden mehrere Reden gehalten. Der Vorsitzende verlas einen an den Verein angelangten Brief von Prof. C. G. Estlander und brachte im Zusammenhange damit einen Toast für die Ehrenmitglieder des Vereins aus. Auf den Toast antwortete Prof. Gustafsson. — Dr. Palander hielt eine Rede an Prof. Söderhjelm, dessen sehr bedeutungsvolle Tätigkeit für den Verein und die neuphilologischen Studien an unserer Universität überhaupt von ihm hervorgehoben wurden. Prof. Söderhjelm dankte für die an ihn gerichteten Worte und schloss mit einem Toast für den Vorsitzenden. — Nach dem Souper wurde eine für diese Gelegenheit verfasste parodische Dramatisirung von »Tristan und Isolde», eine Tragödie in 21 Akten, zur grossen Heiterkeit der Anwesenden aufgeführt.

In fidem:

Matias Wasenius.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 4 April 1903, bei welcher Sitzung ausser dem Vorstande 27 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Die Protokolle der zwei letzten Sitzungen wurden verlesen und geschlossen.

§ 2.

Der Vorsitzende teilte mit, dass der Verein für die Publikationen, womit derselbe an der Weltausstellung in Paris 1900 teilgenommen, ein Diplom mit einem »Mention honorable» empfangen hatte.

§ 3.

Der Verein hatte von »Selskabet for germanisk filologi i Kjøbenhavn» die Publikation der Gesellschaft über Karl Verner empfangen. Es wurde beschlossen den 3. Band der »Mémoires» als Gegengeschenk zu senden.

§ 4.

Dr. *Uschakoff* sprach von der neuen deutschen Ortographie, durch deren Annahme Einheitlichkeit in der Rechtschreibung der deutschen Sprache zu gewinnen sei, und machte auf die Abweichungen aufmerksam, welche zwischen derselben und der Schulortographie von 1880 existirten. Nach einer kürzeren Diskussion zwischen Dr. Uschakoff, Lektor Öhqvist und Frau Freudenthal beschloss der Verein als seine Ansicht auszusprechen: 1) die neue Ortographie bezeichne einen Fortschritt; 2) nach derselben sollten Anfänger unterrichtet und neue Bücher gedruckt werden; 3) die alte Ortographie solle nicht unnötigerweise verboten werden, sondern könne von Schülern, welche die deutsche Sprache früher nach dieser Ortographie gelesen und geschrieben hätten, gebraucht werden.

§ 5.

Prof. *Söderhjelm* ref. die Frage über die Litteratur und Litteraturgeschichte im Schulunterricht. Mit der geringen Stundenzahl, die nach unseren Lehrplänen den modernen Sprachen zur Verfügung steht, hielt Prof. S. es nicht für möglich, Zeit für eine umfassendere Lektüre zu finden. Vor allem gilt es ja die betreffende Sprache gut verstehen zu lernen. Da die Lektüre mit leichteren Lesestücken und nicht mit litterarischen Meisterwerken anfangen

muss, empfahl Prof. S. die Chrestomathie als die geeignetste Lektüre auf der ersten Stufe. Erst wenn die Schüler ziemlich gut die Sprache verstehen, kann davon die Rede sein, bedeutendere Litteraturwerke zu lesen; auch dann wird es schwer tiefer in dieselben einzudringen eben wegen der kurzen Zeit und der geringen Empfänglichkeit, die man oft bei einer Anzahl der Schüler findet. Es soll aber denjenigen Schülern, die wirklich Lust und Sinn für eine umfangreichere Lektüre haben, Gelegenheit bereitet werden, diese Lust ausserhalb der Schule, während der Ferien zu befriedigen. Der Lehrer soll ihnen Winke in Bezug auf die Wahl der Lektüre geben und die Bibliothek der Schule soll mit guter fremdsprachlicher Litteratur versehen sein. — Was die Litteraturgeschichte betrifft, so meinte Prof. S., dass es nicht notwendig sei, diese im Zusammenhange mit dem Sprachunterricht zu treiben; die Schüler werden dadurch die Geschichte der Litteratur nur einseitig und fragmentarisch kennen lernen. So bleiben die grossen litterarischen Geister der Länder, deren Sprache in den Schulen nicht unterrichtet wird, völlig unbekannt, wie z. B. Shakespeare und Dante. Die Litteraturgeschichte gehörte viel mehr zu dem Geschichts- als dem Sprachunterricht.

Dr. *Wallensköld* war derselben Ansicht wie Prof. S., doch wollte er als ein Palliativ in den höchsten Klassen beim Sprachunterrichte ein ganz kurzes litterarhistorisches Lehrbuch mit Litteraturproben aus der älteren Litteratur eingeführt wissen. — Frau *Freudenthal* hob hervor, dass die Litteraturkenntnisse der Schüler durch Vorlesung des Lehrers bereichert werden könnten. Auch die hervorragendsten Werke der Weltlitteratur könnten die Schüler in deutscher Übersetzung auf diese Weise kennen lernen.

Lektor *Öhquist* glaubte, wie Prof. Söderhjelm, dass es nicht möglich sei ein gutes, litterarhistorisches Lehrbuch derart wie Dr. Wallensköld es vorgeschlagen, zu Stande zu bringen. Was die Bedürfnisse der Schüler nach Kenntnissen auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte betrifft, so könnte die Schule während der jetzigen Verhältnisse dieselben nicht befriedigen, wol aber die ästhetischen beibringen. Aber um dies tun zu können, müsste der Unterricht der Grammatik eingeschränkt und das praktische Element beim Unterricht mit viel grösserem Nachdruck getrieben werden.

§ 6.

Als neue Mitglieder des Vereins wurden vorgeschlagen und gewählt: Frau Aina Thillot, Stud. Fräulein Adèle Burjam, Stud. Felix Brofeldt.

In fidem:

Matias Wasenius.

Mitteilungen.

Die schriftlichen Maturitätsproben im Frühjahr 1902.

Anm. *l.* = laudatur, *c.* = cum laude appr., *a.* = approbatur, *i.* = improbatur. Die sog. Privatisten sind in die Schülerzahl miteinberechnet.

Name der Schule	Deutsch				Summe Skribenten	Französisch				Summe Skribenten
	l.	c.	a.	i.		l.	c.	a.	i.	
H:fors: Svenska normallyceum	—	1	2	—	3	—	1	1	—	2
» » reallyceum	2	4	5	—	11	—	—	—	—	—
» Suomalainen reaalilyseo	6	14	6	3	29	—	1	—	—	1
» Nya svenska lärovärket	5	4	7	—	16	—	1	—	—	1
« Lärovärket f. gossar o. flickor	10	6	8	2	26	—	—	—	—	—
» Nya svenska samskolan	7	7	2	2	18	—	—	—	—	—
» Suomalainen yhteiskoulu	4	9	10	—	23	—	—	—	—	—
» Uusi yhteiskoulu	7	15	8	1	31	—	—	—	—	—
» Privata svenska flickskolan	1	—	—	—	1	1	2	2	1	6
» Svenska privata lärovärket f. flickor	3	—	—	—	3	—	—	—	—	—
Borgå: Lyceum	1	1	2	—	4	—	—	—	—	—
» Suomal. yhteiskoulu	1	2	5	1	19	—	—	—	—	—
Tavastehus: Suom. jatkoluokat	4	4	5	1	14		—	—	—	—
Tammerfors: Reaalilyseo	5	12	5	1	23	—	—	—	—	—
» Svenska samskolan	—	2	1	3	6	—	—	—	—	—
» Suom. tyttök. jatkoluokat	3	2	2	—	7	—	—	—	—	—
Åbo: Svenska klass. lyceum	1	5	1	—	7	—	—	—	—	—
» Suomalainen lyseo	—	5	5	1	11	—	-	—	—	—
» Svenska reallyceum	7	3	1	—	11	—	—	—	—	—
» Heurlinska skolan	5	—	—	—	5	—	—	—	—	—
» Svenska samskolan	1	3	—	1	5	—	—	—	—	—

Åbo: Svenska frunt.-sk fortsättningskl.	6	—	—	—	6	—	1	—	—	1
» Suomalainen jatko-opisto	2	6	1	—	9	—	—	—	—	—
Mariehamn: Sv. fortsättningskl.	1	6	3	—	10	—	—	—	—	—
Nystad: Suom. lyseo	3	4	2	—	9	—	—	—	—	—
Raumo: Yhteislyseo	1	4	5	—	10	—	—	—	—	—
Björneborg: Suom. lyseo	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—
» Svenska samskolan	3	1	—	—	4	—	—	—	—	—
Lahtis: Suom. yhteiskoulu	2	2	1	—	5	—	—	—	—	—
Kotka: Svenska samskolan	—	1	—	2	3	—	—	—	—	—
» Suom. yhteiskoulu	2	3	5	1	11	—	—	—	—	—
Wiborg: Svenska lyceum	4	2	—	1	7	—	1	—	—	1
» Suom. reaalilyseo	4	4	3	—	11	—	—	—	—	—
» Svenska frunt.-skolan	2	3	—	—	5	1	2	1	—	4
» Suom. jatko-opisto	—	2	3	1	6	—	—	—	—	—
Willmanstrand: Suom. yhteiskoulu	1	3	3	1	8	—	—	—	—	—
St. Michel: Lyseo	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—
Nyslott: Reaalilyseo	1	2	1	2	6	—	—	—	—	—
Sordavala: Reaalilyseo	4	3	—	1	8	—	—	—	—	—
Kuopio: Priv. sv. reallyceum f. gossar o. flickor	4	2	4	—	10	—	—	—	—	—
» Suom. yhteiskoulu	1	4	5	3	13	—	—	—	—	—
Wasa: Svenska lyceum	2	4	2	1	9	—	—	—	—	—
» Reaalilyseo	5	6	3	—	14	—	—	—	—	—
Uleåborg: Svenska lyceum	2	3	—	—	5	—	—	—	—	—
» Suom. lyseo	—	1	1	—	2	—	—	—	—	—
Summe	123	165	118	30	436	2	9	4	1	16

Es folgen einige auf das oben mitgeteilte Material gegründete statistische Ergebnisse betreffend die deutschen Skripta.

Der Prozent der Improbirten beträgt für das ganze Land 6,9. Von den improbirten Skribenten wurden mehrere auch in anderen Fächern improbirt.

Wenn die Note »laudatur» = 3 points, »cum laude» = 2, »approbatur» = 1 und »improbatur» = 0 gesetzt wird, beträgt die

durchschnittliche Pointzahl für jeden Skribenten für das ganze Land 1,87. Für die einzelnen Schulen — wobei nur diejenigen in Betracht gezogen werden sollen, die wenigstens 10 Schüler zählen — gestaltet sich diese Zahl für jeden Schüler folgendermassen: Åbo Sv. reallyceum 2,55; Wasa Suom. reaalilyseo 2,14; Wiborg Suom. reaalilyseo 2,09; H:fors Nya sv. samskolan 2,06; Kuopio Sv. privata reall. f. goss. o. fl. 2,00; Tammerfors Suom. reaalilyseo 1,93; H:fors Lärov. f. goss. o. fl. 1,92; H:fors Uusi yhteiskoulu 1,90; H:fors Nya sv lärovárket 1,88; Mariehamn Sv. forts. kl. 1,80; H:fors Suom. reaalilyseo 1,79; Tavastehus Suom. jatkoluokat 1,79; H:fors Suom. yhteiskoulu 1,74; H:fors Sv. reallyceum 1,73; Raumo Yhteislyseo 1,60; Kotka Suom. yhteiskoulu 1,55; Åbo Suom. lyseo 1,36; Kuopio Suom. yhteiskoulu 1,23. — Für die Schüler der schwedischen Schulen (i. S. 175) beträgt die durchschnittliche Pointzahl 2,03; für diejenigen der finnischen Schulen (261) 1,77. — Für die männlichen Skribenten (298, wovon 25 improb.) ist die Pointzahl 1,80; für die weiblichen Skribenten (138, wovon 5 improb.) 2,04.

Professor *Kr. Nyrop* hat in dem 3. Heft von Nordisk Tidskrift för vetenskap konst och industri 1903 über den dritten Band der *Mémoires* des Neuphilologischen Vereins Bericht erstattet. Die warm geschriebene und sehr anerkennende Besprechung schliesst mit folgenden Worten: »Alles in allem legen die drei Bände der Mémoires das vorteilhafteste Zeugnis davon ab, wie hoch die finnische Wissenschaft heutzutage steht. Alle Fachgenossen im Auslande hegen für den Neuphilologischen Verein die wärmsten Sympathie und wünschen, dass er ungestört eine Wirksamkeit fortsetzen könnte, die schon so ausgezeichnete Früchte getragen und die Namen vieler Jüngeren Philologen in Europa ein so vorteilhafter Weise bekannt gemacht hat».

Das letzterschienene Heft von Paul-Braunes »Beiträge zur deutschen Sprache und Literatur» enthält u. a. von Dr. *T. E. Karsten* einen Artikel: Zur Scheidung der kurzen E-Laute im Mittelhochdeutschen. — Derselbe Verfasser behandelt in den Finnisch-Ugrischen Forschungen Bd. II, 3 einige germanische Lehnwörter im Finnischen.

Dr. *Hugo Palander* hat in der Zeitschrift für deutsche Philologie XXXV, 2 den dritten und vierten Band der von Steinmeyer und Sievers herausgegebenen althochdeutschen Glossen besprochen.

HELSINGFORS 1903,
AKTIEBOLAGET HANDELSTRYCKERIET.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

15/9—15/10	Acht Nummern jährlich. Preis 4 Fmk. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Dr. H. Palander, Lotsg. 2) zu senden.	1903

Karl Verner.

Karl Verner. Afhandlinger og Breve udgivne af Selskab for germansk Filologi. Med en Biografi ved Marius Vibæk. Kopenhagen, J. Frimodt, 1903. XCII + 372 S., gr. 8⁰.

Der germanistische Verein in Kopenhagen hat den glücklichen Gedanken gehabt, in einem gross angelegten Werke eine möglichst vollständige Darstellung des Lebens und Wirkens des grossen dänischen Sprachforschers zu geben. An der Spitze steht die von Vibæk sehr anregend geschriebene Biographie Verners, die sich teilweise auf ganz unbekanntes Material stützt. Darauf folgt ein Abdruck der meisten philologischen Schriften (Abhandlungen und Rezensionen) des verstorbenen Forschers. An dritter Stelle findet man (auf 218 Seiten) Auszüge aus seiner Korrespondenz mit anderen Gelehrten, insofern sprachliche Fragen darin erörtert werden. Schliesslich giebt Karl Verners Bruder, Ingenieur Rudolf Werner, eine Beschreibung des Apparates, den Verner für seine phonometrischen Untersuchungen sich konstruirt hatte. Von diesen vier Teilen des Werkes sind der erste (die Biographie) und besonders der dritte (die Briefe Verners) für die jetzige philologische Welt unzweifelhaft die interessantesten, da sie viele neue Beiträge zur Charakteristik Verners als Mensch und Gelehrter enthalten.

Aus dem biographischen Teile, sowie auch aus den Briefen, erhellt in deutlichen Zügen Verners begabte, aber allzu schüchterne und bedächtige Persönlichkeit. Man bekommt den lebhaften Eindruck, dass Verner mit etwas mehr Energie und etwas weniger Misstrauen zu eigener Kraft weit mehr als philologischer Schriftsteller zum Nutzen der Wissenschaft hätte wirken können, als es tatsächlich geschehen ist. Allerdings lebte er ja lange Zeit unter sehr drückenden ökonomischen Verhältnissen, und seine wissenschaftliche Tätigkeit wurde dadurch einigermassen erschwert, aber die Hauptursache zu seiner verhältnismässig geringen schriftstellerischen Produktivität ist doch der Umstand, dass es ihm grosse Mühe kostete, seinen Gedanken eine ihn befriedigende für die Öffentlichkeit bestimmte Form zu geben. Nicht dass sein Stil ursprünglich schwerfällig oder unklar wäre; im Gegenteil, er ist durchaus leichtfliessend und deutlich, und das Schreiben selbst war ihm wol auch nicht zuwider, denn sonst hätte er kaum alle die langen gelehrten Briefe seinen Lehrern und Freunden nur des Vergnügens wegen verfasst. Es war wol so, dass er aus lauter Bescheidenheit und wissenschaftlicher Skepsis sich scheute, eine endgültige Form einem Gedanken zu geben, so lange er noch nicht alles, was zur Sache gehörte, erwogen hatte. Und konnte er das aus irgend welchen Ursachen nicht tun, so liess er lieber die ganze Sache liegen und wandte seine Aufmerksamkeit anderen Dingen zu. Seine Briefe, besonders diejenigen, welche Probleme der slavischen Philologie behandeln, zeigen uns jetzt, wie viel Neues er damals der gelehrten Welt hätte mitteilen können, und was er doch nur einigen Gelehrten, und wol später seinen Zuhörern an der Universität Kopenhagen, zum Besten gab.

Karl Adolf Verner wurde im Jahre 1846 als Sohn bürgerlicher Eltern in Århus (Dänemark) geboren. Student 1864, widmete er sich philologischen Studien, indem er sich mit klassischer, orientalischer und nordischer Philologie beschäftigte. Die slavische Linguistik wurde jedoch allmählich sein Spezialfach, und er brachte sogar seiner Sprachstudien wegen ein Jahr in Russland zu. Nach seiner Rückkehr (1873) bestand

er ein von der Familie gewünschtes Universitätsexamen in den slavischen Sprachen und Litteraturen. In der darauf folgenden Zeit verfasste er seine Aufsätze, *Eine Ausnahme der ersten Lautverschiebung* und *Zur Ablautsfrage,* welche seinen wissenchaftlichen Ruhm begründeten. Nach einem Studienaufenthalt in Westpreussen, um die in der Nähe von Danzig gesprochene kassubische Sprache kennen zu lernen, widmete er sich aus ökonomischen Gründen dem Bibliotekswesen, und war sechs Jahre lang (1876—1882) an der Universitätsbibliotek zu Halle angestellt. Nachher wirkte er als a. o. Dozent der slavischen Philologie an der Universität zu Kopenhagen, und wurde daselbst im Jahre 1888 zum a. o. Professor ernannt. Er starb 1896 als Junggeselle.

Das sind die wichtigsten äusseren Umrisse seines Lebens. Fassen wir jetzt seine sprachwissenschaftliche Entwicklung und Tätigkeit etwas näher ins Auge.

Schon in der Schule interessirte sich Verner für deutsch und französisch, aber seine philologischen Instinkte wurden eigentlich zufälligerweise durch den grossen klassischen Philologen Madvig geweckt, der als Inspektor im Jahre 1860 die Schule in Århus besuchte, wo Verner Schüler war. Madvig sprach nämlich einen so ausgeprägten Bornholm'schen Dialekt, dass der junge Verner dadurch angeregt wurde, über den Unterschied zwischen Aussprache und Schrift zu grübeln. Rask's dänische Rechtschreibungslehre gab seinen Spekulationen neue Nahrung, und es ist sehr bezeichnend für den gründlichen und gewissenhaften Charakter Verners, dass es ihm nachher eine Zeit lang einen Spass machte, entweder zu sprechen, wie man schreibt, oder zu schreiben, wie man spricht.

Schleichers *Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen,* auf das er zufällig stiess, war es aber, das seine Augen für die eigentliche Sprachwissenschaft öffnete. Auf der Universität studirte er zwar zwei Jahre, aus praktischen Rücksichten, klassische Philologie, aber die komparative Linguistik ward doch allmählich seine Lieblingsbeschäftigung. Einen Lehrstuhl für vergleichende Sprachforschung gab es damals nicht in Kopenhagen; er beschäftigte

sich daher teils mit Sanskrit, teils mit den nordischen Sprachen, schliesslich mit den slavischen Sprachen, deren eigentümliche Betonungsverhältnisse ihn besonders fesselten. Slavist wollte er jetzt werden, und sein Aufenthalt in Russland war dazu bestimmt, eine praktische Basis zu seinen hauptsächlich theoretischen Kenntnissen der verschiedenen slavischen Sprachen zu legen. In Petersburg und Moskau studirte er auch mit Eifer u. A. russisch, polnisch, serbisch und lettisch, indem er die ganze Zeit seine spezielle Aufmerksamkeit auf die Akzentverhältnisse der slavischen Sprachen richtete. Dass er dabei von den russischen Philologen, wie Kunik, Grot, u. A., sehr freundlich behandelt wurde und oft Gelegenheit hatte, mit ihnen über Punkte der slavischen Philologie sich zu unterhalten, war natürlich seiner wissenschaftlichen Ausbildung zu grossem Nutzen. Aus seinen Briefen an seinen Lehrer der slavischen Philologie zu Kopenhagen, Professor C. W. Smith, sowie auch an Andere, sieht man, wie tief Verner schon um jene Zeit in die slavische Sprachwissenschaft eingedrungen war. Jene Briefe sind wahre Vorlesungen über verschiedene Punkte der slavischen Laut- und Betonungslehre. Irgend welche Arbeit aber als direktes Resultat seiner sprachlichen Forschungen in Russland erschien leider nicht.

Wieder zu Hause, beschäftigte er sich zuerst mit seinem Magisterexamen, und als das Examen gegen Ende des Jahres 1873 glücklich bestanden war, zog er sich nach Århus zurück, wo er sich anderthalb Jahre, ohne feste Beschäftigung, linguistischen Studien allerlei Art hingab. Dieser Aufenthalt in Århus ist vielleicht der wichtigste Abschnitt in dem wissenschaftlichen Leben Verners. Hier war es, wo er, während seiner Spekulationen über die Akzentverhältnisse der idg. Sprachen, welche ihm besonders am Herzen lagen, das epochemachende »Verner'sche Gesetz» entdeckte, und die beiden schon angeführten Aufsätze, welche später im XXIII. Bande der Kuhn'schen Zeitschrift erschienen, entwarf. In dem ersten Aufsatze, dem Verner den Titel *Eine ausnahme der ersten lautverschiebung* gab, trägt er in einfachen, klaren Worten das neue »Gesetz» vor. In dem anderen, *Zur ablautsfrage,* sucht er die

Unmöglichkeit der von 1844 stammenden Holtzmann'schen Ablautstheorie zu beweisen. Holtzmann hatte u. A. aus dem Umstand, dass einem idg. betonten *a* bisweilen ein germ. *e* entspricht (z. B. idg. *bhárāmi*, goth. *baira)*, den Schluss gezogen, dass es, mit Verschiebung des ursprünglichen Akzentes, eine Übergangsstufe **bharámi* gegeben hatte, denn nach ihm könnte nur unbetontes idg. *a* im Germanischen *e* geben. Verner weist nun nach, dass der von Holtzmann angenommene Akzentwechsel unannehmbar ist, und erklärt die Sache so, dass das Idg. zwei verschiedene *a*-Laute besessen hatte, von denen der eine sich im germ. *e* fortsetzt. Verners Auffassung des Sachverhaltes ist richtig; nur ist man seitdem ja weiter gegangen und schreibt dem Idg. geradezu ein *e* zu (idg. **bhérō*).

Während seines Aufenthaltes in Århus hatte Verner seine spezifisch slavischen Forschungen ein bischen vernachlässigt, hauptsächlich wol weil er zu keiner endgültigen Lösung der schwierigen slavischen Akzentfrage kommen zu können glaubte, so lange er nicht das Kassubische, in welcher Sprache nach Schleicher freie Betonung existiren sollte, an Ort und Stelle studirt hätte. Sein lebhaftester Wunsch war daher, nach Westpreussen reisen zu können. Es gelang ihm auch das nötige Reisegeld zu bekommen, und im Juli 1875 fuhr er nach Danzig. Das Kassubische lernte er schnell genau kennen, kam aber, in Betreff der Betonungsverhältnisse, zu dem negativen Resultate, dass das Kassubische nur ein altertümlicher polnischer Dialekt sei. Seine sprachlichen Erfahrungen aus Kassubien hat Verner nicht veröffentlicht; man kennt sie jetzt aus seinen Briefen an C. W. Smith.

Während dieser kassubischen Studienreise erschienen seine beiden ersten Abhandlungen. Mit einem Male ward er ein berühmter Mann. Dank dieser Berühmtheit bekam er den Biblioteksplatz in Halle; der wolwollende Scherer, entzückt von Verners genialer Entdeckung, hatte ihn dazu vorgeschlagen. Und als er sich in Halle ansiedelte, hatte wiederum sein Ruf als hervorragender Linguist zur Folge, dass Sprachforscher, wie Sievers und Delbrück aus Jena, ihn auf-

suchten, und dass er von den Linguisten in Leipzig, Osthoff, Brugmann, Braune, Hübschmann, Leskien, u. A., mit offenen Armen empfangen wurde. Auch der Bopp'sche Preis für vergleichende Sprachforschung kam ihm jetzt zu Teil (1877), obgleich seine ganze wissenschaftliche Produktion nur aus den zwei Zeitschriftartikeln bestand.

In Halle stand Verner auf der Höhe seiner wissenschaftlichen Berühmtheit, und seine Gönner und Freunde stellten grosse Hoffnungen auf ihn. Man erwartete viel von seiner künftigen Arbeit über die slavischen Betonungsverhältnisse, und wollte unterdessen wissenschaftliche Beiträge von seiner Hand für verschiedene Zeitschriften haben. Man kann aber leider nicht sagen, dass Verner die auf ihn gestellten Hoffnungen erfüllte. Was er während seines Aufenthaltes in Halle veröffentlichte, beschränkt sich auf einen kürzeren Aufsatz und einige Rezensionen. Die Hauptursache zu dieser Improduktivität lag natürlich darin, dass es Verner so grosse Mühe kostete, etwas fertig zu bringen. Um ein Beispiel zu nehmen, so arbeitete er an einer Rezension über Axel Kock's *Språkhistoriska undersökningar om svensk akcent*, welche nur 13 Seiten lang ist, beinahe ein ganzes Jahr. Seine slavischen Forschungen, mit denen er sich noch immer eifrig beschäftigte, hatten noch kein ihn befriedigendes Resultat ergeben. Einen ganzen Winter interessirte er sich fast nur für die Anfertigung eines bulgarischen akzentuirten Wörterbuches mit Hilfe eines bulgarischen Neuen Testamentes, wo der Akzent angegeben war. Nachher gab er sich wieder ausschliesslich der polabischen Sprache hin, und exzerpirte eifrig polabische Handschriften, die er aus den deutschen Biblioteken zugesandt bekam. Was aber dann noch seine litterarische Leistungsfähigkeit verhinderte, war sein Bibliotheksamt in Halle. Mit gewöhnlicher Gewissenhaftigkeit lag er seinen amtlichen Pflichten ob, und tat dabei weit mehr als von ihm gefordert wurde, so dass er als das Muster eines echten Biblioteksbeamten galt. Alle diese Umstände trugen dazu bei, dass seine litterarische Produktion während des sechsjährigen Aufenthaltes in Halle nicht sehr bedeutend war.

Der oben erwähnte Aufsatz, den Verner in Halle für die *Zeitschrift für deutsches alterthum*, Band XXI (1877), schrieb, trägt den Titel: *Germanisch* nn *in verbindung mit nachfolgendem consonanten*. Verner suchte darin eine Erklärung darüber zu geben, dass diejenigen germanischen Präterito-Präsentia, deren Stamm auf *nn* endigte (wie *kunn-an*), in ihren schwachen Präteritalformen ein *þ*, und nicht ein *d*, hatten *(kunþa)*, und dass die von ebendenselben Verben gebildeten abstrakten Substantive auf *-t* (idg. *-ti*) ein parasitisches *s* vor *t* aufzuweisen haben *(kunst, brunst, gunst*, u. s. w.). Verner erklärt die Sache so, dass in dem *þ*, sowie in dem *s*, ein ursprüngliches *v* stecke (in der Verbindung *nv*: idg. **ganv-tí* > germ. *kuns-t*). Dieser Erklärungsversuch hat nicht die Lösung der schwierigen Frage gegeben; noch sind ja die Meinungen über die Enstehung der Präteritalendung *-þa* sehr geteilt.

Für den *Anzeiger für deutsches alterthum* schrieb Verner während seines Aufenthaltes in Halle zwei bedeutendere Rezensionen, über J. F. Kräuters *Zur Lautverschiebung* (Bd. IV) und A. Kocks *Språkhistoriska undersökningar om svensk akcent* (Bd. VII). In der ersten bekämpft er Kräuters an Grimm sich anschliessende Auffassung von der Entwicklung der idg. Mediaaspiraten, wonach diese unmittelbar in tönende Verschlusslaute übergegangen wären, und äussert sich sehr scharf gegen Kräuters wunderliche Theorie, dass, wenn ein Lautübergang ($x > y$) vorkommt, der entgegengesetzte Lautübergang ($y > x$) auch vorkommen soll. In der zweiten Rezension will er den deutschen Lesern eine klare Vorstellung von den nordischen (schwedischen, norwegischen, dänischen) Akzentverhältnissen geben; sie ist auch wie eine kürzere Vorlesung. Gegen Kock behauptet er mit Recht, dass der eigentümliche Glottisverschluss des Dänischen, der s. g. »Stosston« (dessen wahre Natur er schon 1872 herausgefunden hatte), eine spezifisch dänische (nicht urnordische) Erscheinung ist. Gegen Kock formulirt er auch die Regel über die Akzente des Urnordischen folgendermassen: der akute Akzent bestand in den einsilbigen Wörtern und in den zweisilbigen mit kurzer Endsilbe, der grave Akzent in den übrigen Fällen.

Noch zwei kürzere Rezensionen, für die *Deutsche Litteraturzeitung* (1881), schrieb Verner in Halle, die eine über *Die constitutionellen verschiedenheiten der verschlusslaute im indogermanischen* von H. Kirste, welche Arbeit ziemlich ungünstig beurteilt wird, und die andere über *Tydning af gamla svenska ord* von A. Kock. Und damit ist auch seine litterarische Produktion während der sechs Jahre in Halle erschöpft.

Noch weniger wissenschaftlich produktiv ist aber die lange Zeit (13 Jahre), während welcher er als Lehrer an der Universität zu Kopenhagen wirkte. Nicht dass er faul gewesen wäre; im Gegenteil: er arbeitete fleissig und gewissenhaft wie immer. Aber jetzt waren es hauptsächlich seine Vorlesungen, die ihn in Anspruch nahmen, und er tat gewiss für seine Studenten alles, was man nur von einem akademischen Lehrer erwarten kann. Dazu wurde seine genaue Kenntnis der slavischen Sprachen zu allerlei nicht gerade wissenschaftlichen Beschäftigungen benutzt. So z. B. übersetzte er einzelne Verse verschiedener slavischer Nationalgesänge für ein »geographisches Gesangbuch», und war immer bereit als Dolmetscher slavischer Sprachen Freunden und Fremden zu dienen.

Die interessanteste Publikation aus der Kopenhagener Zeit ist wol sein kleiner Aufsatz *Zur Frage der Entdeckung des Palatalgesetzes*, der 1886 im *Literarischen Centralblatt* erschien. Ganz im Anfang seines Aufenthaltes in Halle hatte Verner seinen Leipzigerfreunden das idg. »Palatalgesetz», auf das er selbständig gekommen war, mitgeteilt, hatte aber zugleich erwähnt, dass Vilh. Thomsen seinerseits zu denselben Resultaten in Betreff des idg. Vokalismus gelangt war. So wurde das Palatalgesetz in aller Stille, ohne irgend welche Veröffentlichung, in Umlauf gesetzt. Später entstand aber unter den deutschen Sprachforschern ein Streit darüber, wer der eigentliche Entdecker des Palatalgesetzes gewesen sei. Während die »Junggrammatiker» auf Verner hielten, meinten die »Alten», dass die Ehre der Entdeckung Johannes Schmidt zukam. Um diesem sonderbaren Streit ein Ende zu machen, veröffentlichte Verner, von seinen deutschen Kollegen dazu eifrig aufgefordert, den erwähnten Aufsatz, worin er den rich-

tigen Sachverhalt schildert, dabei hinzufügend, dass dasselbe Sprachgesetz noch einen dritten selbständigen Entdecker aufzuweisen hatte, nämlich Prof. Esaias Tegnér (in Lund).

Ausser diesem Aufsatze und einigen Artikeln über slavische Philologie in Salmonsens Konversationslexikon veröffentlichte er in Kopenhagen nichts Philologisches. Seine slavischen Akzentforschungen setzte er nur eine kürzere Zeit nach seiner Anstellung als Dozent fort, insofern sie nicht für seine Vorlesungen direkt erforderlich waren. Er war nämlich auf neue Ideen gekommen, die seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Er wollte mit Hilfe eines phonometrischen Apparates, als dessen Grundlage er den Edison'schen Phonograph benutzte, die Sprachlaute analysiren, um eine ganz objektive Darstellung derselben zu erreichen. Während mehrerer Jahre arbeitete er mit dem grössten Eifer an seinen phonetischen Forschungen, und wäre wol zu höchst bedeutenden Resultaten gekommen, hätte er nicht wieder plötzlich die ganze Sache aufgegeben. Es war ihm nämlich ein Anderer zuvor gekommen: unser Landsmann, Dr. Hugo Pipping, hatte im Jahre 1890 seine Arbeiten *Om klangfärgen hos sjungna vokaler* und *Om Hensens fonautograf* veröffentlicht, und Verner verlor dadurch das Interesse daran, seine eigenen Untersuchungen zu Ende zu führen. Der oben erwähnte Aufsatz von Ingenieur Rudolf Werner giebt eine gute Vorstellung von dem phonometrischen Apparate seines Bruders. Sonst findet man eine genauere Beschreibung von Karl Verners phonometrischer Methode und den von ihm gewonnenen Resultaten wol nur in ein Paar Privatbriefen, die er an Pipping schrieb. [1])

Schliesslich sei noch als eine Kuriosität erwähnt, dass Verner gegen Ende seines Lebens (1888) wieder auf die Rechtschreibungsfrage kam, die ihn in seiner Jugend so interessirt hatte. Diesmal zog er ins Feld gegen die Schreibung der dänischen Substanstive mit grossen Anfangsbuchstaben, indem er eine

---

[1]) Durch die Güte Dr. Pippings ist die Redaktion dieses Blattes im Stande, die Briefe Verners an Pipping unten (als eine Art Supplement zu der vom Germanistischen Verein in Kopenhagen publizirten wissenschaftlichen Korrespondenz Verners) zu veröffentlichen.

Abhandlung *Om store og små bogstave* verfasste. Die Abhandlung blieb jedoch infolge allerlei Umstände unveröffentlicht und ist erst nach Verners Tode nach einem ziemlich übel zugerichteten Manuskripte in *Dania*, Bd. IV, veröffentlicht worden.

Verners wissenschaftliche Produktion ist, wie man sieht, nicht gross. Zu den oben erwähnten Ursachen trat noch in den letzten Jahren seines Lebens sein kränklicher Zustand. Aber trotzdem muss man Verners wissenschaftliche Bedeutung sehr hoch schätzen. Seine geniale Entdeckung der Wirkungen des urgermanischen Akzentwechsels setzte die ganze Germanistenwelt in die lebhafteste Bewegung und gab den Anstoss zu weiterer Arbeit in der gegebenen Richtung. Das »Verner'sche Gesetz» war ein grosser Gewinn für die »junggrammatische» Schule, und obgleich er sich selbst nicht zu den eigentlichen Junggrammatikern rechnete, war doch seine ganze Denkart, seine wissenschaftliche Arbeitsmethode eine solche, dass man ihn entschieden zu den »Jungen» zählen muss. Er war als wissenschaftliche Kapazität eine Zierde seiner Zeit, und das Land, das ihn zu seinen Söhnen rechnete, kann auf ihn stolz sein.

A. Wallensköld.

Zwei Briefe Karl Verners.

Die folgenden zwei Briefe, welche Verner an Dr. H. Pipping schrieb, nachdem er die Inauguraldissertation des letzteren kennen gelernt hatte, geben eine gute Darstellung seiner eigenen phonetischen Untersuchungen.

Kobenhavn F. Dronningens vej 28
24. februar 1890.

Höjt ærede hr. doctor — Jeg beder Dem undskylde, at jeg ikke strax har besvaret den ære og opmærksomhed, De har vist mig ved at sende mig Deres afhandling »om klangfärgen». Jeg vilde gerne ved at sende Dem et udførligere svar (og ikke blot —

som sædvanligt — en almindelig høflighedsfloskel) lægge for dagen, at bogen var kommen en taknemlig læser i hænde, men andet arbejde har holdt mig hen lige til nu. Vi linguistikere har længe gået og ønsket hjælp fra de reale videnskaber: lydfysiologien har hjulpet os endél, men denne disciplin synes ingen perfektibilitét at have, dens iagttagelsesmidler står endnu den dag i dag på et så barnligt standpunkt, at de herrer lydfysiologer udenfor det rént elementære lysteligen ligger i hårene på hverandre, og hver for sig til slut rekurrerer til deres subjektive trommehinder. Det er fra fysiken, fra akustiken at hjælpen skal ventes, men — desværre — har de gode akustikere i mange herrens år ødslet deres store kræfter på at løse gåder på kunstens (musikens) områder og har i altfor höj grad forsömt den side, som dog er udgangspunktet for hin kunst, den menneskelige røst, som alene har interesse for os sprogmænd. Filologerne må derfor være taknemlige for ethvert bidrag fra den side, og jeg tror at kende så meget til sagen, at jeg kan skönne, at *Deres* arbejde er det förste *tillidsvækkende* forsøg på en analyse af svingningskurver, som sproget selv har registreret, thi analyserne hos *Jenkin-Ewing* og hos *Lahr* — den letsindige herre, som De har behandlet altfor humant i Deres bog — er uden tvivl ganske illusoriske: de fører en masse talstörrelser fra forskellige lyd på forskellige tonehöjder frem for læserens næse, men de forholder ham lumskeligen det eneste fuldgyldige bevís for deres kurvers og analysers korrekthed: blot *to* nogenlunde overénsstemmende analyser af samme lyd på samme tonehöjde.

Jeg formoder, at enten Deres landsmand, min ven dr. E. N. *Setälä* eller muligen en anden ven og tidligere kollega ved universitetet Halle, prof. Hugo *Gering* i Kiel har underrettet Dem om, at jeg interesserer mig for denne for fremtidslinguistiken betydningsfulde side af akustiken, og at jeg i mine ledige timer til min adspredelse efter dilettantisk evne selv sysler med disse lydkurver; men hvem det end monne være, så er jeg vedkommende taknemlig derfor. Min interesse stammer allerede fra året 1878, da jeg i udlandet fik lejlighed til at se og høre den förste fonograf, som Edison sendte herover med sin agent Puschka; som alle andre blev jag slået ved at høre de flygtige sproglyd fastholdte og magasinerede i deres væsenlige karakteristiske ejendommeligheder. Men först for et par år siden har jeg realiseret mine tanker og bygget mig et på fonografen baseret måleapparat. Jeg var uvidende om tidligere forsøg i denne retning og först bag efter så jeg — i en anmeldelse af Sievers' Phonetik — *Lahr's* afhandling omtalt, og hos ham fandt jeg henvísning til *Jenkin-Ewing*. Men jeg er tilt böjelig til at betragte denne min aprioriske uvidenhed som et storheld, thi havde jeg i forvejen kendt de nævnte arbejder, vilde jeg, hildet i autoritétstro, neppe være nået udenfor deres idékreds. Nu

har jeg som autodidakt måttet gå ud fra tabula rasa, både hvad apparatet og beregningsmethoden angår, og har gået min egen vej, der i begge henseender har ført mig til *selvstændige* og — som jeg håber — også *bedre* resultater end de tidligere.

Hensens fonautograf må jeg tilstå at være ukendt med; jeg så den förste gang omtalt i Paul Wendeler's (temmeligt intetsigende) disputats; men jeg håber at lære den at kende, selv om jeg i dette öjemed skal göre en rejse til Kiel. Såmeget kan jeg forstå af Deres omtale og Deres meddelte kurver, at det må være et særdeles fintfølende apparat, der er i stand til at registrere lydkurver med höjere overtoner end de på Edison's fonograf baserede registrerings-apparater formår det. Det har fra först af været mig klart, at fonografen ikke kan gengive de muligen tilstedeværende höjere partialtoners svingninger (— lad os sige ud over den 10de partialtone —) da disse vil følge så hurtigt på hverandre, at de umuligt vilde kunne afsætte spor i det stive staniol, men på den anden side er det dog uimodsigeligt, at når fonografen, som tilfældet jo er, *tydeligt* kan gengive en lyd som f. ex. *a, u, l, k* osv., så må lydens »*karakteristikon*» være *tilstede* i staniolkurverne; dette berettiger til også at benytte fonografen som undersøgelsesapparat.

Nervus rerum i min konstruktion af det forstörrende måleapparat er — i modsætning til de tidligere — den, at vægtstangen (häfstången), som er uundgåelig og også er tilstede i Hensens apparat, hos mig dannes af det imponderable stof, en *lysstråle;* dens længde og dermed kurvens forstörrelse er altså ikke begrænset af hensyn til materiens tyngde, og når jeg i det under B på bilaget givne exempel er bleven stående ved den der valgte forstörrelse, så skyldes det alene de lokale forhold i mit studereværelse. Forstörrelsen i det givne exempel er omtrent 2000 gange i henseende til kurveamplituden, hvad der ikke kan synes overdrevent, når De erindrer at Jenkin-Ewing ansætter deres mere end 5 gange lavere kurver til en forstörrelse af c. 400 gange. Længdeforstörrelsen er den, at der til 1 m/m i staniolbelægningen svarer 59.02 . . . m/m i reproduktionen (hos J. E. angives længdeforstörrelsen til 7). Apparatet giver mig ikke — som hos Lahr og J. E., kurven *udtegnet;* men det giver mig ordinaterne så tæt som jeg ønsker det, og et öjekast igennem en (astronomisk) kiggert giver mig ordinatlængden (med brøkdél af 1 m/m) således, at denne strax kan lægges til grund for en beregning. Jeg behøver derfor slet ikke at *tegne* kurven, endnu mindre at foretage en mikroskopisk inddeling af x-axen, en oprejsen eller nedfælden af perpendikulærer og en mikroskopisk udmåling af disse: apparatet leverer altså de ordinater, man ønsker at benytte til analysen og med den nöjagtige afstand indbyrdes, og arbejdet bliver ikke synderligt större, om man ønsker 24, 36, 48 . . . 120 eller flere ordinater. — Endelig giver mit apparat mig en axe for ordinatsystemet, nl. den linje, der ligger i måle-

stokkens nulpunkt og hvorfra ordinaterne regnes opad og nedad. L.'s og J.-E.'s apparat giver ikke nogen x-axe, men de må selv forskaffe sig den, idet de drager en ret linje fra maximum til maximum (el. minimum til minimum) og benytter denne som x-axe under den forudsætning, at en sådan linje ligger ⫩ med kurvens indifferenslinje. Men dette er en gal forudsætning: en sådan linje ligger kun rént tilfældigt ⫩ med indifferenslinjen; i alm. danner den én eller anden vinkel til denne. Sagen er den, at fonografens membran under sin aktivitet, på grund af den modstand stiften møder i staniolet, kommer i *private vugninger* (egensvingninger) samtidigt med at den foretager de af lyden fremkaldte svingninger; disse sidste ligger altså op og ned ad de private vugningers bølger og *begge* systemer har en *fælles* indifferenslinje til hvilken *begges* ordinater må stå lodrette. At dette forholder sig således kan man tydeligt sé på mine stærkt forstörrede periodiske kurverækker (jeg har taget dem på indtil 10 alens længde): et maximum (el. minimum) i den ene periode ligger i regelen 3—5 m/m höjere (el. lavere) end det tilsvarende i naboperioderne, ja stundom kan differensen stige til over 10 m/m. Også på J.—E.'s små fotolithografiske gengivelser kan man ved at lægge en lineal under kurverne tydeligt öjne dette forhold. Den private vugning fremkalder imidlertid så lange og flade bølger, at man uden stor fejl kan betragte den forholdsvis lille strækning, som en lydperiode indtager som en *ret* linje (hvad både L., J.—E. og jeg gör) men man kan ingenlunde betragte denne linje (eller den dermed mellem maximum dragne paralele linje) som *paralel* med indifferenslinjen; de derfra rejste perpendikulærer vil som regel træffe indifferenslinjen under en större eller mindre vinkel. Målestokkens nulpunktslinje må derimod absolut være paralel med den ideale indifferensaxe og da ordinatværdierne er den lodrette afstand fra denne linje, hvorledes end membranen vugger, må mine ordinater også stå lodrette på den ideale indifferensaxe. Da jeg i ethvert enkelt tilfælde véd hvormeget periódens begyndelsespunkt ligger over eller under dens endepunkt ɔ: hvormeget perioden *helder* i sit forhold til nulpunktslinjen (x-axen), kan jeg — og jeg må göre det, om ellers resultatet skal blive nogenlunde pålideligt — foretage en tilsvarende korrektur i de af apparatet givne ordinatværdier, inden jeg begynder den egenlige analyse. Såmeget om apparatet. Hvis det kan interessere Dem, og De ønsker det, skal jeg gerne sende Dem en udførlig beskrivelse.

Med hensyn til *beregningsmåden* må jeg strax tilstå, at jeg ikke har kunnet nyde så meget godt af Deres bog, som jeg kunde ønsket; jeg kender ikke — jeg vil tilföje: endnu — regningen efter de mindste kvadraters methode, men har fra tabula rasa måttet bygge op med det mathematiske kvantum, jeg for 26 år siden har erhvervet mig i skolen. Derfor er jeg i hovedsagen kommen ind

på den beregningsmåde, som J.—E. og L. følger. J.—E. gör et stort væsen ud af deres ligninger til beregning af de förste 6 (5) partialtoner: de omtaler, at prof. Tait velvilligt har overladt dem denne dyrebare skat, og de beroliger deres læsere med den forsikring, at de selv omhyggeligt har revideret dem. Og den gode L. har haft så meget bryderi med sine ligninger, at han ikke engang, som De også har påvist, har formået at give dem korrekt. Tingen er den, at hverken J.—E. eller L. rigtigt har sat sig ind i de sammensatte periodiske svingningers natur; de vilde ellers ikke have bragt deres ligninger frem i en så ubehjælpsom form, der påbyrder den regnende mindst det dobbelte arbejde af det, som er fornødent ved en fornuftig opstilling af ligningerne.

Når man regner med 12 24 36. osv., kortsagt med et antal ordinater, der er deleligt med 4, altså 4 n ordinater, møder ordinaterne op i de forskellige ligninger i led på 4 og 4 (sjældnere 2 og 2) ordinater med en bestemt sammenhørighed. Man får disse led ved at opstille ordinaterne i 4 kolumner *βουστροφηδὸν* efter hosstående skema. Ledenes antal bliver $n + 1$; förste og sidste (*o*'te og *n*'te) led indefatter kun 2 ordinater. Med hensyn til *fortegnene* henhører disse led til 4 forskellige grupper, som jeg kalder *C D E* og *F* og hvis fortegn for hver af de 4 kolumner er angivet under skema'et. Grupperne *C* og *D* indgår i ligningerne for de *ulige* partialtoner, *E* og *F* i ligningerne for de *lige* partialtoner, og det således at *C*, resp. *E* ingår i *A* ligningerne (efter Lahrs terminologi, hos Dem *b*), *D*., resp. *F* i *B*-ligningerne (hos Dem *a*). Hvorledes man i praxis let og hurtigt får ordinaterne sorterede til de forskellige gruppeled er i regneexemplerne på bilaget vist for 24 ordinater, og fremgangsmåden er analog i alle andre tilfælde.

led *O*:	y_0	↗	y_{2n}	
» *1*:	y_1	y_{2n-1}	y_{2n+1}	y_{4n-1}
» *2*:	y_2	y_{2n-2}	y_{2n+2}	y_{4n-2}
⋮	⋮ ↓ ⋮	⋮ ↑ ⋮	⋮ ↓ ⋮	⋮ ↑ ⋮
» *n — 2*:	y_{n-2}	y_{n+2}	y_{3n-2}	y_{3n+2}
» *n — 1*:	y_{n-1}	y_{n+1}	y_{3n-1}	y_{3n+1}
» n:	y_n	↗	y_{3n}	↗
gruppe *C*:	+	+	÷	÷
» *D*:	+	÷	÷	+
» *E*:	+	÷	+	÷
» *F*:	+	+	+	+

De alméngyldige formler for A- og B- ligningen for en hvilkensomhelst partialtone *k* i en sammensat periodisk svingningskurve er nu:

$$\text{når } k \text{ er } ulige \begin{cases} 2\,n\,A_k = C_0 \sin\left(\frac{0.\,k.\,90^0}{n}\right) + C_1 \sin\left(\frac{1.\,k.\,90^0}{n}\right) + C_2 \sin\left(\frac{2.\,k.\,90^0}{n}\right) + \ldots C_{n-1} \sin\left(\frac{(n-1).\,k.\,90^0}{n}\right) + C_n \sin\left(\frac{n.\,k.\,90^0}{n}\right) \\ 2\,n\,B_k = D_0 \cos\left(\text{———}\right) + D_2 \cos\left(\text{———}\right) + D_2 \cos\left(\text{———}\right) + \ldots D_{n-1} \cos\left(\text{————}\right) + D_n \cos\left(\text{———}\right); \end{cases}$$

når k er *lige* indtræder E i st. f. C og F i st. f. D. *Men samtidigt med* $\boldsymbol{A_k}$ *og* $\boldsymbol{B_k}$ *finder man* $\boldsymbol{A_{2n-k}}$ *og* $\boldsymbol{B_{2n-k}}$ *ved blot at skifte fortegn i* ***A**-lign. foran de lige led, i* ***B**-ligningerne foran de ulige led.* Heri ligger den overordentlige arbejdslettelse, som J.-E. og L. har været blinde for.

Nogle exempler:

a) Ligningerne for ptt. I med 12 ordinater: $k = 1, n = 3, \frac{90^0}{3} = 30^0$ b) Lign. for ptt II med 12 ord.: $\frac{2.\,90^0}{3} = 60^0$

	0	1	2	3
	0^0	30^0	60^0	90^0
$6\,A_1 =$		$C_1 \sin 30^0 \;+$	$C_2 \sin 60^0 \;+$	C_3
$[6\,A_5 =$		$+\;(\;\;,, \;\;)\; \div$	$(\;\;,, \;\;)\; +$	$(,,)]$
$6\,B_1 =$	$D_0 \;+$	$D_1 \cos 30^0 \;+$	$D_2 \cos 60^0 \;-$	
$[6\,B_5 =$	$+(,,) \;\div$	$(\;\;,, \;\;)\; +$	$(\;\;,, \;\;)\; -$	$]$

	0	1	2	3
	0^0	50^0	120^0	180^0
$6\,A_2 =$	$-$	$E_1 \sin 60^0 \;+$	$E_2 \sin 60^0 \;-$	
$[6\,A_4 =$	$-$	$+\;(\;\;,, \;\;)\; \div$	$(\;\;,, \;\;)\; -$	$]$
$6\,B_2 =$	F_0	$+\;F_1 \cos 60^0 \;-$	$F_2 \cos 60^0 \;\div$	F_3
$[6\,B_4 =$	$+(,,) \;\div$	$(\;\;,, \;\;)\; \div$	$(\;\;,, \;\;)\; +$	$(,,)$

c.) Ligningerne for ptt. V med 36 ordinater. $k = 5, n = 9;\ k.\ \frac{90^0}{n} = 50^0$

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9
0^0	50^0	100^0	150^0	200^0	250^0	300^0	350^0	400^0	450^0
								40^0	90^0

$$18\,A_5 = C_1 \sin 50^0 + C_2 \sin 80^0 + C_3 \sin 50^0 - C_4 \sin 20^0 - C_5 \sin 70^0 + C_6 \sin 60^0 + C_7 \sin 10^0 + C_8 \sin 40^0 + C_9$$

$$[18\,A_{13} = +(\text{„})-(\text{„})+(\text{„})+(\text{„})-(\text{„})-(\text{„})+(\text{„})-(\text{„})+(\text{„})]$$

$$18\,B_5 = D_0 + D_1 \cos 50^0 - D_2 \cos 80^0 - D_3 \cos 50^0 - D_4 \cos 20^0 - D_5 \cos 70^0 + D_6 \cos 60^0 + D_7 \cos 10^0 + D_8 \cos 40^0 -$$

$$[18\,B_{13} = +(\text{„})-(\text{„})-(\text{„})+(\text{„})-(\text{„})+(\text{„})+(\text{„}) \div (\text{„})+(\text{„}) -]$$

d) Ligningerne for ptt XVI med 48 ordinater. $k = 16, n = 12;\ k\ \frac{90^0}{n} = 120^0$

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
0^0	120^0	240^0	360^0	120^0	240^0	360^0	120^0	240^0	360^0	120^0	240^0	360^0

$$24\,A_{16} = (-)\ E_1 \sin 60^0 - E_2 \sin 60^0\ (\underline{o}) + E_4 \sin 60^0 - E_5 \sin 60^0\ (\underline{o}) + E_7 \sin 60^0 - E_8 \sin 60^0\ (\underline{o}) + E_{10} \sin 60^0 - E_{11} \sin 60^0\ (\underline{o})$$

$$[24\,A_8 = +(\text{„})+(\text{„}) + (\text{„})+(\text{„}) + (\text{„})+(\text{„})\ o + (\text{„})+(\text{„})\ (\underline{o})]$$

$$24\,B_{16} = F_0 - F_1 \cos 60^0 - F_2 \cos 60^0 + F_3 - F_4 \cos 60^0 - F_5 \cos 60^0 + F_6 - F_7 \cos 60^0 - F_8 \cos 60 + F_9 - F_{10} \cos 60^0 - F_{11} \cos 60^0 + F_{12}$$

$$[24\,B_8 = +(\text{„})+(\text{„})-(\text{„})-(\text{„})-(\text{„})+(\text{„})+(\text{„})+(\text{„})+(\text{„})-(\text{„})-(\text{„})-(\text{„})+(\text{„})+(\text{„})]$$

$$\text{Ↄ:}\ \left.\begin{matrix} 24\,A_8 \\ 24\,A_{16} \end{matrix}\right\} = (E_1 + E_4 + E_7 + E_{10}) \sin 60^0 \pm (E_2 + E_5 + E_8 + E_{11}) \sin 60^0$$

$$\left.\begin{matrix} 24\,B_8 \\ 24\,B_{16} \end{matrix}\right\} = [(F_0 + F_6 + F_{12}) - (F_2 + F_4 + F_8 + F_{10}) \cos 60^0] \pm [(F_3 + F_9) + (F_1 + F_5 + F_7 + F_{11}) \cos 60^0]$$

I *C*-gruppen falder förste led bort, i det det bliver = 0; i *D*-gruppen falder af samme grund sidste led bort, i *E*-gruppen både förste og sidste led. Kun *F*-gruppen har alle sine led, men alle til denne gruppe hørende ligninger har den natur, at man, uden at regningsresultatet bliver anderledes, kan skaffe förste (eller sidste) led bort ved att subtrahere det fra midteleden i fordoblet, fra sidste (resp. förste) led i ufordoblet tilstand, altså f. ex.

	F_0	F_1	$F_2 \ldots\ldots$	F_{n-1}	F_n
	$-F_0$	$-2F_0$	$-2F_0$	$-2F_0$	$-F_0$
Nye led:	—	$F_1{}^1$	$F_2{}^1 \ldots$	$F_{n-1}{}^1$	$F_n{}^1$

Lahr's skrækindjagende ligninger får på denne måde følgende mere håndterlige former.

De *ulige* partialtoner:

A-ligninger:

$$\left.\begin{matrix}12\,A_1\\12\,A_{11}\end{matrix}\right\} = (C_1 \sin 15^0 + C_3 \sin 45^0 + C_5 \sin 75^0) \pm (C_2 \sin 30^0 + C_4 \sin 60^0 + C_6)$$

$$\left.\begin{matrix}12\,A_3\\12\,A_9\end{matrix}\right\} = (C_1 + C_3 - C_5) \sin 45^0 \pm (C_2 - C_6)$$

$$\left.\begin{matrix}12\,A_5\\12\,A_7\end{matrix}\right\} = (C_1 \sin 75^0 - C_3 \sin 45^0 + C_5 \sin 15^0) \pm (C_2 \sin 30^0 - C_4 \sin 60^0 + C_6)$$

B-ligninger:

$$\left.\begin{matrix}12\,B_1\\12\,B_{11}\end{matrix}\right\} = (D_0 + D_2 \cos 30^0 + D_4 \cos 60^0) \pm (D_1 \cos 15^0 + D_3 \cos 45^0 + D_5 \cos 75^0)$$

$$\left.\begin{matrix}12\,B_3\\12\,B_9\end{matrix}\right\} = (D_0 - D_4) \pm (D_1 - D_3 - D_5) \cos 45^0$$

$$\left.\begin{matrix}12\,B_5\\12\,B_7\end{matrix}\right\} = (D_0 - D_2 \cos 30^0 + D_4 \cos 60^0) \pm (D_1 \cos 75^0 - D_3 \cos 45^0 + D_5 \cos 15^0)$$

De *lige* partialtoner:

A-lign.

$$\left.\begin{matrix}12\,A_2\\12\,A_{10}\end{matrix}\right\} = [(E_1 + E_5) \sin 30^0 + E_3] \pm \\ \pm (E_2 - E_4) \sin 60^0$$

$$\left.\begin{matrix}12\,A_4\\12\,A_8\end{matrix}\right\} = (E_1 - E_5) \sin 60^0 \pm (E_2 - E_4) \sin 60^0$$

$$12\,A_6 = E_1 - E_3 + E_5$$

B-lign.

$$\left.\begin{matrix}12\,B_2\\12\,B_{10}\end{matrix}\right\} = [(F_2 - F_4) \cos 60^0 - F_6] \pm \\ \pm (F_1 - F_5) \cos 30^0$$

$$\left.\begin{matrix}12\,B_4\\12\,B_8\end{matrix}\right\} = [F_0 - (F_2 + F_4) \cos 60^0 + F_6] \pm \\ \pm (F_1 + F_5) \cos 60^0 - F_3]$$

$$12\,B_6 = F_0 - F_2 + F_4 - F_6$$

Gruppeledene indefatte her følgende ordinater:

C.	*D.*
	$D_0 = y_0 \qquad - y_{12}$
$C_1 = y_1 + y_{11} - y_{13} - y_{23}$	$D_1 = y_1 - y_{11} - y_{13} + y_{23}$
$C_2 = y_2 + y_{10} - y_{14} - y_{22}$	$D_2 = y_2 - y_{10} - y_{14} + y_{22}$
$C_3 = y_3 + y_9 - y_{15} - y_{21}$	$D_3 = y_3 - y_9 - y_{15} + y_{21}$
$C_4 = y_4 + y_8 - y_{16} - y_{20}$	$D_4 = y_4 - y_8 - y_{16} + y_{20}$
$C_5 = y_5 + y_7 - y_{17} - y_{19}$	$D_5 = y_5 - y_7 - y_{17} + y_{19}$
$C_6 = y_6 \qquad - y_{18}$	

E.	*F.*
	$F_0 = y_0 \qquad + y_{12}$
$E_1 = y_1 - y_{11} + y_{13} - y_{23}$	$F_1 = y_1 + y_{11} + y_{13} + y_{23}$
$E_2 = y_2 - y_{10} + y_{14} - y_{22}$	$F_2 = y_2 + y_{10} + y_{14} + y_{22}$
$E_3 = y_3 - y_9 + y_{15} - y_{21}$	$F_3 = y_3 + y_9 + y_{15} + y_{21}$
$E_4 = y_4 - y_8 + y_{16} - y_{20}$	$F_4 = y_4 + y_8 + y_{16} + y_{20}$
$E_5 = y_5 - y_7 + y_{17} - y_{19}$	$F_5 = y_5 + y_7 + y_{17} + y_{19}$
	$F_6 = y_6 \qquad + y_{18}$

Som ovenfor omtalt går jeg ud fra den forudsætning, at der i staniolets kurvefordybninger neppe er ned'agt svingninger for höjere partialtoner end den 10de. Derfor må en beregning af de 11 förste partialtoner, som hos Lahr være tilstrækkelig. Regningen med 24 ordinater er (på grund af det ofte mødende $\sin 30^0 = \cos 60^0 = {}^1/_2$) meget bekvem; da man snart får formlerne og de faste logarithmer ind i hovedet, går regningen tildéls hélt mekanisk, let og sikkert: jeg kan foretage en analyse i løbet af omtrent 2 timer. Vilde jeg nu blive stående ved regning med ovenstående formler, så vilde jeg vel nå resultaterne med ulige större lethed end L., men resultaternes *nöjagtighed* vilde ikke være större end hos ham. Den fordél mit måleapparat har fremfor hans, den store lethed, hvormed det furnerer mig med så mange ordinater, jeg kan ønske, vilde ikke komme mig til nytte. Jeg kunde regne med et större antal ordinater f. ex. 60 eller 72, men regningen bliver jo med et större antal ordinater progressivt möjsommeligere, og den vundne större nöjagtighed syntes mig købt for dyrt. Jeg måtte derfor stille mig den opgave at finde en måde, på hvilken det var muligt at inddrage et stort antal observationer (f. ex. 120).

i regningen uden samtidigt at göre denne vidtløftigere og besværligere. Dette mål har jeg søgt at realisere ad følgende vej.

Når jeg lægger en sammensat svingningsperiode oven på en aldeles homoform, således at grundtonens *o*-punkter falder sammen og adderer begge, fremkommer en ny periodisk svingning, der har samme fasestilling, men i hvilken de enkelte partialtoners amplitude er bleven fordoblet. Forskyder jeg den ene kurve et lidet stykke henad den anden, fremkommer en periodisk svingning, hvor fasestillingen er en anden og partialtonernes amplitude ikke længere er fordoblet, men noget mindre, nemlig 2 sin x, hvori x er mindre end 90^0. Denne störrelse (μ) er forskellig for de forskellige partialtoner, idet den bliver mindre, jo höjere partialtonen er. Men både faseforandringen og störrelserne μ_1, μ_2 osv. kan man bestemme af forskydningsstykket. Den oprindelige fasestilling kan jeg fastholde, når jeg lægger 2 kurver (eller 4, 6 osv., altså bruger et *ulige* antal kurver) på en 3dje (5te, 7de osv.) og forskyder dem et bestemt stykke i modsat retning for den til grund liggende. Det er denne sidste methode, jeg anvender: jeg tager mine kurveperioder med 120 ordinater, bundter dem sammen 5 og 5, hvorved jeg får 24 ordinater, som jeg regner med. Ved hjælp af störrelserne μ_1, μ_2 osv. rehabiliterer jeg i slutresultaterne værdierne for den oprindelige periode.

For at dokumentere principets rigtighed har jeg analyseret adskillige af Deres kurver med 48 ordinater, i det jeg har bundtet 3 og 3 sammen, nl. $y_{47} + 2\,y_0 + y_1$, $y_1 + 2\,y_2 + y_3$, $y_3 + 2\,y_4 + y_5$ osv., hvorved jeg får de 48 ordinater inddragne i regningen hver 2 gange; μ_1 er ved denne kombination $= 4 \sin^2 86^0\, 15'$, $\mu^2 = 4 \sin^2 82^0\, 30'$ osv.; se på foden af bilaget under A. Analysen af Deres kurve no. IX er givet på bilaget (med angivelse af hovedstadierne i beregningen for det tilfælde, at De skulde önske at kontrolere min regning). De vil sé, at vore resultater stemmer fuldstændigt ved ptt. I (2.20), II (16.07), III (2.38), IV (1.17), V (0.27), VI (0.09), IX (0.10); de afviger lidt i VII (hos Dem: 0.05, hos mig 0.06) og VIII (0.05 imod 0.06), noget mere i X (0.08 imod 0.11) og XI (0.05 mod 0.02). På lignende måde forholder det sig med andre af Deres kurver. I no. XII, hvor De efter Deres princip har afbrudt regningen ved den 5te ptt. er forholdet således:

Ptt	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI
hos Dem:	1.51	4.15	5.05	6.03	6.61	—	—	—	—	—	—
» mig:	id.	id.	id.	6.02.	id.	0.10	0.05	0.09	0.12	0.25	0.13

Slutteligen giver jeg på bilaget en analyse af en af mine egne kurver. De 120 ordinater er kombinerede således: $y_0 + 2\,y_1$

$+ 2 y_2 + 2 y_3 + y_4, y_5 + 2 y_6 + 2 y_7 + 2 y_8 + y_9, y_{10} + 2 y_{11} + 2 y_{12} + 2 y_{13} + y_{14}$ osv. De 3 midterækker angiver altså ordinaterne i fordoblet störrelse. Apparatet giver mig ordinaterne med *én* decimal, denne taget efter skön; ved den oven berørte korrektur tager jeg den anden decimal med.

Nu må jeg bede Dem være overbærende med min ikkefagmæssige og derfor vistnok kejtede udtryksmåde og skrive den på dilettantens regning. — Hvis min formodning om, at hr. dr. *E. N. Setälä* har givet Dem anvisning på mig, [er rigtig], må jeg bede Dem bringe ham min venligste tak derfor. Selv takkes De endnu engang for den tilsendte afhandling, der, som dette brev vil dokumentere, ikke så lidt har taget mine tanker fangen. Jeg er

med megen höjagtelse

Deres hengivne

Karl Verner.

København d. 30. juni 1890.
Dronningens vej. F.

Höjt agtede og kære hr dr. Pipping

Jeg håber, att De har givet mig absolution for min forsömmelighed i besvarelse af Deres kærkommende og venlige brev. Dem og Deres hustru bringer jeg min venligste tak for indbydelsen til at gæste Helsingfors, men så gerne jeg end vilde, tillader forholdene mig ikke at give mig ud på en så lang rejse i denne sommer; jeg husker, hvilket venligt og hjemligt indtryk den finske hovedstad gjorde på mig da jeg i høsten 1872 vendte hjem efter halvandet års ophold i Petersborg og Moskva og på den finske banegård i Petersborg kunde bestille jærnbanebilletten på dansk.

Hvad der forbavsede og glædede mig mést i Deres brev, var den oplysning, att De ikke, som jeg antog, er fysiker ex professo, men, ligesom jeg, lingvist, thi déls fik jeg derved endnu större respekt for Deres arbejde, déls føler jeg mig ikke så stærkt trykket som dilettant, om jeg i mit brev til Dem blotter min dilettantisme i en utilbørlig grad; non omnes omnia possumus.

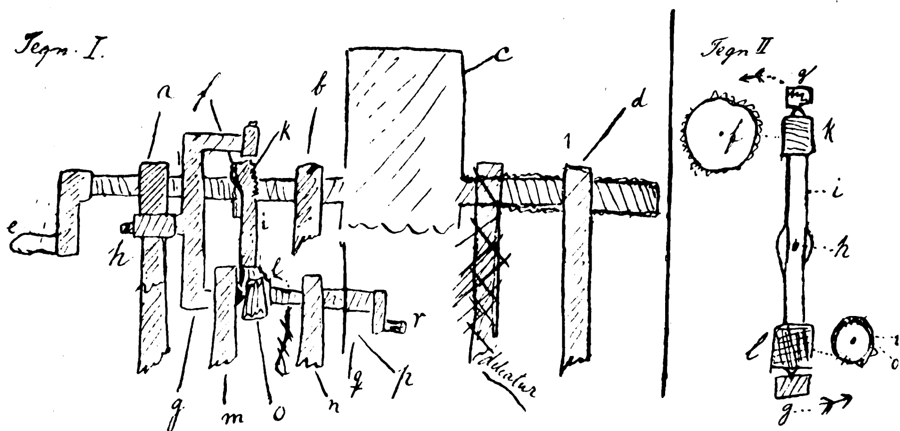
Jeg meddelte Dem i sidste brev min beregningsmethode, — som jeg senere har simplificeret noget, idet jeg ikke behøver at regne med et *multiplum* af 24 ordinater (96, 144, 192 . . .), for at finde de 11 partialtoner, men kan tage et hvilketsomhelst ordinattal f. ex. 149 — og skal nu efter løfte søge at beskrive Dem mit apparat, så godt jeg formår; jeg er, som De vil sé, en dårlig tegner.

Mit måleapparat er ligesom Skotternes og Lahr's baseret på Edisons fonograf. Da den förste fonograf i 1878 kom herover fra Amerika og af E's agent en hr *Puschka* var bleven præsenteret for Pariserakademiet, havde jeg, der dengang var ansat ved universitetet i Halle, leilighed til at sé og høre den vidunderlige maskine i Leipzig. Jeg var led och ked af den uforbederlige lydfysiologi, som sprogmændene hidtil havde taget deres tilflugt til; det var mig klart, at her var et nyt vehikel for lingvistiken, idet de flygtige lydbølger her var fastholdte og magasinerede; det er jo enhver videnskabs opgave at göre sig de mødende fænomener så konkrete som muligt: fra den temmelig ufuldkomne høresans måtte man ved hensigtssvarende midler kunne overføre lyd och toner til vort skarpeste sanseområde, synet; man måtte, så at sige, kunne tage og føle på lydene. Jeg udkastede da idéen til mit apparat, således som det er nu, men omstændighederne har först tilladt mig att realisere tanken for et par år siden, da jeg var kommen til ro herhjemme.

Min fonograf er af Edison's förste udgave, da den forbedrede udgave endnu ikke var kommen til verden for 2 år siden, kun med nogle småændringer af hensyn til öjemedet: cylinderen har et temmeligt stort omfang (454 mm), rillerne på cylinderens overflade (yta) står videre fra hverandre, for at staniolindtrykkene i den ene rille ikke skal influere på og forstyrre indtrykkene i naborillerne. Som svingningsmembran brugte jeg först almindeligt tyndt brevpapir, men dettes konsistens krævede stadig fornyelse, og senere valgte jeg derfor en ganske tynd guldslagerhinde, skyttet imod åndens indflydelse ved en fin glimmer- (marienglas-) flise på talesiden (bedre er åbenbart, som hos Dem, en gummihinde).

Intet öjeblik dukkede den tanke op hos mig at få en mindre forstörrelse ved hjælp af en vægtstang, og derefter igen at forstörre forstörrelsen under mikroskop som De andre gör; jeg søgte en *direkte* forstörrelse, som strax kunde indgå i regningen. Det gjaldt om 1:o) at forstörre staniolindtrykkenes *længde* ɔ: svingnings*tiden*, og 2:o) staniolindtrykkenes *dybde* ɔ: svingningspunktets bevægelse i *rummet*, men begge forstörrelser kunde være uafhængige af hverandre; Skotterne angiver jo deres *længde*-forstörrelse = 7 og *dybde*-forstörrelsen = 4—500 gange.

Staniolindtrykkenes *længdeforstörrelse* opnår jeg på følgende måde: I den kejtede tegning på modstående side sés bagtil fonografaxen, hvilende på opstanderene *a*, *b* og *d* med fonografcylinderen *c*, der under fonografens gang bevæger sig fra opstanderen *h* til *d*, og med håndtaget *e*. Ved *f* er der på denne axe anbragt et tandhjul (med 56 tænder), der ved en kappe om axen vel følger cylinderens rundgående bevægelse, men ikke dennes frem- og tilbagegående bevægelse, altså stadigt holdes fast på sin plads emellem opstanderne *a* og *b*.



Foran fonografcylinderen, men med sit drejningspunkt *h* anbragt på fonografaxens opstander *a*, findes en jærnramme *g*, der tilhöjre på sin åbne side bærer en spindel *i*, forsynet med en endeløs skrue foroven *(k)*, der i skruegang stemmer overens med tandhjulet *f* og ved rammens drejning fakultativt kan sættes i eller ud af forbindelse med hint; forneden ved *l* bærer spindelen *i* et tandhjul (med *24* tænder).

Foran rammen hviler i 2 opstandere, *m* og *n*, en lavere axe, på hvis ende, lige ud for tandhjulet *l*, der er anbragt en anden endeløs skrue *o*, ved *p* findes en deleskive, hvis indikator *q* er fæstnet på fonografens grundflade; denne axe drejes med håndtaget *r*. Denne lavere axe ligger, for at komme uden om den store fonografcylinder, icke ╪ med fonografaxen men i en vinkel.[1]

I tegn. II har jeg skitseret den måde, hvorpå fonografaxen og måleaxen kobles sammen. Står rammen *(g)* med sin spindel *(i)* lodret, er skruen *k* og tandhjulet *l* ude af forbindelse med resp. tandhjulet *f* og skruen *o*; cylinderen *c* kan nu bevæges ved håndtaget *e* ɔ: jeg kan fylde den med lydstof. Lægger jeg derimod ved en ved rammens drejningspunkt *h* anbragt mekanisme rammen i skråstilling, er fonografaxen og måleaxen koblede sammen, således at cylinderen ikke længere kan sættes i bevægelse med håndtaget *e*, men kun — og det umærkeligt langsomt — med håndtaget *r*.

Da det store tandhjul *f* har 56 tænder, det mindre *l* 24 tænder, må måleaxen drejes 56 × 24 = *1344* gange rundt, inden

---

[1] Die Grösse des Winkels wird durch eine Zeichnung angedeutet.

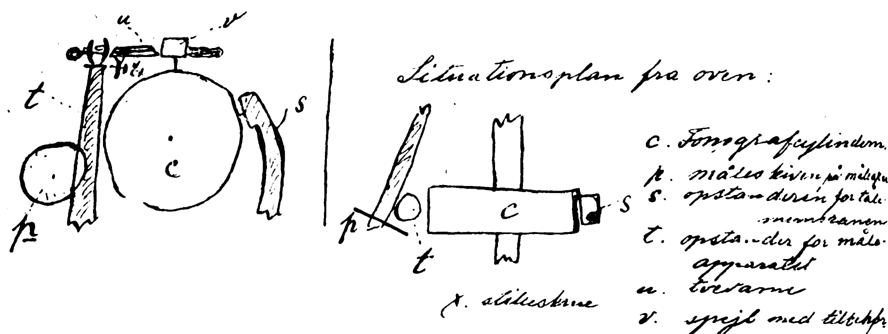
et punkt på cylinderen *(c)* er nået én omgang (454 mm) rundt. Den på måleaxen anbragte måleskive *p* har 20 inddelingsstreger; for hver gang én af disse 20 delestreger passerer indikatoren *(q)* antager jeg på millimeterpapir (s. vedlagte lap) et fodpunkt for en ordinat. For hver 20 millimeter (d. e. ordinatpunkter) på papiret har måleskiven *(p)* altså bevæget sig én omgang, men till én omgang af måleskiven svarer der en bevægelse af $^{454}/_{1344}$ mm = 0,33779 ... mm af fonografcylinderen med staniolindtrykkene, og fra delestreg til delestreg på måleskiven, passeres i staniolindtrykket en strækning af $^{1}/_{20}$ gange denne störrelse = 0,016889 ... mm. Eller — taget omvendt: Til 1. omdrejning af fonografcylinderen *c* svarer der, som nævnt, 1344 omdrejninger af måleskiven *p* eller 20 × 1344 = 26880 delestreger (og millimetre på papiret); til 1 mm staniolindtryk svarer altså $^{26880}/_{454}$ = *59.2070* .. delestreger, ordinater og millimetre på papiret. Dette er altså den *længdeforstörrelse* som kurverne får på mine tegninger (hvis jeg vil give sådanne, hvad der jo ikke behøves for beregningens skyld) i modsætning til Skotternes forstörrelse med 7 gange.

Men *længden* er her udtryk for *tiden.* Bruger jeg, når jeg fylder fonografen med lydstof, en omdrejningshastighed af 60 gange i minutet [1]), altså 1 omdrejning i secondet, så representerer 1 omdrejning af måleskiven $^{1}/_{1344}$ sec. = 0,74405 .. *milli*seconder, og $^{1}/_{20}$ omdrejning af måleskiven (ɔ: fra delestreg til delestreg på skiven og fra ordinat til ordinat = 1 mm på papiret) et tidsrum af 0,03720 ... *milli*seconder (μ).

Den anden side af målningen *dybde*målningen (ordinatmålningen) har voldet mig noget mere bryderi, men jeg kom dog omsider til et resultat, der i det mindste må kaldes originalt. Det var mig klart, at jeg måtte bruge et vægtstangssystem, men det var mig også hurtigt indlysende, at en mindre vægtstang ikke gav tilstrækkelig forstörrelse, og en meget stor vægtstang var ikke tænkelig. En kombination af 2 eller flere vægtstænger opgav jeg også: den vilde vanskelig blive praktikabel, vilde blive mindre precis, og forstörrelsen vilde alligevel ikke blive tillfredsstillende. Så kom jeg en dag til at tænke på at jeg ofte som skoledreng i den lille provinsby havde moret mig med ved hjælp af ett lille stykke spejlglas fra den solbeskinnede lejlighed på den ene siden af gaden at sende en blinkende lysplet over i genbohusenes værelser, at lade pletten danse en lystig galop på den mörke baggrund, at belyse stueuhrets skive for at sé, hvor mange klokken var, hvad de den-

[1] Jeg bruger i virkelighed ved hjælp af et metronom en hastighed af 80 omdrejninger i minutet.

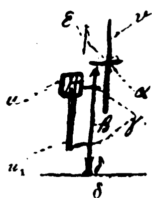
gang skarpe öjne tillod, nysgærrigt att tage alt i det fremmede værelse i nöjagtigt öjesyn, tobakspiberne på væggen, nipsgenstandene på kommoden o. s. v.; når genboeren eller genboersken opdagede den næsvise plet, så var den ved en ubetydelig håndbevægelse ude af værelset og ilede med lynets hast langs husrækken ned i den anden ende af gaden. Senere lærte jeg i skolen at en sådan lysplet er et strålebundt, og at en sådan stråle går i en aldeles lige linje og har en vægtfylde = o. Hvad, tænkte jeg, om man kunde benytte et sådant lille spejl og en så letbenet Mercurius som et strålebundt? Øjet kan man jo skærpe med en kikkert. Herpå har jag baseret mit apparat hvis princip altså er benyttelsen af lysstrålen som vægtstang ved hjælp af spejlmålning. Jeg har indrettet det på følgende måde:



Bagved fonografcylinderen *(c)* er i grundfladen anbragt en solid opstander *(t)*, der foroven bærer en tverarm *u*, der rager ud over fonografcylinderen. Denne tverarm kan, for ikke at genere, når fonografcylinderen fyldes, hæves op, idet den er anbragt drejeligt på opstanderen *t*:s øverste gaffeldannede ende, imellem 2 stilleskruer *x x*, der tillige tjener til at indstille tverarmen *u* på rette sted over cylinderen. En anden stilleskrue *x*, er anbragt på tverarmen *u* og støtter sig imod et stålindlæg i opstanderen *t;* den tjener til at indstille tverarmen i den rette afstand fra cylinderen, når den er sænket ned til målning.

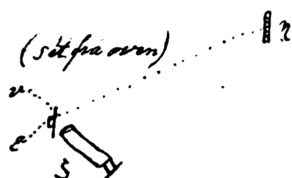
Tverarmen *u* er bærer af de lettere dele af det egentlige måleapparat et lille spejl af denne störrelse og en bag ved dette liggende fin nål. Spejlet *v* kan dreje sig om sin midtelinje om en fin stålstiftaxel, der går igen-

spejl

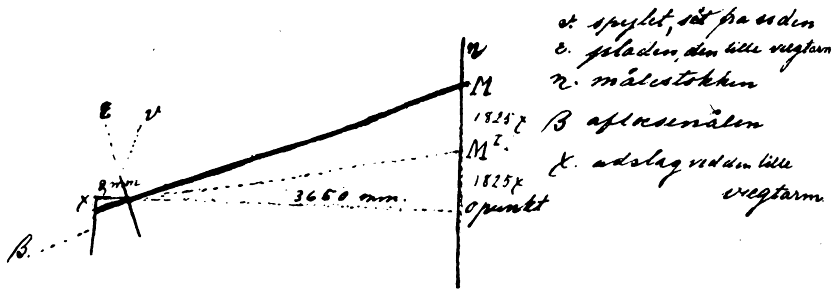


nem öjne *a*, som er forbundne med tverarmen *u* (hvad jeg ikke har kunnet få frem på tegningen til venstre). På bagsiden har spejlet en lille vandret udstående plade ε af denne störrelse ε v, på undersiden belagt med en ganske tynd glasflise for at göre den glat og uslidelig. Under denne plade findes så, lodret anbragt, en fin stålnål β, let bevægelig igennem og styret af 2 tynde stålbrystplader γ, der er fastnede til tverarmen *u* og til en på dette sted anbragt nedadgående forlængelse af denne (u_1). Nålen har foroven under pladen *c* en dup, fordi den ellers vilde glide igennem hullerne i brystpladerne γ og falde ud. Forneden bærer nålen ligeledes en dup δ, der har samme, lidt stumpet-koniske form, som svingningsmembranens stift har, der indtrykker kurverne i staniolet, når der tales til maskinen; kun er δ en kende smallere, for at den med sikkerhed kan nå og følge bunden i kurverillerne. Nålen er anbragt i en afstand af henved 2 mm fra spejlfladen, når spejlet står lodret. Alle disse finere dele holdes letbevægelige ved smöring med glycerin.

Afstanden mellem nålen og spejlfladen, 2 mm, er vægtstangens *korte* arm; den *lange* vægtstangsarm dannes af en lysstråle på følgende måde.

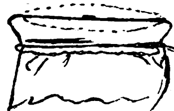


Ganske tæt op imod spejlets flade er anbragt en kikkert, vandret men i en vinkel af 45° til den lodrette spejlflade. Kikkerten kan med stilleskruer indstilles i alle retninger. Igennem kikkerten, der har astronomisk okular og forstörrer 8—10 gange, sér man i spejlbillede en elfenbéns målestok η, inddélt i millimetre med nulpunkt i midten og + 5, + 10, + 15 . . . el. — 5 – 10 – 15 . . . regnet resp. nedad eller opad. Målestokken er ophængt i vindueskarmen under godt lys, og lyset forstærkes endnu ved en simpel hjemmelavet heliostat. Igennem kikkerten kan man med lethed aflæse indtil brøkdele af millimeteren. Når spejlet står lodret, og kikkerten er indstillet, vil kikkertens trådkors falde på målestokkens nulpunkt. Men den ubetydeligste ændring af spejlets stilling ved at pladen ε hæver sig eller sænker sig med den underliggende aflæsenål (β), bevirker, at trådkorset falder på en anden millimeterstreg, og udslagets störrelse indicerer så spejlfladens hældning, når man kender afstanden imellem spejlet og målestokken (η). Denne er hos mig 3,650 meter. Jeg har altså en vægtstang, hvis korte arm, som ovenfor nævnt, er = 2 mm men



hvis lange arm er 1825 gange större, nl. 3650 mm. Antages der et udslag $= x$ ved den lille arm så vilde med en almindelig vægtstang (uden spejling) udslaget på målestokken vise på $M^{I} = 1825\,x$, men da ifølge spejlingsloven reflexionsvinkelen er = indfaldsvinkelen, bliver udslaget fordoblet og falder på målestokken ved $M = 3650\,x$. Det hele virker altså som en vægtstang, hvis korte arm er = 2 mm, medens den lange arm er = 3650 $\times$ 2 mm, altså efter forholdet 1 : 3650. Så stor er altså ordinatforstörrelsen ved mit apparat. Når jeg tidligere til Dem har angivet en forstörrelse af »over 2000 gange» så var dette déls efter et skön, déls for ikke at tage munden for fuld; efter nöjagtig målning af afstandene mellem spejlfladen og resp. aflæsenålen og målestokken, må ovennævnte tal være rigtigere. Når derfor trådkorset i kikkerten indicerer 1 mm på målestokken, vil dette sige, at aflæsenålen har hævet (eller sænket) sig $^{1}/_{3650}$ mm = 0,0002739 . . mm, men da jeg ved kikkertens hjælp kan aflæse brøkdele af millimetren f. ex. $^{1}/_{10}$ mm på målestokken, vil jeg kunne öjne den ubetydeligste ændring i niveau'et.

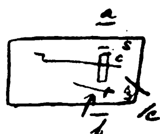
De vil se, at dybdemåleapparatet er et ret fintfølende nivellometer, om jeg må kalde det så, der uden tvivl må kunne finde anvendelse også på andre områder og særlig må kunne virke med god precision, hvor grundlaget ikke — som her — er *glidende*, men hvor nålen bliver stående på stedet og kun har at indicere en hæven eller sænken. Dette er f. ex. tilfældet vid fluktuationerne i lufttrykket, og jeg har selv forsøgt apparatets sensibilitét ved dette middel. Overbinder man et lille sylteglas med en ikke altfor stram gummihinde, har man et aneroidbarometer af simpleste konstruktion, idet gummilåget efter det vexlende lufttryk snart er konvext, snart konkavt. Jeg lagde en tynd stålpaillet på midten af gummihinden, bragte glasset under aflæsenålen, og kunde nu, så at sige, følge lufttrykket med öjnene, idet jeg kunde bedöme,



om det var stigende eller faldende, og ved observationer med visse minuters mellemrum kunde jeg beregne fald- eller stigningshastigheden. Idéen har jeg overladt en meteorologisk ven til nærmere undersøgelse.

Jeg håber, at De, trods min ubehjælpsomme udtryksmåde og mine elendige tegninger, vil have forstået beskrivelsen og skal til slut korteligen gennemløbe hele fremgangsmåden fra först til sidst.

Har jeg valgt den lyd, jeg ønsker at undersøge, kobler jeg måleapparaterne fra fonografen ved at bringe rammen *g* i sin lodrette hvilestilling og løfte tverarmen *u* op. Jeg tager plads foran opstanderen med talemembranen (*s*) ved *a*, belægger cylinderen med staniol, sætter metronomet igang og indøver



hånden til drejning efter takten, idet jeg samtidig vænner munden til en tydelig udtale af lyden. [Nu får jo Edison den konstante omdrejning langt sikrere ved hjælp af elektriciteten.] Så sætter jeg cylindern igang uden at tiltale maskinen de förste omgange, hvorved jeg får en *bølgeløs* rille, og så gentager jeg lyden med en (bølgeløs) pause imellem hver gentagelse, sålænge der er plads på cylinderen. Er cylinderen fyldt, og jeg vil aflæse en af kurverne (hvortil jeg naturligvis vælger den, som synes tydeligst for öjet), slår jeg membranopstanderen *(s)* fra, går om til pladsen *b*, drejer cylinderen tilbage til de bølgeløse begyndelsesomgange og sænker tverarmen *u*. Jeg kan nu imod lyset bedömme nålens stilling til staniolrillen; ved svage tryk på pladen ε lader jeg nålens dup göre svage hulninger i rillen, og lysreflexionen på siderne af disse hulninger vejleder mig til ved hjælp af de 2 stilleskruer *x x* på opstanderen *t*:s gaffelformede ende at bringe aflæsenålen lige i midten af rillen. Er dette skét, drejer jeg cylinderen frem så langt, at aflæsenålen, når tverarmen sænkes, vil falde i den (bølgeløse) pause foran den kurverække, jeg ønsker at aflæse. Jeg tager så endelig sæde ved *c* foran kikkertens okular, kobler måleapparaterne til fonografen ved at bringe rammen *g* i skråstilling og sænke tverarmen *u*. Et blik i kikkerten vil nu vise trådkorset ved en eller anden millimeterstreg men ikke ved nulpunktet. Men hertil må trådkorset føres, og dette skér ved indstilling, déls med stilleskruen *x*, på tverarmen, déls med kikkertens stilleskruer.

Når nu måleaxen med måleskiven *p* drejes (*venstre* om, medens fonografaxen ved fyldningen drejes *högre* om), og aflæsenålen fra den glatte rille kommer ind i staniolbølgerne, begynder målestokken η tilsyneladende inde i kikkerten en meget livlig spadseren op og ned, til stor forbavselse for ikke indviede venner, der ikke

lægger mærke til det lille spejl og dets for blotte öjne usynlige vibreren og forgæves søger det lyse »lebendige» elfenbénsmål *foran* kikkertens objektiv, ikke anende, at det hænger ubevægeligt 7 alen *bag* deres ryg.

Med öjet for kikkertens okular, med venstre hånd drejende måleaxen, nedskriver jeg med en blyant i höjre hånd for hver delingsstreg på måleskiven p den millimeterstreg på målestokken η, som trådkorset indicerer; men skulde jeg for hver gang kaste öjet både på måleskiven p med dens indikator q og i kikkerten, vilde det forvirre synet og langsommeliggöre processen; jeg har derfor öjet udelukkende rettet ind i kikkerten, idet jeg ved et tryk på en mekanisme med venstre hånd nöjagtigt drejer måleaxen $^1/_{20}$ rundt, altså fra delestreg til delestreg. — Brøkdelene på målestokken η tages efter et skön: jeg kan sé om trådkorset står f. ex. nöjagtigt på millimeterstregen 45, om det står $^1/_4$, $^1/_2$, $^1/_3$ over 45, om det står lidt *over* eller *under* 45, $\underline{45}^1/_4$, $45^1/_2$, $\overline{45}^3/_4$; dette noterer höjre hånd således: $\underline{45}$, 45, $\overline{45}$, $45._1$, $45,_1$, $\overline{45}._1$, $\underline{45}._2$ o. s. v., i alt 12 brøkdele efter skön imellem millimeterstregerne.

x-axen til beregning af kurverne er givet: det er kikkertens nulpunkt; ordinatlængderne koster mig hver kun en håndbevægelse og et blik i kikkerten; jeg kan strax fra de erholdte tal give mig til analysen, uden at jeg behøver at tegne kurven op på papiret, hvad jeg dog for sikkerheds skyld gör for at lade öjet revidere kurven. Erfaringen har nemlig lært mig, at en af de hyppigere forekommende observationsfejl er den, at öjet i kikkertens målestoksbillede let forvexler de med tykkere delestreger betegnede millimeterlinjer 5, 10, 15, 20 o. s. v. og lader f. ex. hånden nedskrive $\overline{33}^3$ istedenfor $\overline{38}^3$ eller omvendt, men 5 mm er en så stor diskrepans, at öjet let, hvor ordinaterne tages i så rigelig mængde, kan opdage fejlen, *når* kurven er overført på millimeterpapiret; se den vedlagte lille prøve på kurveoptegnelse.

Erfaringen har også lært mig adskillige små forbedringer som jeg ikke her er gået ind på, da de kun er accessionelle. Således er f. ex. partiet ved kikkertens objektivglas og spejlapparatet under observationen dækkede med en hætte, der holder det forstyrrende sidelys ude og igennem et indvendigt sværtet rør kun lader lyset fra målestokken nå ind til spejlet, hvorved spejlbilledet bliver skarpere og tydligere.

Jeg gad vide, om det af Dem omtalte patent på målning ved hjælp af en lysstråle i det væsentlige er identisk med det her fremstillede; der er jo al sandsynlighet for det, men i udførelsens enkeltheder kan der jo være forskel.

Jeg antager, at De nu så nogenlunde forstår både min beregningsmethodes og mit apparats mysterier; skulde der endnu

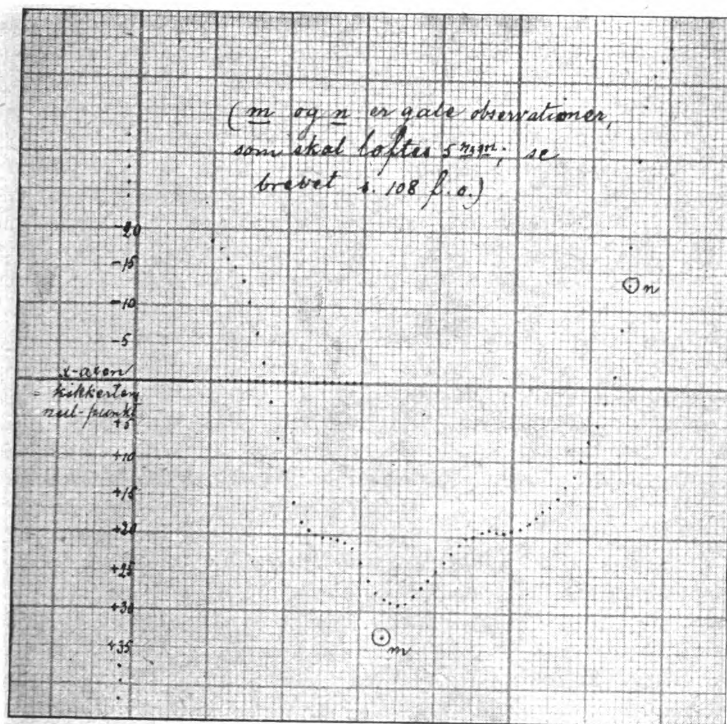
være noget, der er uklart for Dem, er jeg rede til at give videre oplysning.

Endnu engang må jeg til Dem og Deres hustru udtale min taknemlighed for Deres gæstfri tilbud, som jeg desværre må give afkald på.

Iøvrigt forbliver jeg

Deres hengivne

Karl Verner.



Besprechungen.

Förhandlingar vid Sjätte Nordiska Filologmötet i Upsala 14—16 augusti 1902, *utgifna af Erik Staaff, mötets generalsekreterare. Upsal, Almqvist & Wiksell, 1903, in 8⁰, 244 pp.*

Parmi les vingt-huit conférences de ce congrès il y en a six qui rentrent directement dans le domaine de la philologie moderne.

M. G. Rydberg (Upsal) traite des principes du développement de l'article en français (*Principerna för artikelns utveckling i franskan,* résumé pp. 144—5). Selon lui, les différentes formes de l'article défini résultent d'une lutte entre les formes proclitiques et les formes enclitiques. Les formes enclitiques de illum, illos, illas *(le, les)* sont dues surtout à leur emploi fréquent avec les prépositions ad, de, in *(déllo pádre,* etc.). Par contre, le féminin *la* est une forme proclitique, ainsi que l'ancien cas-sujet *li,* qui a été plus tard supplanté par le cas-régime. L'auteur constate que l'article défini et le pronom personnel de la 3:e personne se sont influencés mutuellement. La conférence paraîtra dans l'ouvrage de M. Rydberg intitulé *Zur Geschichte des französischen ə.*

M. Fr. Wulff, le célèbre professeur de Lund, consacre deux conférences à Pétrarque. Dans l'une, il donne des renseignements topographiques très détaillés sur Vaucluse et ses alentours *(Bilder och scener från Petrarcas Vaucluse,* pp. 38—45, avec un plan; résumé en français); dans l'autre, il cherche à retrouver l'auteur de la mutilation de l'ancien feuillet de garde du *Virgile* de l'Ambrosienne, célèbre par les notes manuscrites de Pétrarque *(Hvem har utfört stympningen af Petrarcas minnesanteckningar i Virgiliushandskriften?* pp. 126—43, avec deux photographies du feuillet de garde; résumé en français). Pour ce qui est de cette dernière conférence, M. Wulff suppose que celui qui a mutilé le feuillet est identique avec cet habitant de Pavie qui, vers l'an 1500, vola le volume et qui a dû coller le feuillet en question sur la couverture du volume.

M. A. Erdmann, professeur à l'Université d'Upsal, étudie les noms géographiques anglais désignant des localités et des peuples non-anglais *(Främmande geografiska namn i engelska språket,* pp. 115—25). Il y a d'abord la vieille couche anglo-saxonne avec ses noms, communs aux langues germaniques du continent; de cette période viennent *Denmark* et *Norway.* L'invasion danoise a introduit quelques noms, tels *Dane* et *Norse.* Puis vient la conquête normande avec une foule de mots géographiques français: *France, Greece, Venice, Rome, Naples,* etc. Dès le moyen âge beaucoup de mots géographiques ont été pris au latin, la langue de l'érudition; on a donc *Belgium, Russia, Prussia, Austria* ou, avec

changement partiel, *Germany*, *Saxony*, etc. Le bas-allemand a naturellement fourni sa part: *Dutch*, *Flemish*, *Sweden*. Enfin, certains noms du haut-allemand ont gardé leur forme indigène: *Baden*, *Unterwalden*, *Hanover*. En général, la nomenclature géographique anglaise est, pour les noms étrangers, le plus fortement influencée par le français et le latin.

L'anglais a également fourni la base linguistique de la conférence de M. E. Björkman (Upsal) sur les langues mixtes et les mots d'emprunt (*Blandspråk och lånord, några synpunkter med särskild hänsyn till engelskan,* pp. 145—60). C'est le mélange des éléments nordiques et anglo-saxons qui occupe M. Björkman. Il tâche de démontrer, en opposition à M. Max Förster (*Beiblatt zur Anglia* XI, 242), que ce sont les Danois qui, en apprenant l'anglo-saxon, y ont introduit les éléments nordiques et non pas les Anglo-Saxons qui ont enrichi leur idiome, en apprenant l'idiome scandinave, et que l'introduction de ces éléments nordiques a eu lieu surtout après la conquête normande. A ce propos, M. Björkman constate que plus deux langues qui se trouvent en contact sont apparentées entre elles, plus la langue apprise est facilement influencée par la langue de ceux qui l'apprennent.

Une question pédagogique, l'enseignement intuitif du français, a été traitée par M. D. Elfstrand, de Gefle (*Åskådningsundervisning i franska på nybörjarstadiet,* pp. 189—97). M. Elfstrand décrit les expériences qu'il a faites lui-même pendant deux années, en enseignant le français dans une école de Gefle. Le résultat en est qu'il est persuadé des grands avantages de la méthode intuitive. Après la conférence, notre compatriote, Mme Freudenthal, a appuyé les conclusions de M. Elfstrand, en faisant connaître comment elle se sert, dans son enseignement de l'allemand, de la méthode intuitive.

En dehors des questions qui rentrent directement dans le domaine des langues modernes, il convient de nommer la conférence de notre latiniste bien connu, M. F. Gustafsson, sur la possibilité d'une langue universelle (*Om möjligheten af ett universalspråk,* pp. 23—32). Comme on pouvait s'y attendre, M. Gustafsson plaide la cause du *latin,* dont il croit qu'on exagère les difficultés. Afin de régler toutes les questions de détail, il faudrait un institut international pour le latin comme »langue centrale.» Dans la discussion qui s'ensuivit, M. V. Lundström, philologue classique lui aussi, appuya la thèse de M. Gustafsson. Mais la plupart de ceux qui firent connaître leur opinion (MM. Fr. Wulff, Ludv. Wimmer, Ad. Noreen, R. Törnebladh, D. Elfstrand, G. Finnbogason et Mme Freudenthal) parlèrent en faveur d'une langue vivante, *l'anglais,* cette langue étant si universellement répandue et

en même temps si facile à apprendre. Enfin, quelques »jeunes», MM. K. I. Holm, Rolf Nordenstreng et Hj. J. Runeberg (ces deux derniers Finlandais) défendirent avec conviction la langue *esperanto*. Sans discuter en détail cette question brûlante, je me permets de dire en deux mots mon opinion à moi. Je suis théoriquement partisan convaincu d'une langue artificielle, esperanto ou autre. Une langue artificielle a le très grand avantage d'être infiniment facile à apprendre (je le sais par expérience). Sur l'anglais, elle a en outre l'avantage de ne pas éveiller de susceptibilités nationales. La seule difficulté sérieuse, c'est qu'il y a grande concurrence dans le domaine des langues artificielles. Espérons qu'on finira par se mettre d'accord! [1]

Dans la section pour les langues classiques, enfin, a été donnée une conférence qui a provoqué une grande sensation, parce qu'elle tendait à renverser complètement les théories reçues sur la nature de l'accent dynamique. C'était la conférence de M. E. Rosengren (Norrköping) sur l'identité de la quantité prosodique et de l'accent dynamique *(Om identiteten af antikens kvantitet och den modärna fonetikens s. k. dynamiska accent*, résumé pp. 71—7). On a dit jusqu'ici que le vers latin est basé sur la quantité syllabique, tandis que le vers moderne (germanique) est basé sur l'accent d'intensité. Or, M. Rosengren a cru pouvoir prouver, au moyen d'expériences avec le phonographe, que ces deux choses ne font qu'une. Si l'on prend un groupe de phonèmes, p. ex. *sórragis,* où l'accent dynamique tombe sur la première syllabe, et que l'on fasse, par le phonographe, reproduire ce mot à rebours, on reçoit, non pas *sigarrós,* mais *sigárros,* et cela parce que la seconde syllabe est longue grâce à la longueur de l'*r*. La syllabe la plus longue est donc *eo ipso,* d'après M. Rosengren, la plus accentuée. M. Rosengren démontre ce fait par plusieurs exemples. Il n'y a, certes, pas lieu de douter de l'exactitude des expériences de l'auteur, mais il me semble, néanmoins, permis de douter que M. Rosengren ait raison, quand il affirme que l'accent dynamique est absolument identique à la quantité syllabique. Il est évident qu'il y a erreur de conclusion, et les phonéticiens *ex professo* n'auront certainement pas grand'

[1] Dans le numéro d'août-septembre 1903 du *Maître Phonétique*, M. Paul Passy plaide aussi en faveur d'une langue vivante. Mais comme il croit que certaines susceptibilités nationales ne permettront pas à l'anglais d'obtenir la place de langue internationale, il propose de choisir une langue de petit peuple quelconque. Ses préférences vont au norvégien, mais il discute aussi la possibilité de prendre l'italien ou le finnois (qui »a l'avantage de s'écrire déjà phonétiquement») ou le hollandais des Boers ou le grec moderne. L'idée de M. Passy me semble complètement irréalisable.

peine à démontrer, par où pèche l'argumentation de M. Rosengren. Pour ma part, je vois la solution de l'énigme dans le fait que M. Rosengren a oublié que l'accent dynamique varie pendant la durée de la syllabe. Ainsi, dans *sórragis* l'accent dynamique de la première syllabe me paraît suivre une courbe montante dont le point culminant se trouve dans l'*r* (*sorragis*). En prononçant ce mot à rebours, on a par conséquent le plus fort accent dynamique à la fin de la seconde syllabe de *sigárros,* parce que l'*r* cette fois termine cette syllabe (*sigarros.*) Et ainsi de suite. La conférence a paru en entier dans *Språk och Stil* 1902, pp. 97—121.

Quant au reste des conférences, elles ne sauraient intéresser les néo-philologues. Pour la section pédagogique on avait arrangé une exposition de livres scolaires, où la Finlande était aussi représentée. Le prochain congrès aura lieu à Gothembourg. Dans le comité d'organisation, la Finlande est représentée par MM. A. O. Freudenthal, F. Gustafsson et I. A. Heikel.

A. Wallensköld.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins für das akademische Jahr 1902—1903.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 25. April 1903, bei welcher Sitzung der Vorstand und 18 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Lektor *Poirot* besprach Rousselot's und Laclotte's Buch Précis de prononciation française und Ernst Meyers Englische Lautdauer.

§ 3.

Lektor *Poirot* nahm die Diskussion der vorigen Sitzung über die Litteraturgeschichte im fremdsprachlichen Schulunterricht wieder auf, und teilte einige Erfahrungen aus seiner eignen Schulzeit in

Frankreich mit. Lektor P. verhielt sich in Bezug auf den Nutzen des litterarhistorischen Unterrichts sehr skeptisch, wie er auch eine umfassendere Lektüre fremdsprachlicher Schönlitteratur in der Schule nicht für zweckmässig hielt. Will man durch die Lektüre dieser Art den ästhetischen Geschmack und das ästhetische Urteil der Schüler ausbilden, so mag dies am liebsten durch die Muttersprache geschehen. In Bezug auf die fremdsprachliche Litteratur wäre es am ratsamsten, wenigstens für die französische Litteratur, nur Werke aus dem 19. Jahrhundert zur Lektüre aufzunehmen und die klassische Litteratur ganz und gar bei Seite zu lassen, da ja der Gedankenkreis derselben den Schülern zu fern liegt und deren richtige Auffassung sogar der französischen Jugend zu schwer wird. Die Anschauungen der modernen Litteratur sind den Schülern verständlicher und können bei ihnen ein wahrhaft lebendiges und unmittelbares Interesse erwecken. Der litterarhistorische Unterricht sollte also nur das 19. Jahrhundert, vielleicht auch Voltaire und Rousseau umfassen. In der deutschen Litteratur könnte der Anfang mit Lessing gemacht werden. — Ein litterarhistorisches Lehrbuch von etwa 50 Seiten, wie es Dr. Wallensköld früher vorgeschlagen, würde, meinte Lektor P., nur das Aussehen eines Katalogs erhalten; dagegen könnte so ein kurzes Lehrbuch, das nur das 19. Jahrh. umfasste, viel leichter sowol geniessbar als nützlich gemacht werden.

Frau *Freudenthal* opponirte sich lebhaft gegen die Auffassung Lektor Poirots, dass die klassische Litteratur sich nicht dazu eignete, in den Schulen gelesen zu werden. Wenn nur die Auswahl derselben mit Urteil gemacht würde, könnte sie gewiss das Interesse der Schüler erregen. Es müssten doch den Schülern einige Kenntnisse auch von solchen Klassikern wie Corneille und Racine beigebracht werden.

Prof. *Mandelstam* meinte, es sei ganz unrichtig der Jugend die reiche Welt menschlicher Gedanken und Empfindungen, die uns in der klassischen Litteratur entgegentritt, vorzuenthalten. Ebenso gern könnten ja grosse Teile der Geschichte der Menschheit ausgeschlossen werden. Die Schüler müssen die grössten Geister der Weltlitteratur in ihren Werken kennen lernen, sie müssen doch wenigstens von einem Shakespeare lesen, wenn nicht im Original, so wenigstens in Übersetzung. Dies gehört ja zur allgemeinen Bildung.

Dr. *Wallensköld* fand ein Lehrbuch, das nur das 19. Jahrh. umfasste, nicht ansprechend. Das Buch sollte eine Darstellung der Hauptströmungen und der grossen Ideen in der Litteratur geben und aus den verschiedenen Epochen nur die vornehmsten Dichter behandeln. Ein solches Buch brauchte ja gar nicht das Aussehen eines Kataloges zu gewinnen. Die französischen Klassiker, meinte Dr. W., bieten nicht so grosse Schwierigkeiten, dass die Schüler,

sie nicht verstehen könnten. In der französischen Litteratur des 19. Jahrh. giebt es Dichter wie z. B. Hugo, der den Schülern ganz gewiss viel schwerer zu begreifen ist als z. B. Corneille.

In fidem:
Matias Wasenius.

Jahresbericht des Neuphilologischen Vereins für das akademische Jahr 1902—1903.

Das 16. Tätigkeitsjahr des Neuphilologischen Vereins uuterscheidet sich in Bezug auf den Plan und Verlauf der Arbeit nicht von den vorhergehenden; sicher und ruhig hat dieselbe fortschreiten können. Ganz ohne Störungen hat aber das Jahr auch nicht für den Neuphilologischen Verein verfliessen dürfen, indem ein grosser Verlust ihn zu treffen drohte, als bei der von der Polizei im April veranstalteter Konfiszirung von s. g. gefährlicher Litteratur in der Hagelstamschen Buchhandlung auch die ganze übrige Auflage des dritten Bandes der Mémoires in Beschlag genommen wurde. Später gelang es jedoch sämtliche Exemplare von der Polizei zurückzubekommen.

Über die Mémoires sind sonst im Laufe des Jahres in mehreren ausländischen Fachzeitschriften oft recht günstige Besprechungen erschienen, worauf auch in den Neuphil. Mitteilungen aufmerksam gemacht worden ist.

Von den »Neuphilologischen Mitteilungen» sind 4 Doppelnummern erschienen, nach demselben Plan wie früher. Der Redaktör der Zeitschrift ist auch in diesem Jahr Dr. *H. Palander* gewesen. Die Zahl der Abonnenten war 79, also 7 weniger als im vorigen Jahr.

Als Vorstand des Vereins fungirten für das Jahr 1902—1903 als erster Vorsitzender Dr. *A. Wallensköld*, als zweiter Dr. *H. Palander* und als Schriftführer Magister *M. Wasenius.*

Ein sehr grosser Verlust war es für den Verein, dass sein voriger, hochgeschätzter Vorsitzender Prof. *W. Söderhjelm*, der zwölf Jahre lang mit so grossem Erfolg an der Spitze des Vereins gewirkt, eine Wiederwahl zu diesem Amte nicht mehr annehmen konnte. Prof. Söderhjelms ausserordentlich bedeutungsvolle Tätigkeit für den Verein wie auch für die neusprachlichen Studien in unserem Lande überhaupt ist im Verein bei mehreren Gelegenheiten hervorgehoben worden. Als Beweis der Hochachtung und Dankbarkeit wählte der Verein bei der ersten Sitzung des vorigen Herbstes mit Acklamation Prof. Söderhjelm zu seinem Ehrenpräsidenten.

Die Ehrenmitglieder des Vereins waren 4 und die Zahl der sonstigen Mitglieder 90, von denen 11 Neugewählte (7 Damen und 4 Herren).

9 Sitzungen fanden statt, im Herbstsemester 4, und im Frühjahrssemester 5. Bei denselben wurden 12 Vorträge gehalten, von denen 4 linguistischen Inhalts waren. 4 Vorträge behandelten pädagogische Fragen und 4 litterarhistorische. Ausserdem sind eine Anzahl Besprechungen und Referate neuerschienener Bücher vorgekommen.

Die Sitzungen des Vereins sind durchschnittlich von 22 Mitgliedern besucht worden. Am 15. März wurde das übliche Jahresfest gefeiert, das diesmal ein Trauerfest wurde, dem Andenken Gaston Paris' geweiht.

Helsingfors den 26. September 1903.

Matias Wasenius.
Schriftführer des Neuphilologischen
Vereins 1902—1903.

Mitteilungen.

Von der von Lektor *Johannes Öhquist* herausgegebenen Auswahl von Eckermanns Gesprächen mit Goethe, welche im Verlage der Aktiengesellschaft Otava im Jahre 1900 erschien, ist nunmehr ein Neudruck im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig erschienen.

Berichtigung.

In dem Aufsatz Dr. Rosendahls, der in der letzten Doppelnummer ($^{15}/_{4}$—$^{15}/_{5}$) unseres Blattes abgedruckt ist, steht S. 58, Zeile 4 v. u.: einen *intimeren* und planmässigen Unterricht. Es soll heissen: einen *intensiven* u. s. w.

HELSINGFORS 1903
AKTIEBOLAGET HANDELSTRYCKERIET.

÷

+

÷

C.:

D.:

Pt I/XI: C

± C

$12^2 \mu$

$\left(\frac{120}{56.00}\right)$

+

logar.:

) 2.9764371

) 2.9776825

) 2.9306842

) 2 4941268

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

15/11—15/12	Acht Nummern jährlich. Preis 4 Fmk. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Dr. H. Palander, Lotsg. 2) zu senden.	1903

Der Gebrauch von haben und sein bei der Umschreibung des Perfektums im Deutschen.

In den germanischen Sprachen, wie auch in den romanischen, werden zur Bildung der Perfektumschreibung die beiden Hilfsverba verwendet, welche im Deutschen als *haben* und *sein* erscheinen. Während aber von den germanischen Dialekten das Englische und die skandinavischen Sprachzweige allmählich die seltenere Umschreibung mit *to be* und *vara* gänzlich beseitigt haben und heute nur die Umschreibung mit *have* und *hafva* kennen, haben sich im Deutschen die beiden Umschreibungsweisen erhalten: *haben* und *sein* wechseln mit einander ab. Und zwar scheint die Entwickelung hier eine andere Richtung zu nehmen als im Englischen und Skandinavischen, indem der Gebrauch von *sein* auf Kosten von *haben* immer mehr um sich greift. Bekanntlich wechseln die beiden Hilfsverba im modernen deutschen Sprachgebrauch derart, dass alle Transitiva ihr Perfektum mit *haben* bilden, während wieder von den Intransitiven einige es mit *sein*, andere mit *haben* umschreiben.

Den Grund zu dieser Doppeltheit der Intransitiva haben die Grammatiker darin zu finden geglaubt, dass einige dieser Verba eine Tätigkeit ausdrücken, während andere wieder einen Zustand bezeichnen. Jene nähmen im Perfektum das Hilfsverbum *haben*, diese dagegen *sein*.

Diese Auffassungsweise, welche bis auf die letzten Jahre ziemlich unumschränkt geherrscht hat, geht auf *Johann Christoph Adelung* zurück, der in seinem 1782 erschienenen »Umständlichen Lehrgebäude» den Gedanken zuerst ausgesprochen hat. Es wird dort (I, 823) gelehrt, dass »diejenigen Intransitiva, wobey das Subject thätig, oder doch mehr thätig als leidend gedacht werden muss, *haben*, diejenigen aber, wobey es leidend, oder doch mehr leidend als thätig vorgestellet wird, *seyn* bekommen.» Diese »Hauptregel» ist aber nicht die Schlussfolgerung aus einer genauen Prüfung der wirklich vorliegenden Tatsachen, sondern vielmehr eine a priori gemachte logische Konklusion, zu welcher Adelung durch den Vergleich mit dem Sachverhältnisse bei den transitiven Verben verleitet wurde. Da nämlich alle Transitiva bei der Perfektbildung nur von *haben* Gebrauch machen, so wurde daraus gefolgert, dass diejenigen Intransitiva, die dieses Hilfsverbum nehmen, den transitiven Verben in der Bedeutung näher stehen als diejenigen mit *sein*.

Die aprioristische Regel, die für Adelungs mechanische und unhistorische Sprachbetrachtungsweise sehr bezeichnend ist, stiess begreiflicher Weise auf Schwierigkeiten, sobald die tatsächlich vorliegenden einzelnen Fälle von diesem Gesichtspunkte aus beurteilt werden sollten. Um diese Hindernisse aus dem Wege zu räumen und seine Regel zu retten, nahm Adelung seine Zuflucht zu gekünstelten Erklärungen und zwängte auf die ihm eigentümliche Weise die Sprache in seinen logisch konstruirten Rahmen hinein.

Wenn es demnach eine grosse Menge von Verben giebt, die der obengenannten Regel widerstreben, so kann auch andererseits nicht geleugnet werden, dass es eine Anzahl Intransitiva giebt, deren Perfektumschreibung sich zur Not von dem Adelungschen Gesichtspunkte aus erklären lässt. Es sind vor allem Verba, die eine aktive Tätigkeit ausdrücken und im Perfektum mit *haben* stehen: *arbeiten, streiten, kämpfen, beten, flehen, sündigen* u. s. w. [1]) Hierdurch ist es wol zu erklä-

[1]) S. *Paul,* die Umschreibung des Perfektums im Deutschen mit *haben* und *sein*, S. 167.

ren, dass die späteren Grammatiker sich von der Anschauung Adelungs irre führen liessen und sich nicht zu einer selbständigen Beurteilung des Sachverhältnisses aufschwingen konnten. Denn findet man auch in ihren Schriften vielfache Modifizirungen der alten Hauptregel, die der richtigeren Beurteilung schon näher kommen, und kann man sogar bei einigen konstatiren, dass sie das wahre Verhältnis, obgleich unbewusst, ganz nahe streifen, so klingt doch fast immer in ihrer Auffassung der alte Grundton von einem Gegensatz zwischen Tätigkeit und Zustand durch.

Dass *Jacob Grimm* in Bezug auf die Beurteilung der Perfektumschreibung wesentlich auf demselben Standpunkte steht, wie Adelung, finden wir aus seinen Äusserungen in der Deutschen Grammatik IV, 187 f., wo er über diesen Punkt handelt. Es heisst dort: »Ein auxiliares *haben* scheint [bei dem verbum substantivum *sein*] um so unlogischer, da das part. prät. dieses verbums weder einer passiven bedeutung noch jener obliquen stellung fähig ist, welche ursprünglich zu dem begriffe *haben* gehört. Inzwischen sind einige mundarten zu der kühnheit einer solchen verbindung gelangt, indem sie den begrif der existenz auf ein bewustsein von selbstthätigkeit gründeten und *sein* = leben oder wohnen setzen.« Und weiter heisst es a. a. O. S. 190: »Bei privativer bedeutung, weil sie leidend ist, wird öfter *sein* angewandt, wo die entsprechende positivthätige *haben* vorzieht: — — — die flamme *hat* geglüht, die flamme *ist* verglüht.«

Aber, wie schon erwähnt, wurde die Adelungsche Anschauung nicht nur für Grimm und die ältere deutsche Grammatik massgebend; sie hat bis auf die letzte Zeit in ihren Grundzügen fortgedauert. So ist von den modernen Syntaktikern noch *Erdmann* von ihr beeinflusst und ebenso *Wunderlich*. Bei dem letzteren wird die alte Regel wieder einmal recht mit Nachdruck hervorgehoben. In der zweiten Auflage des Deutschen Satzbaues (1901) I, 213 formulirt nämlich Wunderlich das Resultat aus den Erörterungen über *haben* und *sein* bei der Perfektbildung folgendermassen: »Nach den vorhergehenden Darlegungen wird sich jedoch die Überzeugung

befestigt haben, dass einerseits weniger die Zeitart als der Gegensatz von Tätigkeit und Zustand für die Auffassung massgebend ist und andererseits, dass in den meisten Fällen nicht die jeweilige Auffassung allein, vielmehr das Zusammenwirken mehrerer Faktoren die Entscheidung brachte.» — Ist es aber schon schwer aus den Darlegungen Wunderlichs, die sich nur auf einige einzelne Verba erstrecken, die Überzeugung zu gewinnen, dass der Gegensatz von Tätigkeit und Zustand für die Wahl der Hilfsverba massgebend sei, so wird diese Behauptung doch ganz auf den Kopf gestellt durch die Beobachtung solcher Verba, wie z. B. *rasten, ruhen, weilen, wohnen, harren, warten, säumen, zaudern, zögern, haften, stocken, ragen, dauern.* [1]) Alle diese Verba und andere ähnliche stehen im Perfektum mit *haben.* Es wird aber wol niemand behaupten wollen, dass sie mehr das Moment der Betätigung als das des Zustandes hervorheben; sie drücken ja im Gegenteil einen dauernden Zustand, das Verbleiben in einem Zustande aus.

Dass Wunderlich durch die Beobachtung dieser und ähnlicher Fälle nicht zu einem anderen Resultate gelangt ist, nimmt um so mehr Wunder, da man schon vor dem Erscheinen der zweiten Auflage des Deutschen Satzbaues mit der alten Anschauungsweise deutlich gebrochen hatte. In einem in der Zeitschrift f. d. Philologie im Jahre 1900 erschienenen Artikel [2]), mit dem sich gerade Wunderlich a. a. O. auseinandersetzt, hatte nämlich *Behaghel* erkannt, dass nicht der Gegensatz zwischen Tätigkeit und Zustand für die Wahl des Hilfsverbums ausschlaggebend ist, sondern die Zeitart, welche durch das betreffende Verbum im betreffenden Falle ausgedrückt ist. Es heisst in dem ebengenannten Artikel, in welchem Behaghel gegen eine syntaktische Untersuchung Jakobs polemisirt: »Die ganze betrachtung von Jakob ist hinfällig, weil er eine sehr einfache tatsache nicht erkannt hat, die freilich überhaupt bis jetzt nicht deutlich ausgesprochen ist. Die verba, die nur mit *sein* und die nur mit *haben* verbun-

---

[1]) S. *Paul* a. a. O.

[2]) *Behaghel*, Ich habe geschlafen, Zs. f. d. Phil. XXXII, 64 ff.

den werden, sind durchaus nicht gleichartig und ebenso wenig die fügungen, wo beim selben verbum beides erscheint. Von gewissen störungen abgesehen, liegt die sache so, dass *sein* bei den verba perfectiva steht, *haben* bei den verba imperfectiva; wo — wirklich oder scheinbar — ein zeitwort mit *sein* und *haben* verbunden wird, gilt *sein* der perfectiven, *haben* der imperfectiven bedeutung. Beispielsweise heisst: *ich bin geswigen* = ich bin verstummt; *ich hân geswigen* = ich habe den mund gehalten.» Und der Artikel endet mit folgenden Worten: »Es ist aber, wenn ein neutrales verbum mit *haben* verbunden wird, die sicherheit gegeben, dass nicht an den zustand nach abschluss der handlung, sondern an ihre ausführung in der vergangenheit gedacht wird, und das ist es gerade, was bei imperfectiven verlangt werden muss. Bei perfectiven dagegen — soweit sie nicht inchoativa sind — spielt gerade der hinblick auf den abschluss die entscheidende rolle; das ist bei den bildungen mit *sein* die jederzeit mögliche auffassung, eine auffassung, die um so näher liegt, als neben den mit *sein* verbundenen participien sehr zahlreiche fälle stehen, in denen das participium geradezu feste umstandsbezeichnung, d. h. adjectiv geworden ist.» [1])

Den von Behaghel ausgesprochenen Gedanken, dass die Zeitart für die Wahl der Hilfsverba bei der Perfektumschreibung massgebend ist, hat *Hermann Paul* aufgegriffen und ihn näher begründet. Er hat die Sache in ihrem vollen Umfange zum Gegenstand der Untersuchung gemacht und in eine geschichtliche Beleuchtung gestellt. Mit Hinblick auf den Gedanken Behaghels wird zuerst die Entstehung und weitere Entwickelung der Perfektumschreibungen erörtert und dann auf Grund eines umfangreichen Materials, das teils aus Wörterbüchern und syntaktischen Arbeiten zusammengetragen worden, teils auf eigener Beobachtung der Texte und des lebendigen Sprachgebrauchs beruht, im einzelnen ausgeführt. Diese Untersuchung, die — soweit ich sehen kann — die

---

[1]) *Behaghel* a. a. O. SS. 67f. u. 72.

Richtigkeit der neuen Beurteilung der Perfektumschreibungen mit *haben* und *sein* in überzeugender Weise klarlegt, hat Paul in den Abhandlungen der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften I. Cl. XXII. Bd. I. Abth. SS. 161—210 abgedruckt und dann auch als Sonderabdruck erscheinen lassen [1]). Im folgenden werde ich versuchen, die Hauptzüge dieser bemerkenswerten Schrift zu entwickeln.

Um die Perfektumschreibungen richtig beurteilen zu können, muss man die Entstehung und weitere Entwickelung derselben kennen, und dabei hat man natürlich von dem Partizipium perfektum auszugehen und nachzuforschen, welche Funktion in Bezug auf Genus und Tempus diesem zukam. Ursprünglich fehlte dem Partizipium jede Beziehung auf Genus und Tempus und es wurde als reines Adjektiv angesehen. Demnach konnte es sowol attributiv wie prädikativ gebraucht werden und Genus und Tempus wurden durch die finite Verbalform ausgedrückt. Wenn wir dieses Verhältnis durch ein Beispiel aus der jetzigen Sprache uns vergegenwärtigen wollen, so hatte z. B. das Partizipium *geschätzt* in der Fügung *ein geschätztes Buch* oder *das Buch ist sehr geschätzt* genau dieselbe Funktion wie das Adj. *gut* in der Fügung *ein gutes Buch* oder *das Buch ist sehr gut:* es bezeichnete also eine Eigenschaft. Aber im Laufe der weiteren Sprachentwickelung änderte sich diese Sachlage. Die Partizipia nahmen einen verbalen Charakter an, und indem sie sich als besondere Formen in die Verbalkonjugation fügten, nahmen sie auch eine bestimmte Stellung zu dem Unterschied zwischen den beiden Genera, Aktivum und Passivum, und den verschiedenen Zeitformen ein. Was das Genusverhältnis betrifft, so gelangten die Partizipia perfekta der transitiven Verba zu einer passiven Bedeutung, während das Partizipium der intransitiven einen aktiven Sinn erhielt. Wichtiger ist aber noch zu erfahren, welche temporale Funktion dem Partizipium perfektum —

---

[1]) Die Umschreibung des Perfektums im Deutschen mit *haben* und *sein*. Von *Hermann Paul*. München 1902. Verlag der k. Akademie in Commission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth).

denn um diese Partizipialform allein ist es ja für uns zu tun — zukam. Und dabei stellt es sich heraus, dass die verschiedenen Verba in Bezug auf das Tempus sich nicht gleichmässig verhalten. Es ist nämlich ein Unterschied bei ihnen zu machen je nach dem Sinne, der dem betreffenden Verbum innewohnt.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet lässt sich eine Zweiteilung aufstellen, auf welche man vor einiger Zeit schon aufmerksam geworden und die oben bereits angedeutet wurde, als von dem Artikel Behaghels die Rede war. Je nach der verschiedenen Art und Weise, in welcher man den Verlauf eines Vorgangs sich vorstellt, der durch das betreffende Verbum ausgedrückt wird, lassen sich die Verba in perfektive und imperfektive sondern. Die imperfektiven bezeichnen einen Vorgang in seinem Verlaufe oder seiner Dauer, die perfektiven heben dagegen nur einen bestimmten Moment des Vorgangs hervor und zwar ist es der Moment des Geratens in einen Zustand oder auch der Abschluss des Vorgangs, der ausgedrückt wird [1]). Ein imperfektives Verbum ist demnach z. B. *beben*, weil es einen dauernden Vorgang bezeichnet, ein perfektives dagegen *erbeben*, weil hier an einen einzigen Moment, an das Geraten in einen bebenden Zustand gedacht wird: *die Erde bebte unter seinen Füssen — die ganze Erde erbebte*. Vgl. ferner z. B. *er wacht* (imperf.) — *er erwacht* (perf.); *er hat gelebt* (imperf.) — *er ist aufgelebt* (perf.). Perfektive Verba sind auch z. B. *sterben*, *gelingen*,

---

[1]) Hierbei ist genau zu beachten, dass man sich nicht durch die aus der lateinischen Grammatik bekannten Ausdrücke 'Perfektum' und 'Imperfektum' irreführen lässt und sich den Unterschied zwischen perfektivischer und imperfektivischer Bedeutung etwa in der Weise vorstellt, wie zwischen Passé défini und Imparfait im Französischen. Hier ist zwar auch die Rede von einem Unterschied zwischen einem in seiner Dauer gedachten Vorgang einerseits und einem in einem gewissen Momente gedachten Vorgang andererseits. Aber im Französischen handelt es sich doch um zwei verschiedene Tempusformen eines beliebigen Verbums, wodurch die verschiedene Verlaufsart einer in die Vergangenheit fallenden Handlung zum Ausdruck gebracht wird. Wenn dagegen im Deutschen zwischen perfektiver und imperfektiver Bedeutung unterschieden wird, handelt es sich nicht um verschiedene Tempusformen,

geschehen u. s. w., weil hier der Abschlussmoment hervorgehoben wird. Als Beispiele von imperfektiven Verben können *arbeiten*, *streben*, *trauern*, *warten* u.s.w. dienen. Es ist aber zu bemerken, dass keine scharfe Trennung zwischen den beiden Arten von Verben zu machen ist, in dem Sinne, dass jedes Verbum sich entweder in die eine oder in die andere Gruppe einreihen liesse. Zwar giebt es Verba, die immer imperfektiven Sinn haben und wieder andere, die immer perfektiv gebraucht werden, aber daneben giebt es in der heutigen Sprache eine grosse Anzahl von Verben, die sowol in imperfektivem wie in perfektivem Sinne auftreten, und früher war diese Anzahl noch grösser.

Es gilt für uns jetzt zu untersuchen, wie es sich mit der zeitlichen Funktion des Partizipium perfektum verhält, wenn man Bezug nimmt auf den obenerörterten Unterschied zwischen Perfektiven und Imperfektiven. Wir wollen dabei zuerst das passive Partizipium der Transitiva und dann das aktive Partizipium der Intransitiva betrachten.

Wenn das Partizipium perfektum eines transitiven Verbums zu einem Verbum mit imperfektivem Sinn gehört, so hat es genau dieselbe zeitliche Bedeutung wie das Partizipium präsens; die beiden Partizipia unterscheiden sich nur durch das verschiedene Genus. Vgl. z. B. *das von Säulen getragene Dach* (= das Dach, welches von Säulen getragen wird); *mein hochgeschätzter Freund* (= der Freund, der von mir hoch geschätzt wird.) Gehört dagegen das Partizipium perf. zu einem Verbum mit perfektivem Sinn, so bezeichnet es einen vollzogenen Vorgang, drückt aber zugleich auch aus, dass der Zustand, der durch diesen Vorgang bewirkt wurde, noch immer fortbesteht zu der betreffenden (durch das Verbum finitum ausgedrückten) Zeit. Das Verbum *besetzen* ist z. B. ein perfektives Verbum, da es den Abschlussmoment eines Vorgangs bezeichnet: *ich besetzte den Platz.* Das Partizipium dieses Verbums in dem

---

sondern nur um den verschiedenen Sinn, der dem Verbum an und für sich anhaftet, abgesehen von dem Tempus, in welchem es gebraucht ist. In diesem Sinne reden wir denn von Verben, die perfektive, und Verben, die imper fektive Bedeutung haben.

Ausdrucke *ein besetzter Platz* besagt also, dass der Vorgang des Besetzens schon vollzogen ist *(der Platz ist besetzt worden)*, zugleich aber, dass dieser Zustand noch immer dauert: *der Platz ist noch nicht frei geworden.*

Betrachten wir nun genauer die Partizipialformen der imperfektiven Verba, so finden wir unter denselben eine grosse Menge, welche in dem obenerwähnten imperfektiven Sinne erscheinen, z. B. *gestützt, geplagt, geführt, geleitet, gezogen, geklagt, geduldet, gehasst, verachtet, vertreten* u. s. w. Vgl. *das von Pfeilern gestützte Haus; ein gehasster, verachteter Mensch; die von mir vertretene Ansicht.* Es giebt aber unter solchen vorzugsweise imperfektiv gebrauchten Verben auch viele, die eine perfektive Auffassung zulassen und von denen daher das Partizipium auch in perfektiver Bedeutung gebraucht werden kann. Vgl. z. B. den Unterschied zwischen imperfektiver und perfektiver Funktion in folgenden Fällen: *ein von vier Pferden gezogener Wagen* (= ein Wagen, der von vier Pferden gezogen wird) und *eine aus dem Wasser gezogene Leiche* (= eine Leiche, die aus dem Wasser gezogen worden ist); *ein steckbrieflich verfolgter Mann* (= ein Mann, der steckbrieflich verfolgt wird) und *der bis an die Grenze verfolgte Feind* (= der Feind, der bis an die Grenze verfolgt worden ist) u. s. w.

Bei den meisten Verben, die sowol imperfektiven wie perfektiven Sinn aufweisen, erscheint jedoch das Partizipium ausschliesslich in perfektiver Bedeutung. So kann man z. B. das Verbum *backen* entweder in perf. oder imperf. Sinne auffassen: *das Mädchen backte den Kuchen* (perf.) und *die Mädchen backten in der Küche* (= waren in der Küche mit dem Backen beschäftigt; imperf.), aber *das von dem Mädchen gebackene Brot* kann nicht imperfektiv aufgefasst werden als das Brot, das von ihr gebacken wird, sondern nur perfektiv als das Brot, das von ihr gebacken worden ist. Ebenso kann man das Wort *schreiben* sowol in imperfektivem wie in perfektivem Sinne sich vorstellen: entweder in der Bedeutung »mit Schreiben beschäftigt sein«, oder »zu Ende schreiben«; aber *die geschriebenen Briefe* sind nicht Briefe, die geschrieben werden, sondern Briefe, die geschrieben worden sind.

Aus den Verben, deren Sinn sowol eine imperfektive wie eine perfektive Auffassung zulässt, sind noch als eine besondere Gruppe auszuscheiden diejenigen Verba, die ursprünglich nur perfektiven Sinn hatten, aber später daraus auch eine imperfektive Bedeutung entwickelt haben, indem sie auch den durch die perfektive Handlung zustande gebrachten dauernden Zustand bezeichnen. So bedeutet z. B. *umgeben* ursprünglich »sich um jemand (etwas) herumstellen» und hat also perfektive Natur, z. B. *plötzlich umgaben ihn mehrere Männer;* es bezeichnet aber dann auch den dauernden Zustand, z. B. *die Männer umgaben ihn* = sie standen um ihn herum. Vgl. ferner: *man verband die beiden Ufer durch eine Brücke — eine Brücke verband die beiden Ufer; er verhüllte sich in den Mantel — der Mantel verhüllte ihn* u. s. w. Das Partizipium dieser Verba kann sich natürlich entweder an die ursprüngliche perfektive, oder an die daraus entwickelte imperfektive Verwendung anschliessen, doch ist in beiden Fällen der Sinn des Partizipiums ziemlich gleich. *Der von Räubern umgebene Reisende* kann natürlich so aufgefasst werden, dass die Räuber sich um den Reisenden herumgestellt haben oder so, dass sie um ihn herum stehen, was ungefähr auf eins herausläuft.

In den bisher erörterten Fällen haben wir das Partizipium in seiner attributiven Stellung betrachtet. Als reines Adjektiv wurde es aber auch in prädikativer Stellung gebraucht, wobei natürlich derselbe Unterschied in der zeitlichen Funktion zwischen Verben mit perfektiver und Verben mit imperfektiver Bedeutung bestehen bleibt, den wir oben beobachtet haben. Allmählich ging aus der prädikativen Verwendung des Partizipiums eine Umschreibung des Passivums hervor, wobei die verschiedenen Tempora aus der imperfektiven und perfektiven Funktion des Partizipiums sich entwickelten: aus der imperfektiven Bedeutung des Partizipiums bildete sich mit dem Präsens des Hilfsverbums *sein* das Präsens, mit dem Imperfektum das Imperfektum Passivi; aus dem perfektiven Sinne des Partizipiums bildete sich mit dem Präsens und Imperfektum des Hilfsverbums das Perfektum und das Plusquamperfektum Passivi. So wird denn im Gotischen das Präsens des

Hilfsverbums *sein* zur Umschreibung sowol des Präsens als des Perfektum Passivi verwendet und ebenso wird mit dem Imperfektum des Hilfsverbums das Imperfektum und das Plusquamperfektum umschrieben. Im älteren Althochdeutsch sind die Verhältnisse denen im Gotischen zum grossen Teil noch ähnlich. Im weiteren Verlaufe der Sprachentwickelung beginnt aber die Umschreibung mit *werden*, die neben der mit *sein* nur gebraucht worden war um das Eintreten in einen Zustand auszudrücken, immer mehr um sich zu greifen. Schon im neunten Jahrhundert haben sich die Verhältnisse derart zu ordnen begonnen, dass die Umschreibung mit *werden* im Präsens und Imperfektum stattfindet, während nur das Perfektum und Plusquamperfektum mit *sein* umschrieben wird. Die Umschreibung mit *sein* knüpft also an die perfektive Bedeutung des Partizipiums. In dem umschriebenen Perfektum Passivi hat das Partizipium vorläufig noch immer seine alte Bedeutung und bezeichnet also die dauernde Nachwirkung des Vorgangs oder das Resultat. Aber die Entwickelung geht weiter. Das prädikative Partizipium wird zu einer reinen Tempusform der Vergangenheit, wobei die Vorstellung des dauernden Resultats durch die Vorstellung des in die Vergangenheit fallenden Vorgangs selbst zurückgedrängt wird. In einem Ausdrucke, wie z. B. *die Leiche ist bestattet*, lässt das Partizipium demnach eine doppelte Auffassung zu: einerseits kann es als reine Tempusform aufgefasst werden, wobei man an einen abgeschlossenen Vorgang denkt (= man hat die Leiche bestattet), andererseits kann es als prädikatives Adjektiv in seiner ursprünglichen Bedeutung aufgefasst werden, wobei die Vorstellung von dem dauernden Resultat in den Vordergrund tritt (= die Leiche ist da in bestattetem Zustande). Diese doppelte Auffassung ist noch heutzutage in der norddeutschen Sprache möglich, in der Schriftsprache und in Süddeutschland ist dagegen die Umschreibung mit *werden* auch im Perfektum und Plusquamperfektum durchgeführt und somit ein Unterschied gemacht zwischen der reinen Temporalform und der Resultatsbezeichnung. Die Übertragung der Umschreibung mit *werden* auf das Perfektum lässt sich schon im 13 Jh. beobachten.

Damit wäre die Frage von der ursprünglichen temporalen Bedeutung des Partizipium perfektum der transitiven Verba und der weiteren Entwickelung derselben erledigt. Es erübrigt jetzt eine ähnliche Betrachtung in Bezug auf das Partizipium perfektum der intransitiven Verba anzustellen. — Hierbei muss wieder an demselben Unterschied zwischen Verben mit perfektivem Sinne und Verben mit imperfektivem Sinne festgehalten werden, der oben aufgestellt wurde. Das Partizipium der ersteren bezeichnet, wie bei den transitiven Perfektiven, den fortbestehenden Zustand, der durch den vollzogenen Vorgang erzielt ist, z. B. *das auf den Sand gelaufene oder vom Stapel gelaufene Schiff; der entlaufene Hund.* Was aber die imperfektiven Verba betrifft, so giebt es von ihnen kein Partizipium perfektum und das ist auch ganz natürlich. Dieses Partizipium würde nämlich ganz dieselbe Funktion erhalten haben wie das Partizipium präsens. Bei den transitiven Verben war ja die zeitliche Funktion der beiden Partizipialformen auch dieselbe, aber sie unterschieden sich durch das verschiedene Genus; bei den intransitiven dagegen, wo das Part. perf. aktiv ist, fallen bie beiden Formen gänzlich zusammen. Es wird also z. B. von dem Verbum *laufen* in imperfektiver Bedeutung kein Part. perf. gebildet; man sagt nicht *ein lange gelaufener Hund,* weil für den imperfektiven Vorgang eine Ausdrucksform im Partizipium präsens schon vorhanden ist: *ein lange laufender Hund.*

Aus dem prädikativen Gebrauch des Partizipiums entwickelte sich bei den intransitiven Perfektiven ein umschriebenes Tempus perfektum des Aktivums, indem, wie bei den transitiven, die Vorstellung des vollzogenen Vorgangs die Vorstellung des dauernden Resultats zurückdrängte und somit eine reine Tempusform der Vergangenheit entstand. Bei den imperfektiven Verben konnte sich dagegen keine Perfektform auf diese Weise entwickeln, da ihnen das Partizipium perfektum abging. Sie erhielten erst später ein aktives Perfektum, indem sie es in Analogie mit den transitiven Verben bildeten.

Was nun diese transitiven Verba betrifft, so hatten sie

aus dem Partizipium perf. im Zusammenhang mit dem Verbum *haben* eine aktive Perfektform entwickelt. *Ich habe ihn gebunden* bedeutete ursprünglich »ich habe ihn als einen Gebundenen» und das Partizipium bezeichnete hier also das Endergebnis des Vorgangs. Indem aber das Objekt bei einigen Verben ausgelassen werden konnte, wie z. B. *ich habe (es) gesprochen,* begann sich die ursprüngliche Auffassung dieser Konstruktion zu ändern: in den objektlosen Sätzen konnte *haben* nicht mehr in dem Sinne »besitzen» aufgefasst werden, sondern wurde zum Partizipium gezogen. So entsprang daraus die reine Zeitform: das Perfektum Aktivi *ich habe gesprochen.*

Nun hatten sich also aus dem Part. perfektum allmählich bei allen Transitiven und bei den intransitiven Perfektiven aktive Perfektumschreibungen entwickelt: die intransitiven Perfektiva bildeten sie mit *sein*, alle transitiven Verba mit *haben;* den intransitiven Imperfektiven fehlte aber gänzlich ein aktives Perfektum. Es ist daher leicht zu begreifen, dass auf diese letzteren die Perfektumschreibung der Transitiva übertragen wurde. Die objektlosen Perfektformen, wie *ich habe gesprochen*, gaben wol dazu den ersten Anstoss; da doch Formen wie *ich sprach* und *ich weinte* auch der Bedeutung nach sich ziemlich nahe standen, konnte leicht nach dem Vorbilde der transitiven Form *ich habe gesprochen* ein Perfektum *ich habe geweint* geschaffen werden.

Hiermit sind wir zu dem Endresultate der Untersuchung gelangt: für die Umschreibung des Perfektums der intransitiven Verba gilt die Regel, dass die Perfektiva es mit *sein*, die Imperfektiva mit *haben* umschreiben. Und dieser von Behaghel aufgestellte Satz hat also durch die oben dargelegte Beweisführung ihre geschichtliche Erklärung gefunden. Nachdem die Frage somit im allgemeinen erörtert und geschichtlich beleuchtet worden ist, wird im zweiten Teile der Paulschen Abhandlung das Material im einzelnen untersucht. Von dem oben angegebenen Gesichtspunkte aus werden dort eine grosse Menge Verba besprochen und ihre Perfektbildung wird von

der ältesten Zeit bis auf die heutigen Zeiten verfolgt. Ich gehe hier auf diese ausführliche geschichtliche Untersuchung nicht des näheren ein, sondern halte mich nur an das Endresultat der Sprachentwickelung, den Gebrauch von *haben* und *sein* in dem heutigen Sprachgebrauch. Es zeigt sich da, dass die oben gefolgerte einfache Grundregel an den tatsächlich vorliegenden Verhältnissen in vielen Fällen sich ohne weiteres beobachten lässt. Andererseits giebt es aber auch eine Anzahl Verba, deren Perfektbildung der Regel zu widersprechen scheint. Diese Abweichungen finden jedoch eine natürliche Erklärung, sobald man in Betracht zieht, dass im Verlaufe der Sprachentwickelung allerlei Veränderungen in der Bedeutung des Verbums oder in der Auffassung des Inhalts eintreten können und dass die Analogie die ursprünglich klaren Verhältnisse verwischen kann.

Ein Beispiel dafür, wie die Bedeutung eines Verbums zu verschiedenen Zeiten verschieden aufgefasst werden kann, ist *bleiben*. Dieses Verbum bildet bekanntlich das Perfektum mit *sein* und hat es immer so gebildet. Uns scheint *bleiben* eine imperfektive Bedeutung zu haben, da es ja ein Dauern in demselben Zustande ausdrückt; wir würden demnach nicht *sein*, sondern *haben* erwarten. Aber ursprünglich bezeichnet *bleiben* nicht die Dauer, sondern drückt das Resultat eines Vorgangs aus, der bis zu einem gewissen Zeitpunkt gedauert hat. Dies können wir aus solchen Ausdrücken noch deutlich ersehen, wie *er blieb stehen, er blieb haften* oder *er blieb Sieger im Kampfe*. Mit den beiden ersten Redensarten wird nicht gesagt, dass jemand an einem Orte eine längere Zeit gestanden oder gehaftet hätte, sondern im Gegenteil, dass er in Bewegung gewesen war und dann plötzlich still hielt. Und *er blieb Sieger* besagt nahezu dasselbe wie *er wurde Sieger*. So begreift man denn auch, dass das Wort *blifva* im Schwedischen gleichbedeutend mit dem deutschen *werden* gebraucht wird: *han blef sjuk*. — Ähnlich ist auch bei Verben wie *beharren, verharren, bestehen* der Gebrauch von *sein*, welches neben *haben* erscheint, zu erklären. Das letzte von den drei Verben bedeutet nämlich eigentlich »zum Stehen kommen» und ist

also ganz deutlich perfektiv. Die beiden ersteren bezeichnen zwar das Ausdauern in einem Zustande, zunächst aber nur dann, wenn dies trotz einer Veranlassung zu einem anderen Verhalten geschieht. So z. B. bedeutet *er beharrte dort*, dass er da blieb, trotzdem dass er Veranlassung hatte sich zu entfernen; das Verbum drückt das Resultat eines Bemühens aus und ist ursprünglich perfektiv. Die Umschreibung mit *sein*, die also von Hause aus berechtigt war, erhielt sich dann auch fernerhin, nachdem schon das Sprachgefühl sich verändert hatte; das daneben erscheinende *haben* ist natürlich eben durch dieses neue Sprachgefühl hervorgerufen.

Als Beispiele dafür, wie die Analogie in die ursprünglich klaren Verhältnisse Verwirrung bringen kann, mögen die Verba *liegen*, *sitzen* und *stehen* dienen. Alle drei Verba haben im heutigen Sprachgebrauch imperfektiven Sinn und bilden auch in der Schriftsprache ihr Perfektum der Regel nach mit *haben*. Aber in den süddeutschen Mundarten und auch in der gebildeten süddeutschen Umgangssprache ist die Umschreibung mit *sein* die einzig übliche. Um diesen Tatbestand zu erklären, muss man sich in die älteren Sprachperioden zurückversetzen. In der mittelhochdeutschen Sprache konnten die betreffenden Verba nicht nur in dem jetzt gewöhnlichen imperfektiven Sinne gebraucht werden, sondern sie hatten daneben auch eine perfektive Bedeutung und bedeuteten dann das Eintreten eines Zustandes: *liegen* = niederfallen, *sitzen* = sich setzen, *stehen* = sich stellen, treten. In dem perfektiven Sinne umschrieben sie das Perfektum mit *sein*, im imperfektiven Sinne mit *haben*. Aber im Laufe der weiteren Sprachentwickelung ist die perfektive Bedeutung meist verloren gegangen; nur in Süddeutschland hat sie sich erhalten. Hier ist aber dann die Umschreibung mit *sein* verallgemeinert worden, indem durch Analogie diese Umschreibung auch auf das imperfektive Perfektum übertragen wurde: also südd. *ich bin gesessen* = »habe mich gesetzt», aber auch = schriftspr. »ich habe gesessen».

Unter den Verben, die noch heutzutage eine doppelte (sowol perfektive, wie imperfektive) Auffassung zulassen, sind

besonders die Verba von Interesse, welche eine Fortbewegung ausdrücken. Man kann sich nämlich diese Bewegung entweder perfektiv vorstellen, indem das Eintreten oder der Abschluss derselben hervorgehoben wird, oder auch imperfektiv, wenn man sich die Bewegung in ihrem Verlaufe vorstellt. Im ersteren Falle würde dem Perfektum *sein*, im letzteren *haben* zukommen. Die älteren Wörterbücher und Grammatiken ebenso wie viele moderne Schulgrammatiken verlangen auch, dass in diesem Sinne ein Unterschied in dem Gebrauch des Hilfsverbums gemacht werden soll. [1]) Beobachtet man aber ganz unabhängig von den Lehrbüchern den lebendigen Sprachgebrauch, so findet man, dass der oben erwähnte Unterschied im Gebrauch der Hilfsverba meistenteils nicht aufrecht erhalten wird. In den allermeisten Fällen konstruirt man die Verba der Bewegung nur mit *sein*. [2]) Die Regel von der Perfektbildung der Intransitiva steht also hier wieder im Widerspruch mit dem modernen Sprachgebrauch. In den älteren und ältesten geschichtlich überlieferten Sprachstadien lässt sich aber diese Regel noch ganz deutlich beobachten. Allmählich hat dann wieder die Analogie die ursprünglichen Verhältnisse verwischt, indem aus dem Perfektum mit perfektiver Bedeutung die Umschreibung mit *sein* auf das imperfektive Perfektum übertragen wurde. Bei den verschiedenen Verben ist jedoch die Entwickelung nicht in gleicher Weise fortgeschritten, so dass heutzutage das Hilfsverbum *haben* noch nicht überall zurückgedrängt ist. Auf die Erörterung

---

[1]) Doch haben sie den Kern der Sache nicht richtig getroffen, wenn sie lehren, dass *haben* steht, wenn die Bewegung ohne Angabe des Ausgangspunktes oder des Zieles angegeben ist, im entgegengesetzten Falle dagegen *sein*. Vgl. z. B. *Heyse-Lyon* u. a.

[2]) So wird denn auch in der Schulgrammatik von *Lindelöf* und *Öhquist*, welche sich überhaupt von älteren Vorgängern vielfach unabhängig zeigt, die diesbezügliche Regel folgendermassen formulirt: Intransitive Verba, die eine Bewegung ausdrücken, stehen im Perf. mit *sein*. Einige Verba werden bisweilen auch mit *haben* flektirt, wenn der Ausgangspunkt oder das Ziel der Bewegung nicht angegeben wird. Doch ist auch in diesem Falle im modernen Sprachgebrauch *sein* gewöhnlicher.

der einzelnen Verba, die Paul in seiner Abhandlung durch die verschiedenen Sprachperioden verfolgt, kann hier nicht des näheren eingegangen werden.

Eine von den übrigen Verben der Bewegung abweichende Stellung nimmt *folgen* ein, da es, ausser einigen wenigen Fällen, wo es perfektiv steht [1]), einen durchaus imperfektiven Charakter hat. Eigentlich sollte ihm also im Perfektum *haben* zukommen und diese Konstruktion ist auch bis zum 15. Jahrhundert die allein übliche. Von dieser Zeit an beginnt aber die Umschreibung mit *sein*, die dann die ursprüngliche Umschreibung vollständig zurückgedrängt hat. Nach Paul würde dieser Vorgang dadurch zu erklären sein, dass *folgen* in Analogie mit den übrigen Verben der Bewegung trat, bei welchen, wie oben gezeigt wurde, die Umschreibung mit *sein* zur Alleinherrschaft zu gelangen begann.

Unter den Verben der Bewegung giebt es in der heutigen Sprache einige, welche scheinbar der Regel widersprechen, indem sie das Perfektum mit *haben* konstruiren, obgleich sie eine perfektive Bedeutung haben. So heisst es z. B. von dem Verbum *lenken* in der Bedeutung »kehren«: *er hat heimwärts gelenkt.* Der Grund dieser Störung ist jedoch aus dem erwähnten Beispiel leicht ersehbar: sie ist auf das Konto der Bedeutungsveränderung des Verbums zu schreiben. Von Hause aus war nämlich *lenken* nur ein transitives Verbum und ist es ja in den meisten Fällen noch jetzt. Es ist aber daneben auch zu intransitiver Bedeutung gelangt, dadurch, dass das Objekt ausgelassen wurde: *er hat (den Schritt) heimwärts gelenkt* und da der ursprüngliche Sinn noch nicht verdunkelt ist, steht *haben* hier ganz korrekt. In der älteren Sprachperiode findet man mehrere solche Verba, die ursprünglich Transitiva gewesen und durch die Auslassung des Objekts intransitive Bedeutung angenommen haben. Bei diesen hat sich *haben* oft neben dem neu auftretenden *sein* behauptet. In dem modernen Sprachgebrauch ist meistens aber die anfängliche Bedeutung ganz verdunkelt und die Verba wer-

---

[1]) z. B. *er ist ihm im Amte gefolgt,* s. Paul a. a O. S. 191.

den dann auch fast immer analog den ursprünglichen Intransitiven, die eine Bewegung bezeichnen, behandelt. Nur ganz wenige haben noch bis heute Spuren der ursprünglichen Verhältnisse bewahrt. Ausser dem schon genannten *lenken* findet man *haben* neben *sein* bei dem Verbum *landen*, das anfänglich transitiv war. Auch *dringen* war ursprünglich ein transitives Verbum = »drängen» und bildete das Perfektum mit *haben*, auch nachdem der Gegenstand, der zurückgedrängt wird, ausgelassen wurde und das Verbum intransitiv geworden war. Dieses *haben* hat sich noch heute im Ausdrucke *ich habe darauf gedrungen* erhalten. — Aus dem transitiven *rücken* ist die intransitive Bedeutung in gleicher Weise entsprungen, indem der Gegenstand, der gerückt wurde (etwa das Lager, die Zelte), nicht erwähnt wird. Das Verbum tritt dann früh in Analogie mit den intransitiven Verben der Bewegung und konstruirt das Perfektum mit *sein*. Man sagt aber noch heutzutage *er hat gerückt*, wenn damit gemeint wird, dass jemand Platz gemacht hat. — Die eigentliche Bedeutung von *jagen* ist = »verfolgen». In der daraus entwickelten intransitiven Verwendung hat sich die Perfektumschreibung mit *haben* erhalten, wenn die Tätigkeit des Jägers bezeichnet wird: *er hat im Walde gejagt*. Wenn das Verbum dagegen die eilige Bewegung bezeichnet, wird es wie die übrigen Verba der Bewegung behandelt: *er ist durch den Wald gejagt*.

In den oben besprochenen Fällen, wo eine Abweichung von der allgemeinen Regel vorhanden gewesen ist, hat sich diese Abweichung nur als eine scheinbare erwiesen, indem immer eine natürliche Erklärung auf der Hand gelegen hat. Es giebt aber auch Fälle, wo der Grund zu der Abweichung nicht so ohne weiteres durchsichtig ist, und wo man nur auf Vermutungen angewiesen ist. So z. B. beim Verbum *tagen*, welches das Perfektum in der Bedeutung »Tag werden» mit *haben* bildet, obwol diese Bedeutung deutlich perfektiv ist. Am wahrscheinlichsten ist wol diese Störung der Regel mit Paul so zu erklären, dass *tagen* sich an die impersonalen Verba, welche Naturerscheinungen bezeichnen, wie *regnen*, *schneien* u. s. w., angeschlossen hat. Schwieriger ist die Beur-

teilung des Verbum substantivum *sein*, welches, obgleich einen durchaus imperfektiven Charakter zeigend, im Hochdeutschen das Perfektum nicht mit *haben*, sondern mit *sein* bildet. Hier scheint jede Erklärung zu versagen.

Ich habe im Vorhergehenden aus der Masse von Fällen, welche Paul historisch behandelt und beleuchtet, nur einige herausgegriffen, die im modernen Sprachgebrauch der Grundregel zu widersprechen scheinen, die aber, einer genaueren Prüfung unterzogen, leicht in Harmonie mit derselben zu bringen sind. Es ergiebt sich aus der obigen Darlegung, dass die Regel, nach welcher die Imperfektiva das Perfektum mit *haben*, die Perfektiva mit *sein* bilden, einmal klar und ohne Störungen gegolten hat. Wo solche im Laufe der späteren Entwicklung eingetreten, sind sie durch Veränderung in der Bedeutung oder in der sprachlichen Auffassung bedingt, oder aber sind sie den Einflüssen der Analogie zuzuschreiben. Es ist auch das ursprünglich klare Sprachgefühl vielfach schwankend geworden, so dass der Unterschied nicht mehr korrekt aufrecht erhalten wird. Wo aber dieses Gefühl lebendig geblieben ist, da werden auch die feinsten Unterschiede gefühlt und ausgedrückt. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung das hübsche Beispiel aus Senders Chronik, welches Paul nach Wunderlich zitirt:[1]) »*Nach sant Urlichs hat der sterbent angefangen . . . und um sant Michels tag hat es am aller festosten gestorben . . . und sind überall hier in summa in dieser zeit gestorben 2327 personen.* Wo es sich um die Schilderung eines dauernden Zustandes handelt, wird also *haben* gebraucht, um das Resultat zu bezeichnen dagegen *sein*.

Die ursprüngliche Wurzel, aus welcher das umschriebene Perfektum hervorging, war der Gebrauch des rein adjektivischen Partizipiums in prädikativer Funktion und sie ist demnach schon in einer sehr weit entlegenen Zeit der Sprachentwickelung zu suchen. In den meisten germanischen Sprachen lassen sich die beiden Entstehungsweisen des umschriebenen Perfektums, welche oben im Hochdeutschen erörtert worden sind, verfolgen. Sowol im Niederländischen und Englischen

[1]) Vgl. Paul a. a. O. S. 169.

wie auch im Skandinavischen sind in älterer Zeit die Umschreibungen mit den beiden Hilfsverben nachweisbar, die Entwickelung hat aber hier vom Deutschen abweichende Bahnen eingeschlagen und das eine von den Hilfsverben zur Alleinherrschaft geführt. In den älteren Sprachperioden aber, wo noch beide Umschreibungen neben einander vorkommen, gilt in Bezug auf dieselben die allgemeine Grundregel, die oben fürs Deutsche aufgestellt wurde. Sie findet aber Anwendung auch auf aussergermanischem Gebiet. In den romanischen Sprachen sind nämlich die Verhältnisse bei der Perfektumschreibung von einem ähnlichen Gesichtspunkte aus zu beurteilen wie im Deutschen. Dass die oben fürs Deutsche gefolgerte Regel auch an ähnlichen Verhältnissen auf ausserdeutschem Gebiet sich anpassen lässt, macht die Richtigkeit derselben um so gewisser, denn wie Behaghel es ausgesprochen hat, »ist es sehr wol möglich, dass eine syntaktische erscheinung einer sprache aufhellung erfährt durch ähnliche oder gleichartige erscheinungen anderer sprachen, und eine erklärung kann erst dann für gesichert gelten, wenn sie auch für die gleichartigen erscheinungen anderer sprachen zutrifft, es sei denn, dass besondere gründe vorliegen, die den verzicht auf eine einheitliche erklärung rechtfertigen» [1].

Die Schulgrammatik folgt natürlich der wissenschaftlichen Grammatik in den Spuren. Auch in Bezug auf die oben behandelte syntaktische Frage ist sie daher im wesentlichen von der bis in die letzten Zeiten in der wissenschaftlichen Syntax herrschenden Adelungschen Grundanschauung beeinflusst gewesen. Es wird dort der Gegensatz von Tätigkeit, Selbstwirkung, Absichtlichkeit einerseits, von Ruhe, Absichtslosigkeit und fremder Einwirkung andererseits hervorgehoben. Die modernen Schulgrammatiken, welche den lebendigen Sprachgebrauch mehr ins Auge zu fassen versuchen und nicht ohne weiteres alte traditionelle Regeln weiterschleppen, haben jedoch die Grundregel vielfach nicht aufgenommen. Sie haben ganz davon abgesehen irgend eine allgemeine Erklärung för den Unterschied im Gebrauch von *haben* und

[1]) *Behaghel*, Zs. f. d. Phil. XXXII, 69.

sein zu geben und sich damit begnügt, die Verba, welche *sein* nehmen, in einige bestimmte Gruppen einzuordnen. Ich denke hier besonders an die oben schon erwähnte Grammatik von Lindelöf und Öhquist. Dort wird die Regel betreffs der Andwendung von *haben* und *sein* beim Perfektum der intransitiven Verba folgendermassen formulirt: *Sein* wird als Hilfsverbum gebraucht: a) bei intransitiven Verben, die *einen Übergang von einem Zustand in einen anderen* ausdrücken (zu diesen gehört auch das Verbum *werden); b)* bei intransitiven Verben, welche eine Bewegung bezeichnen (auch wenn diese Verba in bildlicher Bedeutung verwendet werden); c) bei den Verben *sein*, *bleiben*, *gelingen*, *glücken* und *begegnen* [1]). Diese Kategorien sind im grossen und ganzen richtig, sie sind aber keineswegs erschöpfend. Es bleibt nun abzuwarten, ob die Resultate der Paulschen Abhandlung in irgend welcher Weise für die Schulgrammatik fruchtbar gemacht werden könnten. Der allgemeine Grundgedanke, dass der durative Sinn des Verbums *haben* verlangt, während die perfektive Bedeutung (wo nur ein Moment des Vorgangs hervorgehoben wird) *sein* fordert, könnte in der Grammatik vielleicht angedeutet werden; es ist aber nicht ganz leicht ihn den Schülern verständlich zu machen. Und jedenfalls ist diese Regel nicht genügend, um den Unterschied zwischen den beiden Arten der Perfektumschreibung im modernen Sprachgebrauch klarzulegen. Denn wie wir schon oben gesehen, sind die ursprünglichen Verhältnisse derart getrübt, dass in vielen Fällen eine geschichtliche Beleuchtung notwendig wird. In einer praktischen Schulgrammatik kann davon natürlich nicht die Rede sein. Man müsste daher mit Hinblick auf den richtigen Gesichtspunkt das gesammte Material der heutigen Sprache prüfen und versuchen dasselbe unter einige praktische Regeln zu bringen, welche den Grundgedanken näher bestimmen würden. Die oben erwähnte Einteilung in Lindelöfs und Öhquists Grammatik könnte vielleicht in modifizirter Form im wesentlichen beibehalten werden. *Hugo Palander.*

---

[1]) Von diesen Verben sind *sein* und *bleiben* im Vorhergehenden schon erörtert worden; die übrigen drei sind ganz deutliche Perfektiva.

***Friedrich Kauffmann. Balder, Mythus und Sage** nach ihren dichterischen und religiösen Elementen untersucht.* (Texte u. Untersuchungen z. Altgerm. Religionsgeschichte. Untersuchungen Bd I.) Strassburg, Trübner, 1902, 8⁰, XI + 308 Ss. Rmk 9.

Bei der grossen Bedeutung, die Balders Figur in der Geschichte der germanischen Mythologie gespielt hat, ist eine erschöpfende Monographie über den Baldermythus bereits an sich eine willkommene Erscheinung. Das Werk Kauffmanns ist aber mit um so grösserer Freude zu begrüssen, als der Verfasser die Anschauungen der neuesten, sogen. anthropologischen Schule kennt und verwertet. Der Mythus von Balder war bereits in der ersten Auflage von Frazers *Golden Bough* (1890) der Gegenstand einer langen Erörterung gewesen: ja er stand sogar im Centrum des ganzen Werkes, indem Balders Tod von Frazer als ein Analogon zum Morde des Rex Nemorensis dargestellt wird. Das Werk war in Fachzeitschriften recensiert worden (z. B. von Léon Marillier in der *Revue d'histoire des religions,* XXV, S. 71 fgg). Trotzdem wurde diese, »die religionsgeschichtlich förderndste Bearbeitung des Themas» (Kauffmann, S. 13), weder in Golthers *Handbuch der Germanischen Mythologie* (1894), noch in F. Detters Abhandlung über den *Baldermythus* (PBB XIX, 1894), noch in Mogks Behandlung der Mythologie in Pauls Grundriss [2] (1960) erwähnt, geschweige denn berücksichtigt. Diese Tatsache beweist, dass eine totale Umwälzung in der Art und Weise, wie germanische Mythologie von den massgebenden Fachleuten getrieben wird, eine unabweisliche Forderung der Zeit ist; und sollten sogar alle Schlüsse K.s von der späteren Kritik abgewiesen werden, so würde ihm das Verdienst gebühren, in seinem Lande den Weg zu einer Deutung eingeschlagen zu haben, die mit der heutigen Religionswissenschaft im Einklang steht.

Eine Einleitung gewährt einen Rückblick über die bisherigen Deutungsversuche. Das eigentliche Werk zerfällt in zwei Abschnitte: der erstere ist einer Quellenuntersuchung, der letztere einer Erklärung der Bestandteile des Mythus gewidmet.

Die Quellen zum Baldermythus sind öfters, besonders in den letzten Zeiten, der Gegenstand von Untersuchungen gewesen, die der Arbeit K.s sehr zu Gute kamen. Der Verfasser zerteilt die Quellen in 3 Gruppen: Quellen des Mythus, der Sage und des Cultus. Die Quellen des Mythus sind im allgemeinen die isländischen, die Quellen der Sage der pseudohistorische Bericht Saxos, die Quellen des Cultus die spärlichen Traditionen in der Frithjofs Saga und bei Saxo.

I *Mythus.* Im Text der Voluspa 32,2 kehrt K. zu der

alten Erklärung von *folgen* zurück: »Für Balder sah ich das Leben *verborgen*», zweifellos die sprachlich und mythisch richtige Auffassung (pp 22—24). — Die Hauptquelle bleibt die Snorra Edda. Der Urtext muss durch Kombination der Hss rekonstruiert werden, da alle Hss den ursprünglichen Bestand verändert haben (43 — 44). Die Quellenuntersuchung ergiebt für Snorri lauter schriftliche Quellen; mit Niedner verneint K. gegen Müllenhoff die mündliche Überlieferung (53). Die Erzählung Snorris ist unursprünglich: Snorri hat die Quellen im Geiste seines moralischen Systems überarbeitet (54). Jedoch nimmt K. an, dass die Feindschaft zwischen Balder und Hothr, sowie die an Hothr verübte Rache nach Snorris Ausweis dem Urmythus fremd waren (55). Der Zusatz der Rache erklärt sich (Brunner, *Über absichtslose Missethat in dem altdeutschen Strafrechte*), sobald Balders Tod als absichtslose Missetat aufgefasst wird, und muss von diesem juristischen Standpunkte aus beurteilt werden (56 fgg). Das Kolorit der Erzählung zeigt Vieles, was an die romantischen Sögur und die kristlichen Vorstellungen erinnert, ohne dass man jedoch mit Bugge auf eine direkte Entlehnung und Umgestaltung christlicher Legenden schliessen dürfte (57 fgg).

II *Sage*. Der Bericht Saxos ist offenbar unursprünglich, und muss in Bezug auf seine Entstehungsgeschichte untersucht werden. Diese Untersuchung ist bereits von zwei Forschern unternommen worden, nämlich Bugge und später Axel Olrik (*Sakses Oldhistorie*). Bugge hat der Stilistik Saxos seine Aufmerksamheit zugewendet, und einen starken Einfluss des antiken Romans nachgewiesen; er ist aber dabei in den Irrtum verfallen, diese stilistischen Einflüsse als Motiventlehnungen aufzufassen. Viele Züge der Baldersage kehren bei Saxo formelhaft wieder; andere zeitgenössische Produkte haben die Darstellung beeinflusst (66 - 81). Die eigentliche Quellenuntersuchung knüpft an A. Olriks Resultate. K. unterscheidet als Quellen Saxos: eine norwegische Form, welche die Theomachie, den Tod Balders durch das Zauberschwert und die Leichenfeier Balders enthielt, und zwei dänische Lokalsagen von Balder und Höther, eine schleswigsche und eine seeländische. Die norwegische Quelle lässt sich mit den isländischen Berichten zu einem norrönen Mythus rekonstruieren (81—105).

III *Kultus*. Die Quellen fliessen hier sehr spärlich und sind späteren Datums; K. betrachtet sie jedoch als genügend, um das Vorhandensein eines Balderkultus für einige Gegenden von Norwegen und Dänemark wahrscheinlich zu machen.

In einem vierten Kapitel entwirft K. eine Geschichte der Sage auf Grund der gewonnenen Resultate. Nach seiner Meinung kann keine der überlieferten Formen als ursprünglich gelten; jede

ist durch Interpolationen bereichert und verändert worden. Einige Züge bleiben überall bestehen; aus den bei den einzelnen Formen verschiedenen Zügen hat man nun die dem Urmythus gehörigen herauszuschälen. So gelangt man zu einen gemeinnordischen Mythus, den K. in Kürze skizziert (S. 133). Es ist zu bemerken, dass dieser ältesten, philologisch erreichbaren Stufe, wie sie K. ansetzt, ein Element fehlt, das durch eine norröne Interpolation ausgestossen worden ist, nämlich der Anlass zu Hothrs Handlung. Scheidet die Liebesgeschichte als eine Neuerung aus, so muss man zugeben, dass eine Lücke entsteht, die vielleicht nicht einmal durch Hypothesen zu füllen ist. Mir scheint, dass die relative Schwäche der ganzen Konstruktion gerade hierin liegt, oder wenigstens dass die künftige Kritik ihr Augenmerk gegen diesen Punkt zu richten hat. Ich komme weiter unten darauf zurück, da K.s Deutungsversuch vielleicht an dieser Lücke strandet. Jedoch ist die Möglichkeit nicht zu leugnen, dass die Lücke unvermeidlich ist, und dass uns nur eine hoffnungslos verderbte Überlieferung zu Gebote steht.

Der Verf. geht dann zur Erklärung des von ihm erschlossenen Mythus über; und in diesem Teil der Arbeit macht sich der Einfluss der anthropologischen Schule bemerkbar. K. hat die Deutung Balders als Sonnen-, resp. Himmelsgott, wie man wohl hoffen darf, endgiltig aus der germanischen Mythologie weggeschafft. Er geht an ihr vorbei, ohne sich einmal mit ihr auseinanderzusetzen. Vielleicht mit Unrecht: il est des morts qu'il faut que l'on tue. In einer Recension von K.s Buch [1] wird die Sonnentheorie immer und das schöne Haar hat Balder mit den germanischen Häuptlingen gemeinsam, ohne dass man doch die germanischen Könige noch verfochten, und E. H. Meyer hält auch in seiner neuen *Germanischen Mythologie* an seiner Auffassung von Baldr-Hothr als Dioscuren fest. Es wäre also nützlich gewesen, die Unhaltbarkeit solcher Erklärungen zu zeigen. Nur zwei Umstände lassen sich für diese Theorien verwerten: das leuchtende Haar Balders (die Sonnenstrahlen), und die an Hothr von dem neugeborenen Vali verübte Rache (die Morgenröthe rächt an der Nacht den Mord des Sonnenlichtes). Die Rache fällt aber als Interpolation weg; [2] als Sonnensymbole aufzufassen hätte. Der Umstand, dass der Name Balders (= der silberhaarige) zum Epitheton des Königs,

[1] Revue Critique, 1903, von Pinault. Das Werk K.s wird hier unberechtigterweise mit einigen Zeilen abgefertigt.

[2] Wollte man sogar den Zug als ursprünglich behalten, so wäre damit für die Sonnentheorie noch Nichts gewonnen. Hubert u. Mauss haben in ihrer unten citierten Abhandlung überzeugend nachgewiesen, dass aus der Rolle der kämpfenden Götter gar kein Schluss zu ziehen ist.

und geradezu zum Synonymon von »Herren» wurde, spricht auch nicht für die Auffassung als Sonnengott. Allen diesen Deutungen liegt dasselbe Vorurteil zu Grunde, das für die idg. Sprachgeschichte lange Zeit hindurch verhängnisvoll gewesen ist, näml. die Überschätzung der vedischen Tradition. Der Natursymbolismus der brâhmanischen Theologie, offenbar ein Erzeugnis jüngerer Spekulationen, galt als der primitive Zustand der idg. Stämme. Dabei wird aber ein Element völlig ausser Acht gelassen, nämlich das zauberhafte, während das dichterische, litterarische zu einer unberechtigten Ehre kommt. In vielen Fällen, wo man mythische Personen sieht, liegt einfach ein magischer Glaube vor, wie wir ihn bei primitiven Völkern in seinem reinen Zustand, ohne Beimischung von Symbolismus und Mythus, finden. So wird uns von gewissen Artushelden berichtet, dass ihre Kraft je nach dem Stand der Sonne wechselt, und viele Forscher nehmen daraus Anlass, diese Helden als Sonnengötter zu betrachten. Immerhin schwankt die Überlieferung: bald wächst die Kraft Gawans mit der aufsteigenden Sonne, um nach Mittag wieder abzunehmen; bald ist er zu Mittag am schwächsten. G. Paris (H. L. F. XXX pp 35—36) vermutet, dass die erstere Fassung die echte ist. Die andere lässt sich aber ebenso gut erklären. Eine ähnliche oceanische Sage wird von Frazer (G. B.[2] 1, 295) angeführt. Die Kraft des Helden wechselt mit seinem Schatten; ein Zauberer, der dieses weiss, greift ihn zu Mittag an, wo der Schatten und infolgedessen die Kraft am geringsten ist, und tötet ihn. Wir haben es hier einfach mit dem Glauben zu tun, dass der Schatten ein Teil der Person ist. Völker, die am Meerestrande leben, glauben, dass ein Kranker nie während der Flut, sondern erst mit der eintretenden Ebbe sterben kann: wird man denn die Helden von Volksmärchen auf einen solchen Zug hin für Meeresgötter halten?

Die Deutung K.s hat nun eben das Verdienst, dass sie diese rituell-magischen Elemente berücksichtigt und von den rein märchenhaften trennt. — Der Verf. teilt den gesammten Mythus in 2 Kapitel: Balders Leben und Balders Tod.

I *Balders Leben.* Das Thema von Balders Leben ist, wie es bereits Frazer nachwies, in den Rahmen eines weitverbreiteten Volksmärchens hineingegossen worden, näml. des Märchens vom verborgenen Leben oder vom Körper ohne Seele. Nordische Formen sind massenhaft vorhanden, und werden von K. gesammelt. Die norröne Interpolierung der Liebesgeschichte Balders lässt sich auch sehr gut als eine Variante des Märchens erklären. Diese Auffassung des Mythus bietet die weiteren Vorteile, dass die von Bugge herangezogene jüdische Sage von Jesu und Judas nicht mehr als das Vorbild des Mythus, sondern nur als eine Variante

des Märchens erscheint, und dass die verwandte Meleagersage zeigt, wie der Gegenstand, in welchem das Leben des Helden verborgen ist, in den verschiedenen Varianten verchieden werden kann. Diese Erklärung Frazers ist jetzt unerschütterlich festgestellt.

Es sind dann noch die eigentlich mythologischen Vorstellungen herauszugreifen. Die Analyse ergiebt als Züge Balders magische Eigenschaften, und zwar solche, die sonst gewissen, besonders heiligen Personen, wie Königen, Priestern u. s. w. zugeschrieben werden. Hierin liegt, wie ich glaube, der dauernde Ertrag der neuesten Erklärungsmethode. Im Gegensatz zur den anderen Schulen hat die neue Richtung hervorgehoben, dass das Residuum mythischer Vorstellungen materieller Natur ist. Die früheren Theorien, sowohl die meteorologische wie die moralisch-apologische, betrachten den Mythus als eine Art Dichtung, als einen mehr oder weniger bewussten Symbolismus. Dieses setzt aber bei den primitiven Stufen der Entwickelung Anlagen zur Dichtung voraus, die von der vergleichenden Anthropologie gar nicht bestätigt werden. Für den kulturlosen Menschen gilt es nicht zuerst, schöne Gebilde der Phantasie aufzubauen; seine Tätigkeit ist rein praktisch, und er will die Natur beherrschen. Dieses Ziel erreicht er vermöge der Magie, und die magische Stufe lässt sich überall bezeugen, auch da wo eine eigentliche Religion und Mythologie, wenn überhaupt vorhanden, so noch in der Wiege liegt. Dass diese, auf die unmittelbare Wirksamkeit gerichteten Vorstellungen sich nachher mit anderen, weniger eigennützigen verknüpfen, lässt sich gut erklären. Von der reinen Magie ist der Übergang zum dichterischen Mythus leicht denkbar; dagegen ist kein Versuch gemacht worden, die magischen Bestandteile des Mythus von dem symbolistischen Vorstellungskomplex aus zu deduzieren: und ich sehe nicht ein, wie das Unternehmen Einem gelingen könnte. Zwar wird man den früheren Mythologen nicht übel nehmen, dass sie dies nicht getan haben, da die Bedeutung der rituellen Elemente unterschätzt worden war. Sobald aber Mannhardt nachgewiesen hatte, dass der rituelle Teil vieler klassischen Mythen und Kulten heute noch als Volkssitte fortlebt, musste dieser Umstand erklärt werden; und man kam bald zu der Erkenntnis, dass eben diese Mythen nur die Lokalformen waren, in welche sich allgemein verbreitete Zauberriten hüllten.

K. untersucht also die magischen Eigenschaften Balders, vergleicht sie mit denen anderer Götter und Menschen, und entwirft ein Bild altgermanischer religiösen Vorstellungen. Dieser Teil des Buches ist sogar etwas weitläufig ausgefallen, indem der Verf. Vieles heranzieht, was er für eine spezielle Arbeit hätte sparen können. Er kommt zu dem Schlusse, dass Balder ein heroi-

sierter König ist, d. h. diejenigen Züge aufweist, die den germanischen Häuptlingen gemeinsam waren; nur sind diese Züge sozusagen ins Transcendentale versetzt.

II *Balders Tod.* Die analyse des Mythus ist hier leichter, weil man als Mittelpunkt eine Handlung hat, die immer als ein Ritus, und bereits früher als ein Opfer gedeutet worden ist. Bei der Erklärung der Bestandteile fusst K. auf die ausgezeichnete Arbeit von Hubert und Mauss: *Essai sur la nature et la fonction du sacrifice* (Année sociologique, 1899), die Ordnung und Klarheit in das schwierige Thema gebracht hat. Die Verfasser gehen von der Analyse einen vollständigen Opferrituals (des vedischen Tieropfers) aus um ein Schema des Opfers und seiner Zauberwirkungen zu entwerfen: daher war die Arbeit sehr geeignet, die mit dem Tode Balders verknüpfte Magie zu erklären. -- Eine Tatsache geht aus den Ausführungen K.s, (der mit Frazer und anderen Forschern z. T. übereinstimmt), sehr klar hervor: nämlich dass B.s Tod einen Opferritus, und zwar einen periodischen darstellt. Was für ein Ritus aber dahinter steckt, darüber gehen die Meinungen auseinander.

K. legt seiner Konstruktion die von ihm angenommene Auffassung von Balder als einem idealisierten König zu Grunde. Weiter weist er mit Bugge auf die Erzählung vom Opfer Königs Vikarr hin. Statt eines Opfers an Odin haben wir ein Opfer an Loki. Die Anwesenheit sämtlicher Asen, die Steinigung Balders (= scherzhaftes Kampfspiel) erinnern an Sühnopfer. Die Asengemeinde befreit sich von dem drohenden Untergang dadurch, dass der reinste Ase Loki als Sündenbock ausgeliefert wird. Von der Götterwelt in die Menschenwelt übersetzt, ist es der Ritus eines Menschenopfers (resp. eines Königsopfers) zu lustralen Zwecken, um die Todeselemente von der Gemeinde zu entfernen. — Steht nun dieses Resultat einmal fest, so erweist sich der Baldermythus nicht nur als gemeinnordisch, sondern als gemeingermanisch überhaupt, indem der Ritus noch als Volksbrauch bei anderen germanischen Völkern fortlebt: es ist das *Todaustreiben,* das am Sonntag *Laetare,* d. h. um die alte Jahreswende vollzogen wird. Der Vergleich dieses Ritus, wovon einige norddeutsche Formen das Motiv der Steinigung aufweisen, mit dem Baldermythus ist die eigene Entdeckung K.s, und man kann nicht umhin, der weitgehenden Übereinstimmung eine tiefe Bedeutung beizulegen. Dann würde sich der Ritus weiter an die Saturnalien und an alle ähnlichen, bei vielen Völkern bezeugten Sühnriten anknüpfen.

So bestechend diese Erklärung auch ist, so werden doch alle Schwierigkeiten dadurch nicht gelöst. Einmal sehen wir nicht, was der Anlass zum Opfer gewesen ist. Wir kommen wiederum

zu der Lücke in der Überlieferung. Entfernt man die Liebesgeschichte, so bleiben nur Hypothesen übrig. K. setzt den Vorgang in Zusammenhang mit der allgemeinen Störung der rechtschaffenen Verhältnisse in Valhall, die dem lauernden Loki den Sieg zu sichern droht. Dann muss aber Balder selbst einen Frevel begangen haben, da man ihn als verantwortliches Opfer wählt: wird doch Odin nach seiner Buhlerei mit Rindr in die Verbannung geschickt. Von diesem Frevel wird uns Nichts berichtet, und die Vermutung K.s (p. 265), dass es sich um einen Treubruch handle, schwebt so ziemlich in der Luft. Der Ausgangspunkt der Erklärung bleibt also etwas im Dunklen. Wie gesagt, ist es aber vielleicht unmöglich, dem Übel zu entgehen.

Zweitens kommt bei der Erklärung K.s ein Element zu kurz, das zweifellos von grosser Bedeutung gewesen sein muss, nämlich der Mistelzweig. Dieser Zweig ist es, an welchem Balders Leben hängt; und Frazer ist von diesem Motiv ausgegangen, um seine Theorie aufzubauen. Möglich, dass seine Deutung einseitig ist; andrerseits darf man wohl dieses Element nicht ablehnen: und bei der Theorie K.s sieht man nicht recht ein, welche Rolle dem Mistelzweig zukommt. Bedenkt man, dass die mit den griechischen Göttern in Verbindung stehenden Tiere und Bäume eigentlich der Gott selbst waren, so lässt sich der Gedanke schwerlich abweisen, dass auch die verhängnisvolle Mistel dasselbe ist, wie der durch die Mistel getötete Ase. Es wäre eine Spur von Baumkultus, und man würde direkt auf Mannhardt zurückkommen.

Andere Elemente werden auch vielleicht eine grössere Bedeutung gehabt haben, als es aus K.s Theorie ersichtlich ist. So ist es z. B. merkwürdig, dass das Pferd in den verschiedenen Formen des Baldermythus eine erhebliche Rolle spielt (Balders Quelle u. s. w.): wäre das Pferd als das heilige Tier Balders aufzufassen, so würde sich der Mythus leicht als ein Agrarritus erklären.

Ich möchte nicht behaupten, dass die obenstehenden Einwände genügen, um die Deutung K.s zu widerlegen. Im Gegenteil scheint sie mir die grösste Wahrscheinlichkeit für sich zu behalten. Ich wollte nur zeigen, wie kompliziert die Probleme sind, die sich bei der Behandlung des Mythus aufdrängen. Dass der Gesichtspunkt Frazers und K.s, die Geschichte Balders als die poetische Umhüllung eines Jahresritus zu erklären, einen wesentlichen Fortschritt bildet, ist zweifellos. Die Überlieferung ist aber derartig schwankend und verderbt, dass eine völlig sichere Wahl zwischen den vorhandenen Riten vielleicht nicht gelingen wird; andrerseits dürfte es wohl bedenklich sein, eine Mischung verchiedener Riten in diesem Falle anzunehmen.

Es ist nun zu hoffen, dass die einmal eingeschlagene Methode auf dem Gebiete der germanischen Mythologie weitere Anwendung finden wird. Damit soll nicht gesagt werden, dass die Theorien Bugges abzulehnen seien. Erst eine streng philologische, kritische Untersuchung der Quellen wird uns in den Stand setzen, die alten Mythen von den neuen Formen zu scheiden, und den unleugbaren Einfluss christlicher Vorstellungen zu bestimmen. Ist man aber zu den germanischen Urmythen gelangt, so wird wohl die Erklärungsweise, die für die klassischen Religionen so fruchtbar gewesen ist, auch hier die befriedigendsten Lösungen bieten.

J. Poirot.

Grammaire historique de la langue française par *Kr. Nyrop*, professeur à l'Université de Copenhague. Tome deuxième. Copenhague, Det Nordiske Forlag, 1903. VIII + 453 pp., gr. in-8⁰.

Ce volume mérite les mêmes éloges que j'ai adressés, il y a quatre ans (v. *Neuph. Mitt.*, 1899, 15/11—15/12, pp. 10—11), au premier tome de la *Grammaire* de M. Nyrop. On y retrouve cette heureuse alliance d'un style attrayant et d'une érudition à toute épreuve, qui fait qu'on lit les ouvrages du savant romaniste de Copenhague avec autant de plaisir que de profit. Selon moi, c'est précisément ainsi qu'il faut écrire pour rendre plus doux aux novices les fruits souvent si amers de la science. Si cependant, après tout, ce second volume se lit avec moins d'agrément que le premier, la faute en est certainement au sujet, les attraits de la morphologie du français étant difficiles à mettre au jour.

L'auteur a divisé son volume en cinq livres, où sont traités successivement les verbes, les substantifs et les adjectifs, les noms de nombres (*sic*), les articles, les pronoms. Il a soin d'élucider, par de nombreux exemples, le développement historique des différentes formations et ne craint pas la répétition, s'il s'agit d'étudier un fait sous différents points de vue. Comme dans la Phonétique, l'auteur n'oublie jamais que la langue consiste en une série de *sons*, dont les *lettres* ne nous rendent qu'une image imparfaite et vieillie. Pour la commodité des lecteurs, il a, dans ce volume, adopté la notation phonétique de *l'Association phonétique internationale,* ce dont on ne peut que le louer. Pour les détails, je préfère renvoyer à l'ouvrage lui-même.

Voici quelques points pour lesquels je ne suis pas du même avis que M. Nyrop:

P. 66: « *Cheant* aurait dû donner *chant,* mais une telle forme monosyllabe aurait fait disparate avec tous les autres participes

présents, et comme on a voulu distinguer la terminaison d'avec le radical, la synérèse ordinaire n'a pas eu lieu; on la trouve au contraire dans l'adjectif *mescheant* > *meschant* > *méchant*». Je vois ici, comme à d'autres endroits (p. 150, etc.), apparaître cette idée de l'existence d'un »Deutlichkeitstrieb», dont je n'ai jamais pu me convaincre. Il m'est impossible d'entreprendre à cette occasion la réfutation systématique de cette théorie, qui a été le mieux exposée par M. Ivan Uschakoff dans son étude *Zur Erklärung einiger frz. Verbalformen* (*Mémoires de la Société Néo-philologique à Helsingfors* I [1893], p. 165, note). Je dois me borner à dire ici que tout ce qu'on met sur le compte de cet »instinct d'intelligibilité» me semble pouvoir être expliqué autrement, en premier lieu par l'hypothèse d'une analogie quelconque. Si l'on n'a jamais dit **chant* (< cadentem), **crant* (< credentem), **sant* (< sedentem), c'est que l'influence des radicaux toniques *chie-*, *crei-*, *sie-* s'est fait sentir avait l'amuïssement de l'*e* en hiatus. Au lieu de **chiéant*, **siéant*, on a eu *chéant*, *séant* selon la règle d'après laquelle un *é* (*e*) atone correspond à *ie* tonique (cp. *acquérant* — *acquiers*, *venant* — *viens*, etc.) Si cette hypothèse n'est pas jugée bonne, on pourrait en trouver d'autres. Mais qu'on cherche des explications »par analogie» avant de recourir au mystérieux »instinct d'intelligibilité»!

P. 101: M. Nyrop regarde la forme *fazent* de la Passion (v. 484) comme une forme provençale du prés. de l'ind. du verbe *faire*. C'est plutôt un subjonctif tout régulier (cp. E. Stengel, *La Cancun de saint Alexis*, p. 136[b]).

P. 106: *prendiam > *prenge*. De la forme hypothétique *prendiam vient régulièrement *preigne* (cp. verecundia > *vergogne*, *rotundiare > *rooignier* > *rogner*). Il est donc difficile de croire que *prendiam ait pu produire la terminaison *-ge*.

P. 115: *puisse* remonterait à une forme latine avec *t* + *j*. Cela est impossible; on aurait **puise* (cp. t. I, § 474, 1°). La forme *puisse* vient probablement de *possiam, et il est par conséquent fort improbable que *puis* provienne de *poteo; on peut choisir entre *posco et *possio.

Pp. 126 et 127: cantāt pour cantavit. Comment est-ce que cantāt aurait pu conserver son *a* en français? Il faut bien admettre une forme [kantat:], écrite cantat, et sortie peut-être de [kantavt], écrite cantaut. D'autre part, [kantavt], devenu [kantaut], a donné naissance aux formes italienne et hispano-romane (it. *cantò*, esp. *cantò*, port. *cantou*). Toujours est-il singulier que la forme latine cantait ne soit pas représentée en roman.

Je signale enfin quelques *lapsus* que j'ai remarqués.

P. 44, l. 10: *vessent*; naturellement *veissent* (cp. angustia

> *angoisse*). — P. 47, l. 8 d'en bas: weidinon; il aurait mieux valu donner comme étymologie le germ. *waiðanjan, puisque la forme haut-allemande n'explique pas la terminaison *-gnier.* — P. 79, l. 8: *fui;* l'infinitif de ce verbe n'est pas en *-uire.* — P. 80, l. 2 d'en bas et p. 86, § 111: strictum; ce part. vit encore dans l'adj. *étroit.* — P. 109, l. 7: *aliam; lisez *alliam (cp. p. 113, l. 17). — P. 112, l. 5: *veinche;* lisez *venche;* — P. 125, l. 11: *iere,* etc.; l'auteur aurait dû mentionner aussi la forme *ere,* etc. — P. 134, l. 5: *tului; lisez *tollui. — P. 190, l. 11: *brace;* ce mot n'est pas un pluriel. — P. 192, l. 15 (cp. p. 207, l. 3—4, etc): *gres* — *grec;* c'est une formation savante, la forme populaire en est *grieu,* cas-sujet *grieus.* — P. 203, l. 15: *pieur;* pourquoi pas plutôt *peior* ou *poieur?* — P. 267, l. 15: *val* était du masculin au moyen âge, aussi bien que plus tard. — P. 285, l. 5: *porfont, porfonde;* lisez *parfont, parfonde.* — P. 286, l. 19 et 30: *grieis;* est-ce que cette forme a existé? N'a-t-on pas toujours eu *grïeis, grïès* (à côté de *grezeis,* etc.), fém. *grïesche?* — P. 371 § 526, 3⁰: *ti* ne peut guère venir directement de tibi; c'est une forme calquée sur *mi.* — P. 405, § 570: comme dans l'Est *que* remplace aussi le masc. *qui,* il s'agit probablement d'un affaiblissement postérieur de *qui* en *que.*

A. Wallensköld.

Polemisches.

M. Erik Rosengren, de Norrköping., a bien voulu, dans une lettre privée, m'adresser quelques observations courtoises au sujet de mon compte rendu de sa conférence faite au congrès philologique d'Upsal (v. *Neuph. Mitt.,* 1903, pp. 112—3). Comme cette question de l'identité de la quantité prosodique et de l'accent dynamique me paraît être d'un intérêt capital, je prends, avec le consentement de M. Rosengren, la liberté de transcrire ici les passages de sa lettre qui tendent à réfuter mes objections à sa théorie:

«Les faits suivants parlent contre l'idée que cette énigme du déplacement de l'accent tient à ce que je n'aurais pas tenu compte des variations de l'accent dynamique à l'intérieur de la syllabe:»

«1:o. Il n'est pas prouvé que l'intensité varie dans *sórragis* de telle façon que l'*r* soit le phonème le plus fort.»

«2:o. Quand même il serait prouvé que l'*r* fût le phonème le plus fort, il ne s'ensuit pas que *o* semble être accentué dans *sórragis* et *a* dans *sigárros.*»

«3:o. C'est un fait que l'accent est déplacé, quand on reproduit à rebours les mots dans lesquels la partie moyenne de la consonne médiale ne peut pas être le plus fortement accentuée: *áttigas* — *sagítta*.

«4:o. C'est un fait que le même déplacement d'accent a lieu, quand la consonne médiale ne s'entend pas. Si l'on prononce dans le phonographe le mot *assessor* avec une voix relativement faible, il arrive quelquefois que l'*s* est reproduite par le phonographe d'une façon indistincte, ou bien pas du tout: *a(ss)é(ss)or*. Pourtant, si l'on fait tourner le cylindre du phonographe à rebours, l'accent se déplace: *ró(ss)e(ss)a*. Dans ce cas, l'accent ne saurait dépendre de la consonne médiale, qu'on n'entend pas; donc, il dépend de — la distance intermédiaire. Il pourrait donc ne pas être si évident que je me sois trompé dans mes conclusions.»

N'étant pas à même de prouver expérimentalement que l'*r* de *sórragis* porte un plus fort accent dynamique que la voyelle précédente, je dois laisser la question ouverte, jusqu'à ce que les phonéticiens *ex professo* se soient prononcés là-dessus. Mais si mon oreille ne s'est pas trompée et que mon opinion sur le point culminant de l'accent dans *sórragis* soit juste, il ne me semble aucunement difficile d'expliquer les déplacements d'accent dans les groupes *áttigas* — *sagítta, assésssor* — *róssessa*. C'est qu'il faut ici faire une distinction nette entre la force et la sonorité d'un phonème (v. sur ces termes Ed. Sievers, *Grundzüge der Phonetik*[5], §§ 516—8, Paul Passy, *Les sons du français*, 5:e éd., §§ 100—102 et M. Rosengren lui-même dans *Språk och stil*, 1902, pp. 101—2). Si une voyelle tonique s'entend beaucoup plus distinctement que la consonne qui la suit dans la même syllabe, cela ne prouve pas *eo ipso* que cette voyelle soit prononcée avec une force expiratrice plus grande que la consonne suivante. Cela montre seulement que la voyelle est plus sonore que la consonne. Donc, le *t* dans *sagítta* et la seconde *s* dans *asséssor* peuvent fort bien être plus fortement accentués que les voyelles qui les précèdent, quoique celles-ci, étant des phonèmes d'une plus grande sonorité, frappent notre oreille d'une manière toute particulière. La raison principale qui me force à rejeter la théorie de M. Rosengren, c'est qu'il y a des langues (et des dialectes) où le plus fort accent d'intensité ne coïncide pas, comme en suédois, avec la plus longue syllabe. En finnois p. ex. la première syllabe du mot porte toujours le plus fort accent dynamique, et pourtant elle peut être brève et suivie d'une syllabe plus longue: *menee* (pron.: 'mene:), *kävelee* ('kɛvele:). Est-ce que le plus fort accent dynamique ne resterait pas sur les syllabes *em* et *ɛk*, si l'on reproduisait ces mots à rebours?

A. Wallensköld.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins für das akademische Jahr 1903—1904.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 26 September 1903, bei welcher Sitzung ausser dem Vorstande 14 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung des Frühjahrsemesters wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Der Schriftführer verlas den Jahresbericht für das akademische Jahr 1902—1903.

§ 3.

Man schritt zur Wahl des Vorstandes und der Revisoren. Dabei wurden wiedergewählt: als erster Vorsitzender Dr. *A. Wallensköld*, zweiter Vorsitzender Dr. *H. Palander* und Schriftführer Mag. phil. *M. Wasenius*. Zu Revisoren wurden gewählt: Fräulein *A. Bohnhof* und Stud. phil. *H. Petersen*.

§ 4.

Dr. *Wallensköld* besprach das von »Selskab for germansk filologi» in Kopenhagen herausgegebene Buch über Karl Werner und gab im Anschluss daran eine kurze Lebensbeschreibung des berühmten Sprachforschers.

Dr. *Pipping* las einige Briefe vor, die Werner an ihn geschrieben und die unter den im obenerwähnten Werke publizirten Briefen nicht zu finden sind. Der Verein beschloss dieselben in den Mitteilungen abdrucken zu lassen.

§ 5.

Dr. *Wallensköld* besprach Förhandlingar vid 6. nordiska filologmötet i Upsala 1902. Lektor Rosengrens Aufsatz über die antike Qvantität und den dynamischen Akzent der modernen Phonetik veranlasste eine kürzere Diskussion, woran Dr. Wallensköld, Dr. Pipping, Dr. Uschakoff und lektor Poirot sich beteiligten.

§ 6.

Als Mitglieder des Vereins wurden vorgeschlagen und gewählt: Fräulein Ella Stiehl, Fräulein Ingrid Theslöf und Stud. phil. Karl Wiik.

In fidem:
Matias Wasenius

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 17 Oktober 1903, bei welcher Sitzung ausser dem Vorstande 16 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Der Vorsitzende meldete, der Verein habe von der Bibliothèque méridionale in Toulouse zwei ihrer Publikationen erhalten: J. Calmette, Louis XI, Jean II et la révolution catalone und Voyage au purgatoire de St. Patrice, visions de Tindal et de St. Paul publ. par A. Jeanroy et A. Vignaux.

§ 3.

Lektor *Poirot* hielt einen Vortrag über die Methodik der germanischen Mythologie anlässlich des von Fr. Kauffmann herausgegebenen Buches über den Baldermythus. Nach einer einleitenden Darstellung der verschiedenen Theorien, die von den ersten Forschern auf dem Gebiete der germanischen Mythologie aufgestellt worden, ging Lektor P. zu der von Kauffmann angenommenen Theorie der anthropologischen Schule über, welcher Theorie er sich auch selbst anschloss. Nach dieser Theorie gehen die Mythen in den meisten Fällen auf eine ursprünglich rein mechanische Handlung zurück, die eine rituelle Bedeutung gehabt hat. An diese rituelle Handlung, die oft aus einem Opfer bestand, knüpften sich dann andere Vorstellungen, welche die Volksphantasie und die Dichtung um dieselbe geschaffen und weiter entwickelt haben. Erst dann kann aber von einem Mythus die Rede sein, wenn die in demselben auftretenden und angebeteten Wesen Götter sind.

Dr. *Wallensköld* schloss sich auch dieser Theorie an, machte aber darauf aufmerksam, dass nicht nur rituelle Handlungen Mythen hervorgerufen haben, sondern auch historische Persönlichkeiten, die sich durch hervorragende Eigenschaften und Heldentaten ausgezeichnet haben und später als Götter verehrt worden sind.

Prof. *Söderhjelm* stimmte Dr. Wallensköld bei.

Prof. *Mandelstam* wollte den Begriff Mythologie in einem viel weiteren Sinne als die vorhergehenden Redner fassen. Die Mythologie hat nicht nur mit rituellen Handlungen und religiösen Vorstellungen zu tun, sondern mit dem ganzen Gedankengange des Volkes überhaupt und ihre Aufgabe besteht darin, die Entwickelung der Volksanschauungen darzustellen. Mythologisch sind die Vorstellungen, welche die Völker über die Welt überhaupt gehabt haben; wenn z. B. ein Volk glaubt, dass die Seele nach dem Tode als ein Vogel über die Berge fliegt, so ist diese Volksanschauung als eine mythologische zu betrachten.

Dr. *Wallensköld* und Lektor *Poirot* wollten eine solche Sage als Folklore bezeichnen, sobald keine religiösen Vorstellungen damit verknüpft sind. Nur wenn dies durch das Eingreifen einer höheren Macht geschieht, kann diese Vorstellung als eine mythologische aufgefasst werden.

§ 4.

Als Mitglieder des Vereins wurden vorgeschlagen und gewählt: Fräulein Katri Danielson, Stud. phil. Aina Maria Forsman und Mag. phil. Bruno Sjöros.

In fidem:
Matias Wasenius.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 7 November 1903, bei welcher Sitzung ausser dem Vorstande 17 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Lektor *Poirot* setzte den bei der letzten Sitzung begonnenen Vortrag über den Baldermythus fort. Kauffmann unterscheidet

zwischen einem Baldermythus, einer Baldersage und einem Balderkultus. Der erste ist in der Edda vertreten, die Hauptquelle der Sage ist in der Darstellung des Saxo Grammaticus zu finden. Von dem Mythus, der dem Norden gehört, giebt es drei verschiedene Versionen: eine isländische, eine norwegische und eine jütländische; aus diesen drei Versionen kann die ursprüngliche Gestalt des Baldermythus rekonstruirt werden. Der Kern desselben liegt in Balders Tod, der als ein ursprüngliches Opfer zu betrachten ist.

Von allen poetischen Zusätzen gelöst, kann der ganze schöne Baldermythus auf einige einfache Züge zurückgeführt werden, die ihre Entsprechung in der ursprünglichen Opferhandlung haben. So zeigt es sich, dass die Asengötter das Volk vertreten, das sich durch ein Opfer gegen das Unglück, d. h. Loke, schützt; das Schwert, womit das Opfertier, Balder, geschlachtet wird, ist in die Mistel verwandelt worden, durch deren unglücksbringende Kraft Balder getötet wird.

Prof. *Mandelstam* konnte keineswegs diese Theorie billigen, die er weder anthropologisch, da ja Kauffmann Anthropologie mit Euhemerismus Hand in Hand gehen lässt, noch ethnologisch fand. Die ganze Beweisführung wird nicht objektiv genug geführt. Es lässt sich gar nicht beweisen, dass der Tod Balders nur aus einer früheren Opferhandlung herzuleiten wäre; diese Annahme findet keine Stütze in irgendeinem historischen Faktum. Wenn in der Frithiof-Sage von dem Balderhag die Rede ist, so ist dadurch auf eine Kultusstätte keineswegs zu schliessen. Ausserdem hat Kauffmann zu subjektiv Schwert und Mistel als eins aufgefasst, da ja im Volksglauben der ganzen germanischen Welt die Mistel als etwas Glückbringendes und Schützendes betrachtet wird. Ferner kann es kaum bewiesen werden, dass ein Gott anderen Göttern als Opfer dargebracht werde, wie es auch eigentümlich scheine, dass der Mythus die Mistel individuell belebt hat.

Unrichtig sei es zu behaupten, dass die Mythen ausschliesslich aus Opfern herzuleiten seien. Sie haben sich aus irgend einer Idee, aus gewissen Vorstellungen, die das Volk gehabt hat, entwickelt; später habe auch ein Ritus dabei entstehen können. Eine grosse Menge Tatsachen unterstützen diese Auffassung.

Lektor *Poirot* machte darauf aufmerksam, dass die Vorstellungen, welche gewisse Handlungen hervorriefen, nur dann als mythologisch zu bezeichnen sind, wenn man glaubte durch diese Handlung einen Gott zum Eingreifen bewegen zu können. Wenn z. B. der Wilde vor dem Kampfe eine Wespe tötet, dieselbe zermalmt und sich dann Gesicht und Hände damit bestreicht, um eben so gut wie die Wespe den Feind stechen zu können, so ist dies

nicht als eine mythologische, sondern als eine magische Vorstellung zu betrachten.

Nach Prof. *Mandelstam* gehörte auch die Magie den mythologischen Anschauungen an, da sowol der Magie als der Mythologie dasselbe psychologische Prinzip zu Grunde liegt. Überhaupt sei es unmöglich, eine bestimmte Grenze einerseits zwischen Sage, Folklore und Mythus wie andererseits zwischen Magie und Kultus zu ziehen. Dafür spreche schon der Umstand, dass Kauffmann selbst vergebens bemüht ist, Baldermythus, Baldersage und Balderkultus von einander zu trennen.

Doktor *Lindelöf* hielt es, wie Kauffmann, für sehr wahrscheinlich, dass die Religion bei den alten Völkern ursprünglich nur praktischen Zwecken gedient habe. Sie bestand aus praktischen rituellen Handlungen, durch welche man sich gewisse Vorteile verschaffen wollte. Von mehreren dieser Handlungen seien noch in den Religionen der heutigen Zeit Spuren zu finden.

Doktor *Wallensköld* sprach sich auch für die Kauffmannsche Theorie aus.

§ 3.

Als Mitglieder des Vereins wurden vorgeschlagen und gewählt: Stud. phil. Helmi Antman, Stud. phil. Greta v. Born, Stud. phil. Gerda Engblom, Stud. phil. Anna Fieandt und Stud. phil. Tony Hall.

In fidem:

Matias Wasenius.

Mitteilungen.

In der Novembernummer des Literaturblatts für germanische und romanische Philologie hat Professor *G. Ehrismann* (Heidelberg) den in Mémoires de la Société néo-philologique à Helsingfors tome III erschienenen Aufsatz Dr. *T. E. Karsten's* »Beiträge zur germanischen Wortkunde» besprochen.

Ausländische Adresse: M. Louis Tarrou, pasteur, Mantes-la-Jolie (Seine-et-Oise), 31 avenue de Magnanville (à une heure de distance de Paris par chemin de fer); recommandé par M. Verner Reims, Helsingfors, Anneg. 2.

HELSINGFORS 1903,
AKTIEBOLAGET HANDELSTRYCKERIET.

